This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sprengel

Arſenne Thiebaut's von Berneaud
Mitglieds verſchiedener gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w.

Schilderung der Inſel Elba.

Nebſt
Notizen von den übrigen kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres.

Meiſt
Nach eigener Anſicht entworfen.

Aus dem Franzöſiſchen.
Mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Zugabe verſehen
von
T. F. Ehrmann.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1809.

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten geſammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgeſetzt
von
T. F. Ehrmann.

Neun und dreißigſter Band.

ASTOR LIBRARY
NEW YORK.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1809.

Vorbericht
des
teutſchen Herausgebers.

Das Original des, hier in teutſcher Bearbeitung mitgetheilten, geographiſchen Werkchens iſt in dem Laufe dieſes Jahres unter folgendem Titel erſchienen:

Voyage à l'Ile d'Elbe, suivi d'une notice sur les autres îles de la mer Tyrrhénienne par *Arsenne Thiebaut de Berneaud*, Sécrétaire émérité de la Classe de Litérature, Histoire et Antiquités de l'Académie Italienne, membre de plusieurs

Sociétés littéraires et savantes etc. à Paris, chez D. Colas, 1808. XVI und 231 Seiten in gr. 8. mit zwei Kupfern und einer Charte.

Dieſer Titel iſt bei gegenwärtiger Ueberſetzung etwas umgeändert worden, weil man in Teutſchland nicht gewöhnt iſt, ein Werk, das nicht auch die Form einer Reiſebeſchreibung hat, wenn es ſchon, wie hier der Fall iſt, größten Theils die Reſultate eigener Beobachtungen eines Reiſenden enthält, eine Reiſe zu nennen.

Denn das hier in teutſchem Gewande mitgetheilte geographiſche Werkchen, iſt, wie ſchon der erſte Ueberblick zeigt, eine wirkliche ſyſtematiſche Schilderung der Inſel Elba. Von einem Tagebuche oder von Auszügen aus demſelben mit Angabe der Daten, iſt keine Spur darin zu

finden; nur hie und da ſpricht unſer Verfaſſer als Selbſtbeobachter, und bloß in dem Anhange kömmt das Datum des Beſuchs vor, den derſelbe dem Inſelchen Montechriſto ablegte.

Jedoch ſagt uns der gelehrte Verfaſſer in ſeiner Einleitung, welche hier zugleich ſtatt der Vorrede dient, daß er vom April 1800 bis zum August 1807 ganz Italien in allen Richtungen und zu verſchiednen Malen durchreiſet, und dabei auch drei Mal die Inſel Elba beſucht, durchwandert und ſorgfältigſt erforſcht habe.

Sein Werk enthält die unumſtößlichſten Beweiſe davon. Doch geſteht der Verfaſſer, und ſeine häufigen Citate, die zugleich ſeine große Beleſenheit beurkunden, zeigen es an, daß er auch viele andere Schriften (das am Ende beigefügte Schriftſteller-Verzeichniß nimmt vier geſpaltene

Columnen ein), doch eigentlich nur zur Vergleichung mit ſeinen eigenen Bemerkungen und Angaben, und zur Unterſtützung derſelben, benützt hat. *)

Dadurch hat dieſe Inſelbeſchreibung ein ſehr gelehrtes Anſehen erhalten; es iſt aber nicht bloß gelehrter Prunk, den der Verfaſſer hier auskramt, ſondern wahre, ſolide, fruchtbare Gelehrſamkeit, welche nicht nur ſeine tiefen Kenntniſſe in mehreren Fächern, ſondern auch ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den alten Klaſſikern an den Tag legt. — Dennoch hat ſich der teutſche Herausgeber, ſeinem Zwecke und Plane getreu, genöthigt geſehen, einige allzuſehr gehäufte, und für den bloßen Geographiefreund entbehrliche Citate wegzuſchneiden, und verſchiedene Digreſſionen, die etwas zu weit von

*) Man ſehe die Recenſion im XXVII. Bde S. 170 u. f. der *A. G. E.*

der Straße abführten, zweckmäßig abzukürzen, welches jedes Mal angezeigt worden iſt.

Uebrigens iſt nichts verändert, obgleich die ganze Schilderung frei, nicht ſklaviſch überſetzt worden iſt. Doch hat ſich der Herausgeber die Freiheit genommen, den §. von der heutigen Verfaſſung der Inſel Elba einzuſchieben und außer den wenigen kleinen Anmerkungen noch eine Zugabe beizufügen. Auch ſind den, im Originale bloß lateiniſch aufgeführten, ſyſtematiſchen naturhiſtoriſchen Benennungen; die teutſchen Namen beigeſetzt worden. Dagegen blieben die beiden Regiſter der Autoren und der Sachen, als hier überflüſſig, weg.

Von den zwei Kupfertafeln, welche alte elbaniſche Münzen und die punktirte Giftſpinne darſtellen, konnte keines hier aufgenommen werden,

Dagegen iſt die hübſche kleine Charte, von welcher in der Einleitung noch etwas geſagt wird, in einem getreuen Nachſtiche hier beigelegt.

In die, von dem Herausgeber vorangeſchickte Einleitung, hat derſelbe die Hauptſumme deſſen verwebt, was der Verfaſſer in ſeiner Introduction Hiehergehöriges ſagt.

Im November 1808.

L. F. E.

Inhalt

Seite

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Ueberſicht der Inſel. — Lage und Gröſe. — Name. 3

Zweiter Abſchnitt.

Naturbeſchaffenheit dieſer Inſel. 7
§. 1. Geognoſtiſche Unterſuchung. 7
§. 2. Gebirge. 12
§. 3. Klima. 17
§. 4. Gewäſſer. 18
§. 5. Naturprodukte. 21

Dritter Abſchnitt.

Einwohner. 29
§. 1. Volksmenge. — Schilderung der Einwohner. 29
§. 2. Krankheiten der Einwohner und ihre Urſachen 37
§. 3. Landwirthſchaft. 39
§. 4. Induſtrie und Handel. 42

Vierter Abſchnitt.

Geſchichte und gegenwärtige Verfaſſung der Inſel. . 47
§. 1. Hiſtoriſche Ueberſicht. 47
§. 2. Jetzige bürgerliche Verfaſſung der Inſel Elba. 76
§. 3. Hoſpitäler und Gefängniſſe. 78
§. 4. Alterthümer. 80

Fünfter Abſchnitt.

Topographie. 83
§. 1. Porto-Ferrajo. 83

Arſenne Thiebaut's von Berneaud

Mitglieds verſchiedener gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w.

Schilderung

der

Inſel Elba.

Nebſt

Notizen von den übrigen kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres.

Meiſt

Nach eigener Anſicht entworfen.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Zugabe verſehen

von

T. F. Ehrmann.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1809.

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten geſammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgeſetzt
von
T. F. Ehrmann.

Neun und dreißigſter Band.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1809.

Vorbericht

des

teutſchen Herausgebers.

Das Original des, hier in teutſcher Bearbeitung mitgetheilten, geographiſchen Werkchens iſt in dem Laufe dieſes Jahres unter folgendem Titel erſchienen:

Voyage à l'Ile d'Elbe, suivi d'une notice sur les autres îles de la mer Tyrrhénienne par *Arsenne* THIÉBAUT *de* BERNEAUD, Sécrétaire émérité de la Classe de Litérature, Histoire et Antiquités de l'Académie Italienne, membre de plusieurs

Sociétés littéraires et savantes etc. à Paris, chez D. Colas, 1808. XVI und 231 Seiten in gr. 8. mit zwei Kupfern und einer Charte.

Dieſer Titel iſt bei gegenwärtiger Ueberſetzung etwas umgeändert worden, weil man in Teutſchland nicht gewöhnt iſt, ein Werk, das nicht auch die Form einer Reiſebeſchreibung hat, wenn es ſchon, wie hier der Fall iſt, größten Theils die Reſultate eigener Beobachtungen eines Reiſenden enthält, eine Reiſe zu nennen.

Denn das hier in teutſchem Gewande mitgetheilte geographiſche Werkchen, iſt, wie ſchon der erſte Ueberblick zeigt, eine wirkliche ſyſtematiſche Schilderung der Inſel Elba. Von einem Tagebuche oder von Auszügen aus demſelben mit Angabe der Daten, iſt keine Spur darin zu

finden; nur hie und da ſpricht unſer Verfaſſer als Selbſtbeobachter, und bloß in dem Anhange kommt das Datum des Beſuchs vor, den derſelbe dem Inſelchen Montechriſto ablegte.

Jedoch ſagt uns der gelehrte Verfaſſer in ſeiner Einleitung, welche hier zugleich ſtatt der Vorrede dient, daß er vom April 1800 bis zum Auguſt 1807 ganz Italien in allen Richtungen und zu verſchiednen Malen durchreiſet, und dabei auch drei Mal die Inſel Elba beſucht, durchwandert und ſorgfältigſt erforſcht habe.

Sein Werk enthält die unumſtößlichſten Beweiſe davon. Doch geſteht der Verfaſſer, und ſeine häufigen Citate, die zugleich ſeine große Beleſenheit beurkunden, zeigen es an, daß er auch viele andere Schriften (das am Ende beigefügte Schriftſteller-Verzeichniß nimmt vier geſpaltene

Columnen ein), doch eigentlich nur zur Vergleichung mit ſeinen eigenen Bemerkungen und Angaben, und zur Unterſtützung derſelben, benützt hat. *)

Dadurch hat dieſe Inſelbeſchreibung ein ſehr gelehrtes Anſehen erhalten; es iſt aber nicht bloß gelehter Prunk, den der Verfaſſer hier auskramt, ſondern wahre, ſolide, fruchtbare Gelehrſamkeit, welche nicht nur ſeine tiefen Kenntniſſe in mehreren Fächern, ſondern auch ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den alten Klaſſikern an den Tag legt. — Dennoch hat ſich der teutſche Herausgeber, ſeinem Zwecke und Plane getreu, genöthigt geſehen, einige allzuſehr gehäufte, und für den bloßen Geographiefreund entbehrliche Citate wegzuſchneiden, und verſchiedene Digreſſionen, die etwas zu weit von

*) Man ſehe die Recenſion im XXVII. Bde S. 170 u. f. der *A. G. E.*

der Straße abführten, zweckmäßig abzukürzen, welches jedes Mal angezeigt worden iſt.

Uebrigens iſt nichts verändert, obgleich die ganze Schilderung frei, nicht ſklaviſch überſetzt worden iſt. Doch hat ſich der Herausgeber die Freiheit genommen, den §. von der heutigen Verfaſſung der Inſel Elba einzuſchieben und außer den wenigen kleinen Anmerkungen noch eine Zugabe beizufügen. Auch ſind den, im Originale bloß lateiniſch aufgeführten, ſyſtematiſchen naturhiſtoriſchen Benennungen; die teutſchen Namen beigeſetzt worden. Dagegen blieben die beiden Regiſter der Autoren und der Sachen, als hier überflüſſig, weg.

Von den zwei Kupfertafeln, welche alte elbaniſche Münzen und die punktirte Giftſpinne darſtellen, konnte keines hier aufgenommen werden,

Dagegen iſt die hübſche kleine Charte, von welcher in der Einleitung noch etwas geſagt wird, in einem getreuen Nachſtiche hier beigelegt.

In die, von dem Herausgeber vorangeſchickte Einleitung, hat derſelbe die Hauptſumme deſſen verwebt, was der Verfaſſer in ſeiner Introduction Hiehergehöriges ſagt.

Im November 1808.

L. F. E.

Inhalt

Seite

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Ueberſicht der Inſel. — Lage und Gröſse. — Name. 3

Zweiter Abſchnitt.

Naturbeſchaffenheit dieſer Inſel. 7

§. 1. Geognoſtiſche Unterſuchung. 7

§. 2. Gebirge. 12

§. 3. Klima. 17

§. 4. Gewäſſer. 18

§. 5. Naturprodukte. 21

Dritter Abſchnitt.

Einwohner. 29

§. 1. Volksmenge. — Schilderung der Einwohner. 29

§. 2. Krankheiten der Einwohner und ihre Urſachen 37

§. 3. Landwirthſchaft. 39

§. 4. Induſtrie und Handel. 42

Vierter Abſchnitt.

Geſchichte und gegenwärtige Verfaſſung der Inſel. . 47

§. 1. Hiſtoriſche Ueberſicht. 47

§. 2. Jetzige bürgerliche Verfaſſung der Inſel Elba. 76

§. 3. Hoſpitäler und Gefängniſſe. 78

§. 4. Alterthümer. 80

Fünfter Abſchnitt.

Topographie. 83

§. 1. Porto - Ferrajo. 83

§. 2. Rio und die umliegende Gegend. . . 91
§. 3. Porto = Longone. 102
§. 4. Capo = Liveri und ſein Kanton. . . 106
§. 5. Campo; Sant = Ilario und San = Pietro. 113
§. 6. Mariana und ſein Bezirk. 120
Notizen von den kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres. 127
§. 1. Inſel Pianoſa. 129
§. 2. — Montechriſto 132
§. 3. — Giglio. 133
§. 4. — Capraja. 134
§. 5. — Gorgona. 135

Zugabe.

Kurze Schilderung der Inſel Elba von einem ungenannten Reiſenden. 137

Einleitung.

Die an der Küſte von Hetrurien im Mittelmeere liegende Inſel Elba iſt hauptſächlich ihres Eiſenreichthums wegen ſchon von alten Zeiten her bekannt und berühmt, auch ſchon von mehreren Gelehrten, Naturforſchern und Mineralogen beſucht, aber (wie unſer Verfaſſer in der Folge beweiſt) noch nicht gehörig unterſucht und beſchrieben worden.

Wir hatten bisher zwar einzelne Abhandlungen über die Mineralogie und beſonders über die unerſchöpfliche Eiſenmine, aber noch keine vollſtändige und befriedigende Beſchreibung dieſer Inſel nach allen ihren Theilen.

Das Wichtigſte aus der Geſchichte der Kunde der Inſel Elba findet man in nachſtehendem Werkchen, beſonders in dem hiſtoriſchen Abſchnitte deſſelben; aber eine Literatur dieſer Kunde fehlt noch.

Wir wollen die hieher gehörigen Notizen, die theils in der Einleitung des Verfaſſers enthalten, theils in

der Beſchreibung ſelbſt zerſtreut ſind, mit denjenigen, welche wir in literariſchen Verzeichniſſen vorfinden, und welche unſer Verfaſſer nicht aufführte, wahrſcheinlich nicht gekannt hat, zuſammenreihen, und ſo einen erſten Verſuch einer

Literatur der Kunde der Inſel Elba

wagen.

A. Allgemeine Schilderungen und Nachrichten:

1) *Sebastiano Lambardi*, Memorie antiche e moderne dell' isola di Elba, Firenze, 1791 in 8.

Unſer Verf. erklärt dieſes Buch (Introduction, p. IX. et sv.) für ganz unbrauchbar; er ſagt: Lambardi (von Porto-Ferrajo gebürtig) habe ſich durch übertriebene Vaterlandsliebe und Neigung zum Abentheuerlichen verleiten laſſen, die gröbſten Erdichtungen, Unwahrſcheinlichkeiten und Mährchen mit Anachronismen, Ignoranz- und andern Fehlern vermiſcht, zum Preiſe ſeiner Geburtsinſel plan- und ſinnlos zuſammen zu häufen, ſo daß ſein Werk gar nichts tauge. — Unſer Verfaſſer, der davon Beiſpiele anführt, verſichert dabei, er habe auch die, in den Handſchriften auf der Inſel zirkulirenden, neueren Schilderungen und Nachrichten von derſelben von Doktor Foſſi, Hauptmann Giovanelli und einem gewiſſen Ciumei geleſen, welche in die Fußtapfen ihres Vorgängers Lambardi getreten ſeyen, und eben ſo unbrauchbare Produkte zur Welt gebracht haben, die jedoch nur Manuſkripte geblieben wären.

2) Lachevardière's, franzöſiſchen Handelscommiſſaires, Nachrichten von der Inſel Elba. (In No. IV. der Annales de Statistique, von Ballois, und daraus überſetzt in den Allg. geogr. Ephemeriden, 1802. X. B. S. 497).

Dieſer Aufſatz iſt für die Kunde des neuern Zuſtandes dieſer Inſel ſehr brauchbar, aber zu kurz, um die Wißbegierde befriedigen zu können. Unſer Verf. (der ihn nicht zu kennen ſcheint) hat ihn ganz entbehrlich gemacht.

B. Etwas ausführlichere Nachrichten von der Inſel Elba in Reiſen durch Italien

finden wir nicht häufig. Wir bemerken hier vorzüglich folgende:

1) In Swinburne's Reiſen — vorzüglich ſtatiſtiſche Angaben, die aber jetzt veraltet ſind. —

2) In den intereſſanten Bemerkungen eines Reiſenden durch Frankreich und Italien — eine gewiß nicht unintereſſante Notiz von dieſer Inſel, die einiger Maßen zur Erläuterung und Ergänzung der Schilderung unſers Verfaſſers dienen kann, und darum dieſer teutſchen Ausgabe etwas abgekürzt, als Zugabe beigefügt worden iſt.

3) In De Sauſſure's noch ungedruckter Voyage d'Italie, ſoll ſich (wie unſer Verf. in ſeiner Introduction p. XV. ſagt) auch eine Notiz von der Inſel Elba befinden, auf welcher ſich jener berühmte Naturforſcher einige Tage aufgehalten hat.

C. Schriften über die Naturgeſchichte der Inſel Elba.

1) Tronſſon Ducoudray hat in Abbé *Rozier's* Journal de Physique, Année 1774. Vol. IV. eine Abhandlung über die Naturbeſchaffenheit der Inſel

Elba geliefert, gegen welche hauptſächlich unſer Verf. in ſeinen geologiſchen Unterſuchungen zu Felde zieht.

2) *Pini* (*Ermenegildo*) Osservazioni mineralogiche su la miniera di ferro di Rio ed altri parti dell' Isola d'Elba. In Milano, 8. Mit 2 Kupfern, 1 Charte der Inſel, und Planen des Bergs Calamita.

Teutſch: von K. H. Köſtlin, mit deſſen und J. F. Gmelin's Anmerkungen. Halle, 1780. 8.

Franzöſiſch: von Vialis, in Rozier's Journal de Physique, T. XII. 1778.

Unſer Verf. führt S. 25 des Originals, in der Anmerkung (27) *Pini*, Lettere sull' isola d'Elba — an. — Sollte dieſes ein von obigem verſchiedenes Werk ſeyn? —

3) *Köstlin* (*Charl. Hen.*) Lettres sur l'histoire naturelle de l'*isle* d'*Elbe*, écrites à S. E. Mr. le Comte de *Borch*. à Vienne, 1780. 8. Mit 1 Kpfr.

Dieſes wird von Meuſel in ſeiner Literatur der Statistik (II. B. S. 360) als ein von obigem verſchiedenes Werk angeführt.

4) *Chevalier* (*Léop.*) Rapport historique sur la mine de fer de *Rio*. —

Dieſe vor einiger Zeit (wie unſer Verf. p. XV. ſeiner Introduction ſagt) in der Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte zu Limoges vorgeleſene Abhandlung iſt, ſo viel bekannt, nicht gedruckt worden; denn unſer Verf. hat ſie, aller deshalb gegebenen Mühe ungeachtet, nicht auftreiben können.

Dieſes Wenige iſt nun Alles, was wir von bisherigen Hülfsquellen zur Kunde der ſo intereſſanten Inſel Elba kennen, und darum dürfen wir ſagen, daß uns dieſelbe noch nicht hinreichend bekannt war.

Deſto willkommener muß jedem Geographiefreunde die Erſcheinung gegenwärtiger Schilderung dieſer Inſel ſeyn, da ſie von einem Manne herrührt, der nicht nur zu dreien Malen die Inſel ſelbſt beſucht und genau erforſcht, ſondern ſich auch als einen denkenden Kopf und ſachkundigen Gelehrten erprobt hat.

Da unſer Verfaſſer aber hauptſächlich auf die Geologie, Mineralogie und Botanik Rückſicht genommen hat, ſo wird jedoch mancher Leſer, welchen das Naturhiſtoriſche nicht ſo ſehr intreſſirt, bedauern, daß derſelbe ſeine intereſſanten Schilderungen von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, nicht noch etwas weiter ausgeſponnen hat, wie er es doch gewiß vermöchte. Aber freilich riß ihn theils ſeine Lieblingsneigung zur Naturbeobachtung, theils ſein eifriges Streben, die irrigen Meinungen zu widerlegen, die man bisher vom Urſprunge und der Naturbeſchaffenheit der Inſel Elba hatte, allzuſehr hin, als daß er ſich länger bei anderen, ihn weniger anziehenden Gegenſtänden hätte verweilen können.

Nichts deſtoweniger wird ſeine Darſtellung alle Klaſſen von Geographiefreunden befriedigen, da ſie Alles umfaßt, was die Kunde der Inſel Elba Wiſſens-

werthes enthält; wodurch eine beträchtliche Lücke in der Literatur der europäiſchen Länderkunde ziemlich vollſtändig ausgefüllt wird.

Derſelbe Verfaſſer verſpricht uns eine ähnliche Beſchreibung der Inſel Korſika, auf welcher er ſich im Jahre 1805 drei Monate lang aufgehalten hat, und macht uns Hoffnung zur baldigen Erſcheinung der vollſtändigen Reiſe durch Italien, auf welche Werke dieſe Schilderung der Inſel Elba, zum Vorſchmack, die Liebhaber gewiß begierig macht.

T. F. E.

Arſenne

Arſenne Thiébaut's von Berneaud

Schilderung

der

Inſel Elba.

Nebſt

Notizen von den übrigen kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres.

Schilderung
der
Inſel Elba.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Ueberſicht der Inſel. — Lage und Größe. — Name.

Von allen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres, das in der früheſten Geſchichte der Völker Italiens ſo berühmt iſt, möchte wohl keine intereſſanter und zugleich unbekannter ſeyn, als die jetzt zu Frankreich gehörige Inſel Elba. *) — Sie verdient in jeder Rückſicht näher gekannt zu werden. —

*) Eine Literatur der Kunde der Inſel Elba findet der Leſer in der von dem Herausgeber dieſer Reiſe vorangeſchickten Einleitung, worin dann auch das Weitere über die bisherige Unbekanntſchaft mit dieſer Inſel geſagt wird.

E.

Die Inſel Elba liegt unter 7° 59′ 24″ 38‴ öſtl. Länge von Paris, und 42° 49′ 6″ 23‴ N. Breite, am Anfange des ſechſten Klima's, wo der längſte Tag 15 Stunden, 9 Minuten beträgt, im mittelländiſchen Meere.

Der Kanal von Piombino, der ſchwer zu beſchiffen iſt, trennt dieſe Inſel von dem feſten Lande der Halbinſel Italiens, von welchem ihre öſtlichſte Spitze nur 10 ital. (= 2 geogr.) Meilen entfernt iſt.

Gegen Norden hat ſie die Inſeln Capraja und Gorgona, gegen Oſten die Klippen von Parmajola und Cerboli und die Küſte von Hetrurien, gegen Süden und Südoſten die Inſelchen Giglio, Monte-chriſto und Pianoſa, und gegen Weſten die Inſel Korſika, von welcher ſie 40 ital. (= 8 geogr.) Meilen entfernt iſt.

Die Geſtalt der Inſel iſt ſehr unregelmäßig. Sie beſteht aus einer weichen und leichten Erde mit zertrümmerten Gebirgstheilen und herbeigeſchwemmten Kieſeln bedeckt, iſt mit Felſenriffen umgeben, die unaufhörlich der tobenden Wut der Winde, den Strömungen und Wogen eines oft ſtürmiſchen Meeres ausgeſetzt ſind. Daher iſt der Umriß der Inſel ſo außerordentlich ausgezackt, und dieſe Auszackung verändert oft ihre Geſtalt.

Dieſelben Urſachen, welche die Außengeſtalt der Inſel verändern, vermindern ganz natürlich auch ihren Umfang.

Zu den Zeiten des Plinius *), (wenn anders die Abſchreiber dieſe Stelle nicht falſch geſchrieben haben) hatte dieſe Inſel einen Umfang von 100 römiſchen (= 20 geogr.) Meilen; gegenwärtig beträgt derſelbe aber nur 60 florentin. (= 20 franz. oder 12 geogr.) Meilen. **) Nämlich:

Vom Kap della Vita bis zum Kap S. Andrea	22	60 flor. Meilen.
Vom Kap S. Andrea bis zum Kap della Calamita	23	
Und vom Kap della Calamita bis zum Kap della Vita	15	

Die Inſel Elba war den Griechen unter dem Namen Aethalia bekannt. Die Etrusker und Römer nannten ſie Ilua oder Ilva, woraus ſodann in neueren Zeiten der heutige Name Elba entſtanden iſt. ***) —

*) Hist. nat. L. III. c. 6.

**) Der Flächenraum wird gewöhnlich zu 7 geographiſchen Quadratmeilen angegeben.

E.

***) Der doppelte Name Ilua und Ilva iſt durch ein Einſchiebſel in die Handſchriften und Ausgaben von Strabo (L. II.), Ptolemäus (L. III. C. 1.) und Plinius (Hist. Nat. L. III. C. 6.) entſtanden, wodurch dann Einige veranlaßt worden ſind, zwei Inſeln daraus zu machen. Dieſen Irrthum haben ſchon Peter Victor (Var. lect. L. XIX. C. 10.), Junius Solinus (De insulis Tyrrhen. C. 3.),

Bei der Untersuchung der Abstammung dieser Namen, welche leicht auf kindische Pedantereien führen könnte, wollen wir uns nicht lange aufhalten, sondern nur anmerken, daß mehrere alte Schriftsteller *) den griechischen Namen Aithalia von dem griechischen Worte αἴθος, Brunst ableiten, und aus den Feueröfen der Eisenwerke auf der Insel erklären.

Der lateinische Name Ilua oder Ilva wird von dem griechischen Worte Ἰλοῦα-Wald, abgeleitet, weil, wie der gelehrte Lanzi **) versichert, die Insel ehemals ganz mit Waldungen bedeckt war.

Die Ableitung dieses Namens von dem hebräischen Worte ערוה (Erva), welche Mazocchi ***) und Maffei †) beibringen, weil sie dafür halten, die He-

Cluver (Ital. ant. L. II. C. 2.) und Dempster (De Etruria regali, L. IV. C. 120.) widerlegt. Auch findet sich jenes Einschiebsel nicht in den beiden Handschriften von Strabo's Werke Nro. 1393 und 1394 in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris.

*) *Diodorus Sic.* Bibl. hist. L. V. — *Hecataeus* von Milet, bei *Stephan. Byzant.* de urbibus et populis. p. 58. — *Eustathius* in Iliad. A. — *Nicander*, in Theriac. v. 472.

**) Sagg. di ling. Etrusc. T. II. p. 72. T. I. p. 130.

***) *Dissert. sopra l'origine de' Tirreni*, in T. III. der Mem. dell' Acad. Etrusc. p. 62.

†) Italia primitiva.

trusker ſeyen von den Moabitern abgeſtammt, und aus Kanaan nach Italien gekommen, möchte wohl wenig Beifall mehr finden.

Zweiter Abſchnitt.

Naturbeſchaffenheit dieſer Inſel.

§. 1.

Geognoſtiſche Unterſuchung *).

Mehr, als manche andere Theile der Erde trägt dieſe intereſſante Inſel die unverkennbaren Spuren großer Naturveränderungen an ſich. Wenn man dieſelbe durchreiſet und näher betrachtet, ſo fragt man ſich: Wie erhielt dieſe Inſel ihre Bildung und jetzige Geſtalt? Hat ſie der Wirkung des Feuers oder des Waſſers ihre Exiſtenz zu verdanken? — Ich wage es nicht, dieſe Frage beſtimmt zu entſcheiden, und begnüge mich daher mit einigen Bemerkungen.

Die Meinung, daß die Inſel Elba ihr Daſeyn einer lokalen Wirkung des Feuers zu danken habe, konnte wohl durch einige Subſtanzen, die man auf derſelben

*) Abgekürzt, weil der gelehrte Verf. hier ſich etwas zu tief in geognoſtiſche Diskuſſionen einläßt, die unſern Leſern nicht willkommen ſeyn würden.

C.

ſaud, veranlaßt werden, aber hinreichend erwieſen iſt ſie, meines Erachtens, nicht.

Man wollte ſonſt den Glimmer (Mica) allein für ein Produkt der Zuſammenwirkung vulkaniſcher Salze anerkennen; aber denjenigen, den man ſo häufig auf der Inſel Elba findet, trifft man nur in kalkigem Boden, in Sandſteinen, in thonigen Felſen, in Schieferſchichten und in Sand von letzter Formation.

Die Serpentinſteine auf dieſer Inſel tragen nicht die mindeſte Spur von vulkaniſchem Urſprunge an ſich; es ſind wahre Speckſteine (Steatiten).

Der auf der Inſel Elba ſehr häufige Granit, aus welchem auch alle Felſen und Klippen gebildet ſind, mit welchen ſie eingefaßt iſt, beſteht aus einem Gemenge von mancherlei verſchiedenen Foſſilien, die durch eine von dem Waſſer bewirkte, zu gleicher Zeit geſchehene Kryſtalliſation mit einander verbunden worden ſind. Dieſer Granit hat durchaus keine magnetiſche Eigenſchaft.

Auf dieſer Inſel findet man weder Porphyr, noch Baſalt, noch Felsſteine, welche Olivine, Augiten und Leuciten enthalten, noch Phonolithen (Klingſteine), noch Feldſpathkryſtalle, die doch ſonſt in vulkaniſchen Gegenden angetroffen werden.

Ueberhaupt konnte ich auch nirgends Spuren von vulkaniſchen Veränderungen in den Gebirgen dieſer Inſel finden.

Zwar hat mir mein Freund Herr Joh. Fabbroni von Florenz, auswärtiges Mitglied des Pariſer Inſtituts, vulkaniſche Subſtanzen gezeigt, welche, nach ſeiner Verſicherung von der Inſel Elba herkommen ſollten; aber ich kann nicht anders glauben, als daß entweder mein gelehrter Freund getäuſcht worden iſt, oder daß jene Subſtanzen, wenn ſie auch wirklich auf dieſer Inſel ſollten gefunden worden ſeyn, bloß zufällige Erzeugniſſe ſind, an welchen das Feuer keinen Antheil hatte; denn jene beſtimmte Verſicherung meines Freundes machte mich in Rückſicht meiner früheren Beobachtungen ſo ſehr irre, daß ich wieder auf die Inſel zurückkehrte, und meine Beobachtungen und Nachforſchungen von neuem begann; aber ich konnte nichts finden, das dem Reſultate meiner früheren Unterſuchungen widerſprochen hätte.

Zwar hat Tronſſon Ducoudray die Haufen von Eiſen-Kieſen (Pyriten), die man häufig in dem Bergwerke zu Rio findet; den Schwefel, der ſich dort in Felsſpalten zeigt, und die Maſſen, die es ihm beliebt, Schlacken zu nennen, und von welchen er ſagt, daß ihre Farbe und die Proportion ihrer Beſtandtheile nach dem Grade des Feuers, das ſie auszuſtehen hatten, verſchieden iſt, als Beweiſe angeführt, daß die Inſel Elba vulkaniſch ſey. — Wenn man aber unbefangen darüber nachdenkt, ſo wird man finden, daß jene Pyriten und jener Schwefel ihre Entſtehung der Zerſetzung von See- und anderen Pflanzen, und nicht dem Feuer zu danken haben. Das, was der gedachte Schriftſteller Schlacken nennt, ſind nichts anders als wahr-

hafte ſchwammige Blutſteine, welche keinem Feuer ausgeſetzt waren; denn die Pyriten, welche ihre Zellen anfüllen, beſtehen aus kleinen glimmerigen und ſchuppigen Theilen, die den übrigen Blutſteinen des Bergwerks von Rio ähnlich ſind.

Ueberdies hat man auch auf dieſer Inſel drei Pechſteine aufgeleſen, die nicht vulkaniſch ſind. Der eine iſt aſchfarbig und beinahe ganz undurchſichtig; der andere iſt gelblich und halbdurchſichtig, und der dritte iſt undurchſichtig und ſchwärzlich. Bei der nähern Unterſuchung hat man keine Spur von Schmelzung an ihnen gefunden, und ihre Zerlegung bewies, daß ſie eine ſtarke Portion Kieſelerde (Silice), etwas weniger reine Thonerde (Alumine) und ſehr wenig Kalk enthielten. Dieſe Thatſache hält den von Tronſſon Ducoudray und Fabbroni beigebrachten Beweiſen das Gleichgewicht.

Nirgends fand ich auf dieſer Inſel ein Stückchen Lava, nirgends ein Ueberbleibſel von Bimsſteinen, oder von Verglaſungen, oder von Aſche, noch von anderen Erzeugniſſen des Feuers. An keinem Berge erblickte ich irgend eine Form eines Kraters. Ueberall ſieht man bloß urſprüngliche Erde, und der Gebirgsſchiefer iſt nirgends mit Erdpech geſchwängert, wie in den feuerſpeienden Bergen.

Aus all dieſem glaube ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Inſel Elba keine Tochter des Feuers,

und nicht, wie z. B. die Lipariſchen Inſeln u. a. m. durch den Ausbruch eines Vulkans entſtanden iſt.

Durch eine gewaltſame Erderſchütterung von anderen Vulkanen veranlaßt, mag ſie wohl einſt, wie mehrere andere Gebirgsrücken, aus den Fluten des Meeres emporgeſtiegen ſeyn, aber ſie ſelbſt iſt nicht vulkaniſch, iſt nicht der Ueberreſt eines ausgebrannten Feuerſpeiers. Der neptuniſche Urſprung dieſer Inſel möchte wohl eher durch die Pflanzenabdrücke bewieſen werden, die man in den Schieferkiesgebirgen derſelben häufig findet.

Sollte aber vielleicht die Inſel Elba einſt ein Theil des gegenüberliegenden feſten Landes geweſen, und durch dieſelben Erſchütterungen, welche Sicilien von dem untern Italien, England von Gallien u. ſ. w. getrennt haben, davon losgeriſſen worden ſeyn? — Auch dieſer Meinung kann ich nicht beipflichten; denn die Berge auf der Seite von Elba gegen das feſte Land hin, ſind von den gegenüberliegenden ganz verſchieden. Die Felſen, welche das Ufer der Inſel bilden, ſind mit röthlicher, mehrere Fuß tiefer Pflanzenerde bedeckt, und mit Eiſenadern durchzogen, welche mit weißem und rothem Quarze, Schiefer, Thon, Sand und ſogar mit grauem Felsgeſteine vermiſcht ſind; auch bemerkt man, daß die Bergſchichten perpendikular, oder beinahe perpendikular ſind; während auf der entgegengeſetzten Seite des feſten Landes die Küſte aus einer mit Trümmern des Meeres angefüllten Kalkerde beſteht, die ehemals ſehr ergiebig an Getraide, Oel, Wein, Bauholz u. ſ. w.

war. Die Felſen zeigen uns dieſelben Steine, aus welchen vor Zeiten Populania, eine der blühendſten Städte des alten Hetruriens erbaut ward. Man findet hier auch Marmor, der aber minder ſchön iſt, als der von Carrara oder aus den Bergen von Siena, gemiſchte Steine, Antimonium= und Alaunadern, Eiſen, deſſen magere Beſchaffenheit nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit dem von Rio hat, und hie und da zerriſſene Schichten von Sand, röthlicher Erde und geröllten Eiſen.

Dem zu Folge iſt alſo die Inſel Elba eben ſo wenig ein abgeriſſener Theil des feſten Landes, als vulkaniſchen Urſprungs. Sie iſt ohne Zweifel aus dem Meere emporgeſtiegen. Der gänzliche Mangel an Seemuſcheln und anderen Meerprodukten beweiſt wohl nichts gegen dieſe Meinung.

---

§. 2.

Gebirge.

Die Naturforſcher, welche die Inſel Elba beſucht haben, ſind in Betreff der Beſchaffenheit ihrer Gebirge nicht einig unter ſich. Ferber *) hält dieſelben für ganz granitiſch; Pini **) hingegen ſagt, Granit ſey nicht der Hauptbeſtandtheil derſelben, und ein dritter, Ducou=

*) In ſeinen mineralogiſchen Briefen über Italien.

**) Lettere sull' isola della Elba.

bray*) fand hier nichts, als Wetzſteine (Lapis coticularis), das heißt, ſehr harten Thonſchiefer. — Der Irrthum rührt von einer unmethodiſchen Beobachtung her.

Die Gebirge der Inſel Elba bilden drei verſchiedene Reihen, deren jede von der andern durch ein Thal getrennt iſt, das ſich immer weiter ausbreitet, jemehr es ſich dem Ufer nähert.

Monte-Caſtello iſt der Mittelpunkt oder Gebirgsſtock der öſtlichen Bergreihe; ſeine Zweige umfaſſen gegen Norden den wohlriechenden Monte-groſſo, und den mit Bäumen bedeckten Monte-Gairico oder Giove, und gegen Süden den wilden Monte-Arco.

Monte-Norello iſt der Kern der mittlern Reihe, und Monte della Capanna der Hauptſtock der weſtlichen. Dieſe drei Gebirgsreihen ſind durch Flözgebirge, ja ſogar auch durch aufgeſchwemmte Gebirge mit einander verbunden.

Wenn man die Berge dieſer Inſel einzeln betrachtet, ſo ſtellen ſie ſehr verſchiedene Geſtalten und Anſichten dar. Das Ganze zuſammengenommen bildet dem erſten Anſcheine nach nichts als eine Maſſe von unfruchtbaren Bergen, deren Anblick die Seele mit Traurigkeit erfüllt, und die Augen ermüdet. Holperige Steinwege, verlaſſene Hütten, zerſtreute Ruinen, elende Weiler, zwei armſelige Dörfer und eine kleine Feſtung; dies iſt, überhaupt genommen, die Anſicht, welche ſich auf der Küſte der In-

***) In der oben angeführten Abhandlung im Journal de Physique, Année 1774 et 1778.

ſel gegen Piombino dem Ankömmlinge darbietet. — Man muß aber tiefer hinein gehen, und den Monte-Groſſo beſuchen, der mit Myrthen, Rosmarin, Maſtixbäumen, wilden Lorbeerſträuchern u. dergl. bedeckt iſt; und dann den Monte-Giove, wo grüne Steineichen, Korkbäume, Lorbeerbäume, Eibenbäume, und eine kleine Zahl von wilden Oelbäumen das Auge ergötzen und der Einbildungskraft ſchmeicheln. Die Gebirgsäſte, die ſich gegen Lungone hin erſtrecken, zeigen nichts als nackte Felſen ohne Erde und beinahe ohne Grün. Bei der Eremitage nehmen ſie eine Oſſianiſche Geſtalt an, durch welche ſie die Seele zu ſüßen Träumereien einladen. — Im Mittelpunkte der Inſel ſind die Anhöhen mit Oliwenbäumen, Maulbeerbäumen und Weinſtöcken bepflanzt. Der Bruſtbeerbaum ſchmückt ſie mit ſeinem zierlichen Laubwerke, und die indianiſche Feige, ſo wie der von Ceraſunt abſtammende Kirſchbaum mit ſeinen köſtlichen Früchten. Weſtwärts zeigt der Rücken und Abhang der Berge nichts als eine zuſammenhängende Granitmaſſe. Die wenige Erde, die ſich an ihrem Fuße befindet, wird durch Fleiß und Arbeit fruchtbar gemacht.

Um ſich einen genauen Begriff von dem Bau des Gerippes dieſer Gebirge und der innern Zuſammenſetzung der Inſel zu machen, ſo wie auch um die Beſchaffenheit des Bodens deſto richtiger darzuſtellen, muß man das Zimmerwerk derſelben in zwei unregelmäßige Polygone abtheilen. Die Hauptlinie oder Körde geht von Portoferrajo in Norden aus, und endigt ſich in Süden in der Spitze des Vorgebirgs della Stella.

Der öſtliche Polygon begreift Rio, Lungone, Capoliveri und ihre Dependenzen; und der weſtliche Portoferrajo, Poggio, Marciana und Campo, nebſt Zugehör.

Der weſtliche, völlig aller metalliſchen Subſtanzen beraubte Theil ſchließt die höchſten Berge der Inſel in ſich, welchen man es nicht abſprechen kann, daß ſie Urgebirge ſind, beſonders wenn man ihre Höhe erwägt, ob ſie gleich in dieſem Punkte den Alpen und den höchſten Berggipfeln der Appenninen nicht gleich kommen, und wenn man ſieht, daß ſie beinahe ganz allein aus Granit beſtehen, der auch die Klippen bildet, welche einen Zackenwall um den Rand der Inſel herziehen, und die eigentliche Grundlage des Bodens von Marciana, Campo und der umliegenden Gegenden iſt. Alle Häuſer ſind von Granit erbaut, die Straßen ſind damit gepflaſtert, und die Felder ſind mit Maſſen davon bedeckt. In dieſer Gegend iſt die Kieſelerde herrſchend, welche hier allen Steinen zur Baſis dient. Man findet ſie überall ſehr häufig und in ihrem reinſten Zuſtande, nämlich in Geſtalt von kleinen Bergkryſtallen, mit einer etwas ſchielenden Durchſichtigkeit; zuweilen mit Quarz verbunden. An einigen Orten, wie z. B. in dem Gebiete von Campo findet man ſolche Kryſtalle mit Alaunerde (Alumine) und Kalk vermiſcht, ſo daß ſie dann koſtbare Steine bilden, die eine ſchöne Politur annehmen, z. B. verſchiedene Varietäten von Kalcedon, beſonders die, welche man Cacholong nennt. — Weiterhin findet man die Kieſelerde mit Thon und Kalkerde verbunden, und ſo bildet ſie dann kleine Maſſen von grauem Achate.

Die Oſtſeite giebt einen ganz verſchiedenen Anblick. Zwar bemerkt man noch in einigen Gegenden, z. B. zu Cala della Grotta, auf der Landſpitze von Capoliveri und in dieſem ganzen Gebiete, Maſſen von Quarz, von Bergkryſtallen, einige Granitblöcke u. ſ. w. Aber die Kieſelerde findet man nur noch hie und da zerſtreut. Die herrſchende Steinart iſt Thonſchiefer, zuweilen Kalkſchiefer von ſehr zerbrechlichem Gewebe und etwas flimmernd von den Glimmertheilchen, die auf ſeiner ganzen Oberfläche zerſtreut ſind. — Die Berge ſind hier nicht ſo hoch, als in dem andern Theile der Inſel; ihre Beſtandtheile ſind hauptſächlich Serpentin und Topf- oder Lavezſteine; auch enthalten ſie ſehr viel Eiſen. Die alaunhaltigen Miſchungen, die in dieſem Theile der Inſel ſehr häufig ſind, und überall in verſchiedenen Combinationen erſcheinen, bilden mit der Kieſelerde, dem Eiſen, der Kalk- und Bittererde zwei-, drei- und mehrfache Zuſammenſetzungen. Man findet hier auch einen blauen Dachſchiefer, der aber von ſo ſchlechter Beſchaffenheit, ſo dünn und ſchwach in ſeinen einzelnen Theilchen iſt, daß man ihn zu nichts gebrauchen kann.

Die Unbeſtändigkeit in der Richtung der Schiefer- und anderen Schichten iſt augenſcheinlich; ſie ſind überhaupt bald auf dieſe, bald auf jene Seite ſchief geneigt, zuweilen horizontal, oft perpendikular. An verſchiedenen Stellen, z. B. auf dem Monte del Saſſo bei dem alten Granitbruche, links von den Grotten, wenn man nach Portoferrajo geht, und längs dem Meere von Capoliveri bis Campo, bemerkt man eine ſehr

ſon-

ſonderbare Diſpoſition der Schichten; ſie ſind in rechten Winkeln mit einander vereinigt, ſo daß immer ein Winkel neben dem andern eingeſchloſſen iſt. — Dieſe letztere Beobachtung hat P. Pini zuerſt, und ich an denſelben Stellen nach ihm gemacht.

---

§. 3.

Klima.

Das Klima der Inſel Elba iſt gemäßigt. Die Hitze iſt daſelbſt weder ſehr heftig, noch von langer Dauer, und die Kälte iſt überhaupt nicht ſtrenge. Wie in dem übrigen Italien iſt der Herbſt und Winter beinahe immer regneriſch. In dieſer letzten Jahrszeit ſind die hohen Berge der Capanna auf ihren Gipfeln vierzehen bis 20 Tage lang mit Schnee bedeckt. Dieſe Zeit über iſt dann die Kälte in jener Gegend ziemlich empfindlich, zuweilen wirklich ſtrenge.

Die größte Kälte, die ſeit Menſchengedenken hier Statt fand, war die, welche am 14ten Februar 1782 einfiel. Drei Tage lang gefror es; alle Agrumi (d. h. Pomeranzen- und Citronenbäume aller Arten) und ein großer Theil der Olivenbäume giengen bei dieſem Froſte zu Grunde.

Bei der größten Sommerhitze kühlen die Seewinde die Luft ab. Die Jahreszeiten folgen beinahe immer

in dieſer Ordnung auf einander: Ein herrlicher Frühling; ein gemäßigt warmer Sommer mit feuchten und kühlen Nächten; ein Herbſt mit unbeſtändiger Witterung, und ein regneriſcher Winter, deſſen Kälte von kurzer Dauer iſt.

Die Luft iſt überhaupt auf der ganzen Inſel geſund. In einigen Gegenden ſind die Süd- und Südoſtwinde ſehr beſchwerlich, welche ziemlich häufig wehen. Am unerträglichſten iſt der ungeſtüme Libeccio, der Südweſtwind, der jedoch nur zuweilen, und nirgends heftig, als zu Poggio und zu Marciana weht. Der April des J. 1802 hat ſich beſonders durch das übermäßig wilde Toben dieſes Windes merkwürdig gemacht, welcher am 13ten des gedachten Monats ſo gewaltſam ſtürmte, daß er die ſtärkſten und flinkſten Männer, und ſogar beladene Eſel niederwarf.

Stöße von Erderſchütterungen empfindet man auf dieſer Inſel niemals.

---

§. 4.

Gewäſſer.

Da die Aeoliſchen Inſeln keine Waſſerquellen haben, weil das Regenwaſſer, ſo wie es fällt, ſogleich von einer immer glühenden Lava aufgezehrt wird; ſo hat man auch aus dem Waſſermangel der Inſel Elba

ihre vermeinte vulkaniſche Beſchaffenheit beweiſen wollen. Aber man hat ſich darin ſehr geirrt; denn es fehlt der Inſel Elba nicht ſo ganz an ſüßem Waſſer, wie den Aeoliſchen Inſeln; ſie hat helle, ſüße, friſche Waſſerquellen in ziemlicher Zahl, welche jedoch großen Theils wegen der Sonnenhitze im Sommer verſiegen; mehrere aber bilden — Flüſſe und Seen ſind nicht vorhanden — hübſche Bäche, die ſich durch die Inſel hinſchlängeln. Der vorzüglichſte derſelben iſt der, welcher auch vorzugsweiſe den Namen Rio (Bach) führt. Er entſpringt in einer ungemein reizenden Gegend, etwas unterhalb des gleichnamigen Dorfes. Sein Waſſer iſt ſchön, ſehr kühl, und ſprudelt in reicher Menge aus ſechs Mündungen des Beckens der Quelle, in welchem es ſich ſammelt. Es nimmt mit den Tagen ab und zu, und zur Zeit des Sommer-Sonnenſtillſtandes, wo ſonſt die Gewäſſer meiſtens niedrig ſind, erhält dieſer Bach eine beträchtliche Breite. Ich habe oft, und immer mit neuem Vergnügen und neuer Luſt aus ſeiner ſchönen Quelle getrunken. Der Bach treibt 18 Mühlen, und nachdem er eine Strecke von einer italieniſchen Meile durchlaufen hat, fällt er ins Meer.

Da die Regen hier nicht ſehr häufig ſind, und der Schnee ſelten iſt, ſo gab es Leute, welche glaubten, der Dunſtkreis könne hier nicht Waſſer genug herbeiſchaffen, um den gedachten Bach damit zu verſehen; ſie geriethen daher auf den Einfall, denſelben durch einen unterirdiſchen Kanal von Korſika oder dem feſten Lande aus mit dem benöthigten Waſſer zu verſehen. Dieſe Mühe iſt jedoch

vergeblich. Der Rio bedarf dieſes außerordentlichen Beiſtandes nicht. Das Meer liefert wäſſerige Dünſte genug, die in Wolken gehüllt, ſich an die Berggipfel hängen, von welchen ſie ausgeſogen werden, um ſie der Erde zu ſchenken, ohne als Regen auf dieſelbe herabzufallen, und auf dieſe Art wird auch der Rio mit dem Waſſer ſolcher Wolken verſorgt, die oft ganz an den Bergen verſchwinden, die ihre Dünſte an ſich ziehen.

Der Einſickerung des Gewäſſers dieſes Baches muß man die Erſcheinung zuſchreiben, welche Fremde ſowohl als Einheimiſche überraſcht; nämlich daß man nur ein wenige Zolle tiefes Loch in den Sand am Meeresufer graben darf, um auf der Stelle das ſchmackhafteſte ſüße Waſſer zu finden. Dieſe Eigenſchaft hat der Bach mit den Flüſſen Rhein, Tajo, Po, Donau und anderen gemeinſchaftlich. *)

Die Inſel Elba hat einige Mineralquellen, von welchen noch in der Folge geſprochen wird.

Man findet auf derſelben auch noch einige Sümpfe,

*) Die Erfahrungen anderer Reiſenden widerſprechen dieſer, ſchon dem Anſcheine nach unrichtigen Angabe, indem ſie durch nicht tiefes Graben in ein ſandiges Ufer nicht weit vom Meere und auf Küſten, die weder Fluß noch Bach haben, gutes, trinkbares, ſüßes Waſſer gefunden haben, das nichts anders als Meerwaſſer war, welches durch den Sand filtrirt, trinkbar geworden war.

die man leicht nutzbar machen könnte, wenn man ſie (nach dem Beiſpiele von Süd-Karolina) in Reißfelder verwandelte, oder wenigſtens mit Bäumen bepflanzte, wodurch die ſchädlichen Dünſte, die ſich über die umliegende Gegend verbreiten, verbeſſert würden.

Dieſe Sümpfe entſtehen dadurch, daß die quer hereinwehenden Küſtenwinde die Wogen mit Gewalt gegen das Ufer hintreiben, den Abfluß des Waſſers hemmen, und die Mündungen der Bäche verſtopfen, indem ſie Kieſelſteine herbei führen, welche nach und nach eine Barre bilden. Da es ſodann dem Waſſer an nöthigem Falle fehlt, ſo tritt es zurück, ſammelt ſich in den Vertiefungen, und ſo entſtehen Sümpfe, in welchen daſſelbe Waſſer, das ſo wohlthätig iſt, ſo lange es fließt, da es nun ſtille ſteht, mephitiſche Dünſte erzeugt, welche drei Monate des Jahres hindurch Campo, Acona und andere Ebenen der Inſel unbewohnbar machen.

---

§. 5.

Naturprodukte.

Da die wichtigſten Naturprodukte der Inſel in der Topographie bei den Orten, an welchen ſie vorzüglich zu finden ſind, angezeigt, und die nützlichſten in der kurzen Schilderung der Induſtrie der Einwohner, ge-

hörig erwähnt werden ſollen, ſo iſt hier vorläufig nur eine kurze Ueberſicht derſelben nöthig *).

Von **Mineralien** findet man hier vorzüglich Eiſen in reichem Ueberfluſſe, das ſchon die Alten kannten und rühmten **). — Ehemals gab es hier auch Kupferminen; aber ein Irrthum iſt es, was mehrere ſonſt ſchätzbare Geographen Anderen nachſagen, nämlich daß es auch Erzgänge von Gold, Silber und Blei auf dieſer Inſel gebe. (Ein Weiteres folgt in der Topographie.)

Von **Vegetabilien** haben wir hier zu bemerken: verſchiedene Getraidearten, beſonders Weizen und Mais. Ferner Erbſen, Bohnen und andere Hülſenfrüchte; wenig Hanf und gar kein Flachs; amerikaniſche oder Baumaloen, aus deren Faſern Zwirn gedreht wird, ſind häufig. Nicht minder ſind es die Waſſermelonen (Cucumis Anguria), die ihrer kühlenden Eigenſchaft und ihres ſüßen Fleiſches wegen im Sommer gar ſehr von den Einwohnern geſchätzt werden, ob ſie gleich nicht ſo groß und nicht ſo gut ſind, als die, welche zu **Viareggio** und in anderen Gegenden des Fürſtenthums **Lukka** erzeugt werden. — Die Küchenkräuter ſind auf

*) Der teutſche Herausgeber hat jedoch Einiges aus den nachfolgenden §§, das ganz hieher gehörte, ausgehoben, und hier gehörigen Orts eingeſchoben. E.

**) *Virgilius*, Aeneid. L. X. v. 174. — *Solini* Polyhistor, C. 3. de Insulis Tyrrhen.

dieſer Inſel weder zahlreich noch ſchmackhaft; ſie ſind meiſt faſerig; auch fehlen mehrere ſonſt in Europa gemeine Gattungen derſelben in den hieſigen Gärten. — Der Wieswachs iſt ſelten, aber von vortrefflicher Güte. Künſtliche Wieſen gedeihen beinahe an allen Orten. Die Lupinelle (Trifolium incarnatum, L.) wächſt, wie die Erfahrung bewieſen hat, ſehr gut auf den flachen, unfruchtbaren Sandebenen (plages) am Meere. —

Man findet auf dieſer Inſel auch in ziemlicher Menge alle Arten von europäiſchen Obſtbäumen, außer dem Apfelbaume. Birnen, Kirſchen, Pferſiche und Pflaumen erreichen zwar ihre völlige Reife; aber ſie ſind nicht ſchmackhaft, und ſcheinen von etwas wilder Art zu ſeyn. Aprikoſen ſind ſelten; auch kömmt der Aprikoſenbaum hier nicht gut fort. — Pomeranzen-, Citronen- und Granatapfelbäume gedeihen ganz gut; aber ihre Früchte ſind nicht ſo ſchmackhaft, als in andern Gegenden Italiens. — Feigen und Kaſtanien giebt es in reichem Ueberfluſſe. — Oliven- und Maulbeerbäume kommen in einem großen Theile der Inſel ganz gut fort; am ſchlechteſten in den Gegenden um Marcinna und Poggio. — Der Johannisbrodbaum trägt eine Frucht, welche die Eigenſchaft der Kaſſia hat, zwar in den Ländern am Mittelmeere nur zu Viehfutter gebraucht wird, woraus man aber auch einen guten Branntwein brennen kann *). Die Rinde des

*) Eine Entdeckung, die man dem Profeſſor Prouſt zu Genua verdankt.

Arlesbeerbaums hat eine ſo ſtark zuſammenziehende Kraft, daß man ſich ihrer mit Nutzen ſtatt der Gallaͤpfel bedient.

Der Weinſtock iſt hier ſchoͤn, und in groͤßer, vielleicht zum Nachtheile des Ackerbaus nur in allzu großer Menge. Die Trauben ſind vortrefflich. Der rothe Wein, der jedoch nur in geringer Quantitaͤt gewonnen wird, iſt koͤſtlich. Der weiße Wein iſt hingegen von gemeiner Sorte, und wird aller auf der Inſel getrunken.

An Bauholz hat die Inſel beinahe gaͤnzlichen Mangel; daran iſt die ſchlechte Forſtwirthſchaft ſchuld, indem man ohne alle Ueberlegung ſeit 30 Jahren taͤglich nach Belieben ſo viel Holz faͤllen laͤßt, als man will. Das Brennholz iſt daher noch ſeltener geworden. — Man findet auf der ganzen Inſel nur noch wenige und ſchwache Schlagholzwaldungen, deren vorzuͤglichſte noch auf dem Monte-Giove, in dem Thale delle Tre-Acqua und auf dem Berge Fonza ſind. Die Eiche, deren Holz zwar von dem feſteſten Gewebe iſt, gelangt hier dennoch nicht zu der Schoͤnheit und erreicht die majeſtaͤtiſche Hoͤhe nicht, die ſie vor Zeiten zu einem Heiligthume machten; und wie man ſie noch in den alten Waͤldern Helvetiens, Kaledoniens und in den hoͤchſten Gebirgen von Frankreich findet. Die Eiche iſt hier nicht wegen ihres Alters der Patriarch der Pflanzenwelt. Auch fehlen die ſchoͤnen, nutzbaren Fichtenarten, naͤmlich die Piniolen- oder waͤlſche Kiefer (Pinus pinea) und die Foͤhre oder der Kienbaum (Pi-

nus sylvestris), welche auf den Apenninen prächtige Wälder bilden und vortreffliches Bauholz liefern. Ueberhaupt fehlt es jetzt ſehr an Waldbäumen, ob gleich die Inſel vormals damit bedeckt war *). —

Die amerikaniſche Aloe (Agave americana) und die Opuntie (Cactus Opuntia) bilden hier undurchdringliche Gehäge, und erreichen eine Höhe, wie man ſie ſonſt in ganz Italien nicht findet. — Die erſtere, welche auch die Baumaloe genannt wird, blüht hier alljährlich und ihr Stängel erreicht eine Höhe von 18 bis 20 Fuß; die Blumen ſind gelblicht grün, und die zahlreichen, ſtachlichten, markigen Blätter 5 bis 6 Fuß lang. — Die Opuntie oder der gemeine indianiſche Feigenbaum, deſſen Holz in Weſtindien zu ſo mancherlei Gebrauche angewendet wird, wächſt auf dieſer Inſel zwiſchen den Felſen und in dem magerſten Boden, und gelangt zu einer Höhe von 12 bis 20 Fuß. Sein Anſehen iſt ſeltſam.

Aromatiſche Pflanzen wachſen hier überall und in großem Ueberfluſſe. Die Einwohner bedienen ſich ihrer täglich in der Küche. Meliſſen, Münze, Yſop, Thymian, Rosmarin, mehrere Arten von Salbei und Ciſten, Fenchel, Lavendel, Quendel, Granatapfelbäume,

*) Dies erhellt ſchon daraus, daß das hier zu Tage geförderte Eiſenerz ehemals auch hier geſchmolzen und verarbeitet wurde; aber ſchon zu Ende des 16ten Jahrhunderts mußten die Eiſenhütten wegen des Holzmangels eingehen. (M. ſ. weiter unten.)

Hambuttenſträucher und Myrten balſamiren überall mit ihren Wohlgerüchen die Luft, und gefallen dem Auge durch ihre mannichfaltigen ſchönen Blüten.

Die Zahl der kryptogamiſchen Gewächſe (Mooſe, Flechten und Schwämme) iſt ſehr beträchtlich. Der Botaniker findet hier einige beſonders intereſſante Arten derſelben, und der Färber ſammelt eine noch größere Menge derſelben ein, die ihm eben ſo ſchöne, als dauerhafte Farben liefern. Ich gedenke jetzt nur der Orſeille oder des Färbermooſes (Lichen roccella), die man hier in unbeſchreiblicher Menge an altem Gemäuer und Ruinen findet. Ich zog eine ſehr ſchöne gelbe Farbe daraus.

Was endlich das Thierreich betrifft, ſo haben wir hier anzumerken, daß dieſe Inſel wegen des Mangels an Weidgang ſehr wenig zahmes Vieh hat. Man findet daher bloß Eſel, einige Maulthiere, ſchlechte einheimiſche Pferde und wenige Ochſen und Kühe, die noch überdies meiſt von kleiner Raſſe ſind. Beträchtlicher iſt die Zahl der Schweine, Schafe und Ziegen; aber ſie ſind auch nicht von beſſerer Art. — An Wildprät iſt kein Mangel; man findet Haſen, Kaninchen, Stachelſchweine, Marder, Murmelthiere, Eichhörnchen und Igel. — Wilde Katzen giebt es hier nicht mehr viele. Im 17ten Jahrhunderte hatte die Zahl der Kaninchen auf dieſer Inſel ſo ſehr zugenommen, daß der Feldbau durch dieſelben großen Schaden litt; um ſie zu vermindern, brachte man trächtige Katzen in die Ge-

genden, wo die meiſten Kaninchen hauſten; ſie vertilgten eine große Menge von Kaninchen und wurden wild *). Weder Rothwild, noch Füchſe, noch Wölfe, noch andere reißende Thiere giebt es auf dieſer Inſel; auch die ehemals hier zahlreichen wilden Schweine ſind vor wenig Jahren gänzlich ausgerottet worden.

Deſto zahlreicher ist noch das Federwild, welches hier der vorzüglichſte Gegenſtand der Jagd iſt. — Man findet Rephühner, Wachtelkönige, Wachteln, Amſeln, Holztauben, Turteltauben, Goldammern (von den Griechen Feigenfreſſer genannt), Staare und eine Menge anderer Waldvögel. Auch kommen viele Zugvögel, als wilde Gänſe, Trappen, Eisvögel, Störche u. ſ. w. hieher.

Von Fiſchen giebt es an den Küſten dieſer Inſel mancherlei Arten, unter welchen vorzüglich die Thunfiſche zu bemerken ſind. (Wovon weiter unten.)

Bienen giebt es auf dieſer Inſel nicht viele; aber deſto häufiger ſind kriechende Thiere und anderes Unge-

*) Nach Spalanzani's Berichte wurden die Katzen auch auf dem Inſelchen Baziluzzo zur Vertilgung der allzu zahlreich gewordenen Kaninchen gebraucht, und Buffon erzählt, daß als die Maulwürfe, Ratten und Mäuſe auf der Inſel Procida ſo zahlreich geworden waren, daß ſie die ſchröcklichſten Verwüſtungen anrichteten, ja ſogar kleine Kinder in den Wiegen auffraßen, man ſich daſelbſt ebenfalls der Katzen bediente, um dieſes Ungeziefer auszurotten.

ziefer, die eine Plage des platten Landes ſind; dahin gehören die kleinen Skorpione, die Blindſchleichen und andere Schlangen, Nattern, in Menge und giftige Vipern; grüne Eidechſen, Stinte u. ſ. w. Nach den warmen Regen im Sommer wimmelt das Feld ſo ſehr von kleinen Kröten, daß man keinen Schritt thun kann, ohne welche zu zertreten. Es giebt deren auch von außerordentlicher Größe. Außer den ſämmtlichen Inſekten Italiens, die man alle auf dieſer Inſel beiſammen findet, hat dieſelbe auch eine beſonders große Menge von Fliegen und Mücken; noch zahlreicher ſind die orientaliſchen Schaben (Blatta orientalis). — Im Jahre 1806 wurden die Felder dieſer Inſel, ſo wie ein Theil der Küſte von Hetrurien von einem Heere von Zugheuſchrecken (Gryllus migratorius) verwüſtet.

Beſonders iſt hier noch die punktirte Spinne [Aranea tredecim guttata *)] zu bemerken, welche ihr Netz auf der Erde ausſpannt, und wütend über ihre Beute, beſonders über die kleinen Skorpione, herfällt. Im Winter verkriecht ſie ſich zwiſchen Steine und ſchläft den Winterſchlaf. Ihr Biß iſt giftig, ja oft für den Menſchen tödtlich **).

*) Dieſen Namen hat ſie von dem gelehrten Entomologen Pietro Roſſi in ſeiner Fauna Etrusca erhalten.

**) Auf der Inſel Elba habe ich nichts davon gehört, aber in Volterrano erfuhr ich, daß mehrere Landleute und Hausthiere an den Folgen des Biſſes ſolcher Spinnen geſtorben ſind. — Dr. Luigi Toti zu Volterra hat dem VII. B.

Dritter Abſchnitt.

Einwohner.

---

§. 1.

Volksmenge. Schilderung der Einwohner.

Die Inſel Elba war ſchon vor der Erbauung Roms bevölkert, ja ſchon früher, als man das Eiſen, an welchem dieſelbe ſo überreich iſt und deſſen Gebrauch kannte; welches dadurch erwieſen iſt, daß man daſelbſt unter der Erde eine ſteinerne Lanzenſpitze gefunden hat *). — Die Hetrusker beſetzten dieſe Inſel zuerſt. — Sie muß damals eine beträchtliche Volksmenge gehabt haben; denn Virgil ſagt **), ſie habe dem Aeneas 300 auserleſene Krieger zum Kampfe gegen den Turnus geliefert. So erzählt auch Silius Italicus ***), dieſe Inſel habe, ſo wie Sicilien, nach

der Abhandlungen der phyſikaliſchen Akademie zu Siena eine Abbildung dieſer Spinne beigelegt, die mir aber eben ſo wenig richtig ſcheint, als die in der Encyclopédie méthodique; ich habe daher eine neue, in natürlicher Größe davon entworfen.

d. V.

*) Dieſes merkwürdige Stück, das aus einem Kieſelſteine zugehauen iſt, befindet ſich jetzt in dem Kabinete des Gelehrten Gio. Fabbroni zu Florenz.

**) Aeneid. L. X. v. 173.

***) De Bello Punico, L. VIII, v. 612.

der unglücklichen Schlacht an der Trebia 3000 vortreffliche und wohlausgerüſtete Bogenſchützen geſtellt und den Römiſchen Konſulen eine Menge Waffen geſchickt.

Im Jahre 1778 zählte die Inſel Elba kaum 8000 Einwohner; *) gegenwärtig hat ſie deren 12,000 *). — Aus den Geburts- und Sterberegiſtern ergiebt ſich, daß, in mittlerer Zahl, auf zwölf Menſchen jährlich Einer geboren wird, und von 23 jährlich Einer ſtirbt.

Immer findet man in dem Charakter der Inſulaner originelle, hervorſtechende Züge. Auch die Elbaner haben die ihrigen, und zwar ſehr anziehende.

Die Bewohner dieſer Inſel beſitzen bei einer auſſerordentlichen Vorliebe für ihren väterlichen Boden, auch ſehr viel Arbeitſamkeit. Bei drohenden Gefahren ſind ſie alle Soldaten, und, gleich den Römern ſieht man ſie mit gleichem Vergnügen und Eifer zu ihren ländlichen Arbeiten, ſo wie in den Kampf eilen. — Mehr als ein Mal ſah man ſie ſchon Räuberhorden aus der Barbarei zurückſchlagen, die ihre Inſel überfielen und die Früchte ihres Erwerbfleißes rauben wollten. Die Inſel

*) Swinburne giebt in ſeiner Reiſebeſchreibung die Zahl derſelben nur zu 7000 Seelen an.
E.

**) Nach der neueſten Zählung (m. ſ. w. unten) beläuft ſich die Zahl der Einwohner der Inſel Elba und der dazu gehörigen Inſelchen auf 13,750 Seelen.
E.

Pianoſa, von welcher ſie ſonſt eine große Menge Getraide bezogen, iſt noch jetzt von dem Blute der Türken gefärbt, die unter ihren Streichen fielen. Zuweilen mußten ſie unterliegen; aber öfter haben Kühnheit und Verzweiflung ſie vor den Feſſeln einer langen und harten Sklaverei bewahrt.

Die Elbaner ſind, überhaupt genommen, gutmüthig, gaſtfrei, und haben keine Aehnlichkeit mit den Pheaciern, dieſen Läſtermäulern, von welchen die kluge Nauſikaa dem ſchlanen Ulyſſes ſpricht *); aber ſie haben den Fehler aller ſchwachen Völkerſchaften; ſie ſchmeicheln gern.

Sie ſind von mittlerer Größe, regelmäßig und dauerhaft gebaut, überhaupt von geſunder Leibesbeſchaffenheit, geborne Seeleute, und leidenſchaftliche Liebhaber der Jagd und aller anſtrengenden Leibesübungen. Sie haben überhaupt ſchwarze Haare, eine bräunliche Hautfarbe, und lebhafte, durchdringende Augen. Das thätige und frugale Leben, an welches ſie gewöhnt ſind, trägt Vieles dazu bei, ſie ſtark, feurig, tapfer zu machen, und ſie geſund zu erhalten. — Obgleich die Erziehung, die einen ſo mächtigen Einfluß auf den Menſchen hat, auf dieſer Inſel ſehr vernachläſſigt iſt, und obgleich ſo mancherlei Revolutionen und Gefahren, welche die Ruhe, Sicherheit und das Eigenthum der Einwohner bedrohten, die Inſel zu verſchiedenen Zeiten ſchon

*) *Homeri* Odyss. VI. v. 273 sq.

erſchüttert haben, was ſonſt den Charakter eines Volks ſehr verſchlimmert und tückiſch macht; ſo findet man doch bei dieſen Inſulanern den Geiſt des Haſſes und der Rache, den man unter gleichen Umſtänden bei andern Völkern trifft, ſelten. Der Elbaner hat die tückiſche Wildheit des düſtern Sarden und des ungeduldigen Sicilianers nicht. Ja ich habe auch weder die ſchlaue Liſtigkeit und Trägheit, noch die Sorgloſigkeit, die man ſonſt für Hauptzüge des Charakters der ſüdlichen Völker hält, bei dieſen Inſulanern gefunden. Nur durch Gewaltthätigkeiten kann man ſie aufreizen. Sie ſind mehr abergläubiſch, als fanatiſch; überhaupt aber unwiſſend und leichtglaubig. Sie beſitzen dabei eine lebhafte, rege Einbildungskraft, welche ſie fähig macht, ſtarke Eindrücke zu empfangen; daher ihr Geſchmack an abentheuerlichen Erzählungen, und ihre Liebe zum Wunderbaren und zu Gaukeleien. Sie kennen den übermüthigen Luxus der Großſtädter nicht. Ein ſchwarzer Strohhut, ein weißes Leibchen, ein kurzes, rothes oder blaues Röckchen, dies iſt die Kleidung der Weibsperſonen. Ihr Putz, der Gegenſtand einer Koketterie, die nicht ohne Reize iſt, beſteht in einer Blume, in Bändern, einem großen Ringe, plumpen Ohrgehängen und einer goldenen Kette, bei welcher aber Kupfer der Hauptbeſtandtheil iſt.

Es iſt ein geſunder, derber Menſchenſchlag. Die Greiſe fühlen hier wenig Altersſchwäche. Ich kannte deren mehrere, die ſchon 90 Jahre und darüber hatten, ohne die mindeſte Beſchwerlichkeit zu fühlen. — Die Weibs-

perſonen

perſonen ſind überhaupt genommen nicht ſchön; doch fand ich hübſche Mädchen in den weſtlichen Gebirgen und zu Rio. — Sie kerkern ihren aufkeimenden Buſen in ungeheure Schnürbrüſte oder in Vorſtecker ein, die mit Bändern zuſammengezogen werden. Dieſer beſchwerliche, alberne und grauſame Gebrauch entſtellt ihren Buſen, und macht ihre Arme und Bewegungen ſteif. Sie ſind ſehr eiferſüchtig und empfindſam. Im 13ten oder 14ten Jahre ſind ſie mannbar; aber ſo wie ſie das 30ſte Lebensjahr erreicht haben, fangen ſie auch ſchnell an zu altern, und ſehen dann weit älter aus, als ſie wirklich ſind. Sie ſind treu in der Liebe, gute Mütter, und pünktlich in der Erfüllung ihrer Pflichten.

Dürre Hülſenfrüchte, Schafkäſe, der den Geruch und Geſchmack eines ſchlechten Fettes hat, guter, aber nicht dicker Speck, geſalzenes und geräuchertes Fleiſch, grobes Brod, friſche Fiſche, marinirter Thunfiſch, und nur ſelten friſche Vegetabilien — dies ſind die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Bewohner dieſer Inſel. Doch eſſen ſie auch viele geſalzene Käſe aus Sardinien, und viele Kaſtanien, deren Aerndte gegen das Ende des Oktobers eintritt. Die Kaſtanien werden am Feuer getrocknet, geſchält, und dann gemahlen. Auf dieſe Art geben ſie ein ſüßes, zuckriges Mehl ohne Kleien, das gewöhnlich gelblichgrau, aber deſto weißer iſt, je mehr man Sorgfalt auf das Ausleſen und Trocknen der Kaſtanien wendet. Dieſes Mehl ballt ſich gerne zuſammen und wird hart. Wenn man es aufbewahren will, ſo muß man es an einen trocknen Ort thun, und es zwei bis drei Finger hoch mit

Aſche oder Sand bedecken. Die Elbaner machen Polenta und Paſten daraus, welche weiter reichen, als die von Maismehl.

Dieſe Inſulaner ſchränken ſich in ihren Mahlzeiten gar ſehr ein. Nur an Sonn- und Feiertagen kömmt friſches Fleiſch und weißer Wein auf ihren Tiſch. An den Arbeitstagen eſſen ſie Morgens Polenta; Mittags Brod, Bohnen oder ein anderes Zugemüſe abgeſotten und mit Oel geſchmälzt, und Nachts Suppe, und zuweilen auch geſalzene oder marinirte Fiſche.

Die Häuſer ſind niedrig, das Innere derſelben wird reinlich gehalten. Die Hausgeräthſchaften ſind einfach. — Alle Küchengeſchirre ſind von gebranntem Thone, der aus Neapel und Toskana eingeführt wird. — Die Betten ſind wegen ihrer Größe merkwürdig; denn immer liegen drei, vier und nicht ſelten ſechs Perſonen beiſammen; ja oft faßt ein einziges Bette eine ganze Familie. Der Gebrauch dieſer, in Italien noch ſehr gemeinen, großen Betten ſchreibt ſich aus den glänzenden Ritterzeiten her. Noch im 17ten Jahrhunderte fand man dergleichen auch in Frankreich und Teutſchland.

Die Städtebewohner machen auch hier, wie gewöhnlich, mehr Aufwand und leben beſſer. Man findet auf ihren Tiſchen vortreffliches Brod, friſches Fleiſch und Fiſche, Zugemüſe und Obſt, welches Alles ſie mit großen Koſten von dem feſten Lande herüberkommen laſſen.

Die Beluſtigungen und Vergnügungen dieſer Inſula-

ner zeichnen ſich keinesweges durch Munterkeit aus. Die jüngen Leute lieben zwar vorzüglich den Tanz; aber dieſem Tanze fehlt jener Ausdruck des Gefühls, jene Lebhaftigkeit der Bewegungen, jene Mannichfaltigkeit der Stellungen, die mich in den Gegenden um Rom, Neapel und Tarent, in Apulien und Kalabrien entzückt haben. — In der Aerndtezeit herrſcht hier keine beſondere Fröhlichkeit. Man driſcht den Weizen bei glühender Sonnenhitze, und Abends hört man nicht, wie in den Ebenen von Toskana, die Geige oder die Mandoline erſchallen, um der Gegend umher anzuzeigen, daß die Feierſtunde gekommen und alles nun vergnügt iſt; auch hört man nicht die Dreſcher an wohlbeſetzten Tiſchen jubeln! — Nur bei der Weinleſe geht es luſtig zu; denn dieſe iſt der Karnaval der Landleute. Dann erſt hört man lärmende Fröhlichkeit. So lange Trauben geleſen werden, ertönt unaufhörlich der Wiederhall von der lauten Landmuſik.

Uebrigens ſind die Vergnügungen weder zahlreich, noch mannichfaltig. Die vorzüglichſten Volksluſtbarkeiten ſind Wettrennen, Kegel- und Kugelſpiele, Steinwerfen und eine Art Ballſpiel, bei welchem man ſich der Hand und zuweilen auch eines in Form eines Tannzapfen geſchnitzten Holzes zum Schlagen des Balls bedient.

Für junge Mannsleute iſt es, wie bei den Griechen und Liparoten, eine Schande nicht ſchwimmen und nicht eine Barke führen zu können; auch ſetzen ſie einen hohen Werth auf die Geſchicklichkeit im Scheibenſchießen.

Das weibliche Geſchlecht, das immer mit dem Hausweſen und mit der Wartung des Viehes beſchäftigt iſt, hat weit eintönigere und ſtillere Vergnügungen.

Verliebte Ausſchweifungen drücken hier einen unauslöſchlichen Schandfleck auf. Zwar ſind wollüſtige Vergehungen durch die Beſatzungen in die Städte gebracht, und von da aus auch auf das Land verbreitet worden; aber das Sittenverderbniß hat hier noch bei weitem nicht den hohen Grad erreicht, wie auf dem feſten Lande von Italien.

Die Landesſprache iſt verdorben italieniſch; doch erkennt man darin noch den Toskaniſchen Dialekt; ſie iſt leicht verſtändlich und gar nicht unangenehm. — Das meiſte Vergnügen findet das Volk an Feiertagen und in den Wirthshäuſern daran, Verſe über einen gegebenen Gegenſtand aus dem Stegreiſe zu dichten und herzuſagen. So wie zu Florenz, Rom und Neapel erkannte ich in dieſen Stegreifpoeſien ganze Stellen aus dem Arioſto, Taſſo und Metaſtaſio, die der Improviſator ſehr geſchickt ſeinem Gegenſtande anzupaſſen weiß.

Die Kolonien, welche nach den Verheerungen durch Barbaroſſa und Dragut die Inſel wieder bevölkerten, kamen aus Neapel und Toskana; auch findet man noch in einigen Familien die Sitten ihres Mutterlandes. So trifft man z. B. bei aller Sanftmuth, Offenheit und Herzlichkeit, die hier einheimiſch ſind, die gezierte Höflichkeit und den Ernſt der Toskaner oder die

groben, wenig anziehenden Sitten der Neapolitaner nebſt ihrem mannichfaltig ſchattirten Eigennutze.

Die Gewohnheit, Stilete zu tragen, und ſich ihrer auch bei den unbedeutendſten Zänkereien zu bedienen, die in Genua und Rom ſo gemein iſt; dieſe ſchändliche Gewohnheit kennt man auf der Inſel Elba nicht; ja man hat mich ſogar verſichert, daß die Elbaner einen Abſcheu vor derſelben haben, und daß ſeit Menſchengedenken Niemand auf dieſer Inſel auf eine ſolche Art gemäuchelmordet worden iſt. Der Diebſtahl iſt hier ſelten, aber der Mord iſt es noch mehr.

Die Zahl der Armen und Nothleidenden iſt klein, und wird durch den Hang der Elbaner zur Wohlthätigkeit immer wieder ſchnell vermindert.

---

§. 2.

Krankheiten der Einwohner, und ihre Urſachen.

Die glückliche Leibes-Konſtitution der Elbaner, und die geſunde Luft, welche man auf dieſer Inſel athmet, ſollten, ſo denkt man bei dem erſten Ueberblicke, die Zahl der hundertjährigen Menſchen ſehr beträchtlich machen, und das Leben derſelben noch weiter verlängern. Aber, wie viele Urſachen, welche die Gewohnheit minder auffallend macht, verringern oder zerſtören das Lebensprinzip, das von dem ſchönen Klima ſo ſehr begünſtigt

wird. Dahin gehört vorzüglich der beſtändige Genuß von geſalzenen Speiſen, von grobem Brode und ſchlecht zubereitetem Weine, wodurch manche Krankheiten entſtehen. Nicht minder ſchädlich ſind die Schnürbrüſte, welche Kinder und Weiber tragen; ſie entſtellen den Leib, verurſachen Bruſtkrankheiten, und ſind beſonders den Schwangeren ſehr nachtheilig.

Die endemiſchen Krankheiten der Inſel Elba ſind gutartige und tödtliche Wechſelfieber, anhaltende Faulfieber, Gallfieber, Fleckfieber, Magenkrankheiten und Gelbſucht; ferner Hautkrankheiten, Waſſerſucht und Ruhr. — Von den Krankheiten, welche den Städten eigen ſind, ſpreche ich hier nicht; denn, man weiß ja, daß alle Krankheiten in dieſen Tummelplätzen der Leidenſchaften weit gefährlicher und heftiger ſind, je nach ihrer Lage, nach der Verſchiedenheit der Lebensart, u. ſ. w. u. ſ. w.

Skorbut, Bruſtflüſſe und Augenentzündungen ſind hier auch ziemlich häufig. Die Weiber ſind größten Theils und beinahe beſtändig mit dem weißen Fluſſe behaftet, der jedoch ihrer Fruchtbarkeit nicht nachtheilig iſt.

Haupturſachen der gedachten Krankheiten ſind auch die fauligen Miasmen, welche von den ſtehenden Waſſern und Salzſümpfen ausgehaucht werden, die Feuchtigkeit der Nächte, der kalte Thau, welcher ſehr häufig in der Dämmerung fällt, die Unbeſtändigkeit der Winde und Witterung und insbeſondere die warmen und feuchten Südwinde, welche beinahe immer herrſchen.

Was ſodann die Krankheiten langwierig, gefährlich, und oft tödtlich macht, iſt der ſchädliche Gebrauch des Opiums und der ſchweißtreibenden Mittel, wie z. B. der Fieberrinde, der Salbei und des Ingwers, die man ohne Unterſchied bei allen Krankheits-Anfällen, ſelbſt wenn ſie von Erhitzung herrühren, in Wein nimmt.

Doktor Corſi, Arzt zu Porto-Ferrajo ſagte mir, daß im Herbſte 1801, auf der Inſel Elba, beſonders in ſeinem genannten Wohnorte, eine Epidemie große Verheerungen, wiewohl nur unter den Eingebornen, anrichtete. Es war ein Typhus, der, nach ſeinem Dafürhalten, alle Symptome der furchtbarſten Seuche an ſich trug. — Seine erſten Keime entwickelten ſich in den beiden Städten Porto-Ferrajo und Longone. Die Anhäufung der Kranken in den Hoſpitälern verſchlimmerte noch die Krankheit. Doch als die Luft durch die Nordwinde abgekühlt und gereinigt wurde, hörte die Seuche auch bald wieder auf.

§. 3.

Landwirthſchaft.

Die Landwirthſchaft iſt hier lange nicht ſo blühend, als ſie ſeyn könnte; ſie wird nicht mit den gehörigen Einſichten betrieben. Der Ackerbau iſt vernachläſſigt, ob es gleich den Einwohnern nicht an Fleiße fehlt. Zwar iſt der Boden bergig, ungleich und wenig fruchtbar, aber es

fehlt doch vorzüglich am Anbaue. Die vegetabiliſche Erde liegt zwar nicht tief, erfordert aber auch nur die leichteſte Arbeit, um tragbar zu werden. Manche Gegenden, wie z. B. die Ebene von Acona und die Umgebungen von Lungone, Capoliveri, und Porto-Ferrajo ſind des Anbaus fähig; werden aber allzu ſehr vernachläſſigt; doch jetzt hat man angefangen, viele Strecken umzubrechen. Die Getraide-Aerndte iſt unbedeutend. Weizen gewinnt man kaum für den Verbrauch eines Vierteljahrs. Man bearbeitet die Aecker mit dem Grabſcheit (Spaten) und einer ſehr ſchweren Hacke oder Karſt. Man ärndtet in der Mitte des Junius und ſchneidet das Getraide mit der Sichel ſo dicht als möglich an der Erde ab. So wie eine Handvoll geſchnitten iſt, wird ſie hingelegt, die Aehren werden vom Strohe getrennt und in Körbe geworfen, in welchen man ſie auf die Tenne trägt. Das Stroh läßt man auf dem Felde liegen, wo man es aufhäuft.

Der Gartenbau iſt beinahe ganz vernachläſſigt. Der Weinbau iſt es weit weniger; er wird nach der Art betrieben, wie in den nördlicheren Gegenden von Frankreich und Teutſchland. Zu Weinpfählen bedient man ſich des dicken oder ſpaniſchen Rohrs (Arundo donax), das zu dem Ende an den Ufern der Bäche und an feuchten Orten gepflanzt wird. — Man herbſtet im September. — Keltern kennt man hier eben ſo wenig, als im übrigen Italien; man befolgt noch die ſchon vor 2000 Jahren üblich geweſene Weiſe, und bedient ſich ungefähr derſelben Geräthſchaften dazu, wie ehemals. Nämlich man

thut die Trauben in Kufen und läßt ſie 8 bis 14 Tage lang gähren; während welcher Zeit man ſie nur drei Male ſtampft. Dann zieht man den Saft davon ab, und nimmt die Oberfläche der Treſtern weg, welche durch die Einwirkung der Luft ſauer geworden ſind, und macht daraus Eſſig. Zu dem Ueberreſte thut man auf 18 Theile 15 Theile Waſſer, läßt es ſtehen, und gewinnt dadurch einen ziemlich angenehmen Lauer oder Nachwein.

Die Inſel Elba liefert zwei ſehr geſchätzte Arten von Deſſertweinen, nämlich den Wermuth *) und den Aleatico. Der erſtere hat einen angenehmen Geruch; er wird aus den beſten, auserleſenen Trauben bereitet, und mit Wermuth vermiſcht. Der Aleatico wird aus einer beſondern Art rother Muſkateller-Trauben gezogen. Dieſer köſtliche Wein kann mit denen von Monte-Catini und Monte-Pulciano um den Vorrang ſtreiten, wann ſie ihren berauſchenden Geruch verloren haben. Jeder Eigenthümer hat ſeine eigene Art, dieſen köſtlichen Wein zu bereiten, die er ſehr geheim hält. Das gewöhnliche Verfahren dabei beſteht darin, daß man die wäſſerigen Theile der Trauben verdunſten läßt, ehe man den Saft herauszieht, daß man die Gährung mehr oder weniger verlängert, und daß man dann etwas Geiſtiges hinzuthut, wie z. B. Rhum.

*) Im Originale Vermout. — Wie kommt dieſe teutſche Benennung dahin? —

E.

Oel gewinnt man auf dieſer Inſel nicht mehr, als für den eigenen Verbrauch erforderlich iſt.

Aus den Aloeblättern, die bloß zwiſchen zwei Walzen oder Rollen zerquetſcht werden, worauf man das Uebrige, was in den Händen zurückbleibt, wäſcht und hechelt oder kämmt, gewinnen die Einwohner Fäden, woraus man, wie aus Hanf, Stricke, grobe Leinwand, ja auch ſchönen weißen Zwirn verfertigt, welcher eine blendende Weiße hat, wie die Seide. Dieſe Aloe (Agave americana) vertritt hier ganz die Stelle des Hanfes.

Die Viehzucht, beſonders die Rindviehzucht, iſt hier nicht beträchtlich, weil es, wie gedacht, an Wieswachs fehlt. Man füttert daher Maïs- und Schilfblätter.

Doch iſt die Bienenzucht noch geringer, ob ſie gleich mit großem Vortheile betrieben werden könnte, wie das Beiſpiel einiger Landleute auf dieſer Inſel beweiſet, die ſich damit beſchäftigen.

---

§. 4.

Induſtrie und Handel.

Die Induſtrie beſchränkt ſich auf der Inſel Elba beinahe allein auf die erſte Benutzung der rohen

Naturprodukte zu eigenem Verbrauche, auf den Hausbedarf.

Die Einwohner äußern hierin eine ſehr nachtheilige Gleichgültigkeit. Sie behaupten z. B. der Thon (Argilla vitrescens) aus welchem man ehemals die ſchönſten Backſteine brannte, mit welchem Porto-Ferrajo und Lungone erbaut worden ſind, tauge nichts mehr, u. ſ. w.

Fabriken und Manufakturen giebt es hier gar nicht; alle Manufakturwaaren müſſen daher aus Frankreich und Italien eingeführt werden. Auch giebt es keine andere Mühlwerke, als Mahlmühlen, die nach dem gewöhnlichen Schlendrian eingerichtet ſind.

Die Salzlachen oder Sümpfe, die ſich in großer Zahl am Meerbuſen und in der Nähe von Porto-Ferrajo und Lungone befinden, ſind durch ihre ſchädlichen Ausdünſtungen weit nachtheiliger, als ihre gegenwärtige ſchlechte Benutzung vortheilhaft iſt. Die Zahl der Reinigungsbecken iſt zu groß; die Niederlagsbehälter ſind jedoch ziemlich gut angelegt. Die Scheidewände und Fußböden ſind von geſchlagener Erde. Dieſe Salzteiche liefern jährlich 60,000 Säcke Salz, jeden zu etwa 7 Myriagrammen (= 142 Pfund). Die Magazine, in welchen dieſes Salz niedergelegt wird — ein alter Gebrauch, der eben ſo allgemein, als der Geſundheit zuträglich iſt — ſind ſchön und bequem, beſonders die, welche der ehemalige Großherzog Leopold (nach-

mals Kaiſer) auf der Landſpitze Capo-bianco anlegen ließ.

Die Fiſcherei iſt für die Elbaner auch ein ziemlich einträgliches Gewerbe. Vor Zeiten fiſchte man an den Küſten dieſer Inſeln Perlmuſcheln von verſchiedener Größe, unter denen auch welche waren, die Perlen enthielten. Dieſe Perlfiſcherei hat aber, wie in mehreren anderen Gegenden, theils durch die Habſucht der Einwohner, welche die Muſchelbänke zu ſchnell erſchöpften, theils durch das Ankern der Schaluppen an denſelben, durch das geſetzwidrige Auswerfen des Ballaſtes aus den Schiffen, und durch die Aushöhlung des Ufers von den Wogen, aufgehört.*) — Mit großer Mühe habe ich bei den Klippen am Kap Sant Andrea und an der Landſpitze dell Enfola einige kleine Perlmuſcheln eingeſammelt, in welchen Perlen von ſehr ſchönem Waſſer, aber nicht größer als gewöhnliche Stecknadelknöpfe, waren.

Der Thunfiſch (Scomber thynnus) kömmt alle Jahr in großen Heeren, welche ganze Bänke bilden, an die Küſte von Italien. Auch auf der Inſel Elba iſt der Fang derſelben ſehr beträchtlich, einträglich und ein wichtiger Handelszweig. Der Thunfiſchfang findet hier zwei Male im Jahre Statt; das erſte Mal beginnt er

*) Es iſt folglich ein Irrthum, wenn *Guthrie* (Géogr. univ. T. IV. Iles d'Italie) von dieſer Perlfiſcherei, als noch beſtehend, ſpricht.

am 15ten April und ſchließt ſich mit Ende des Julius. Der zweite wird der Rückkehrfang genannt und hat im September und Oktober Statt. Man fängt Thunfiſche ſowohl zu Porto-Ferrajo, als zu Marciana. Der Thunfiſchfang im Buſen von Porto-Ferrajo iſt uralt. Im J. 1585 wurde er von dem Großherzog Franz I. wieder hergeſtellt. Strabo ſpricht von demſelben *), und gedenkt auch der Thunfiſchwarte (θυννοσκοπεῖον) von Populonia **), von welchem Wartthurme herab man die Ankunft der Thunfiſche, und ihren Einzug in die Madrague oder das große ausgeſpannte Zugnetz beobachtete. Der Fang geſchah zu jenen Zeiten von dem Aufgange der Plejaden bis zum Niedergange des Sterns Arkturus, das heißt vom 48ſten Tage nach der Frühlings-Nachtgleiche bis zum 4ten der Nonen des Novembers.

Der Thunfiſchfang bietet wirklich ein ſonderbares, aber auch grauſames Schauſpiel dar; er iſt ein Feſt für das ganze Land. Eine Menge Barken durchſchneiden das Waſſer; überall herrſcht Freude und Jubel; alle Augen ſind auf die Madrague gerichtet. Der Thunfiſch kömmt an, laichet, durchläuft und füllt die verſchiedenen Kammern dieſes ungeheuern Netzes an, und nun wird er harpunirt; das heißt, man ſtößt ihm eine ſehr ſchar-

*) Lib. V. p. 223.

**) Est et specula, unde Thynnos observabant. Der Fels, auf welchem dieſer Wartthurm ſtand, heißt noch jetzt *Punta delle Rete* und *della Tonnarella*.

ſe, mit zwei Zähnen verſehene eiſerne Spitze in den Leib; bald färbt das Blut der ſo getödteten Fiſche den ganzen Buſen. *) — Zuweilen werden auch Schwerdfiſche, Haifiſche und Delphine, welche ſehr lüſtern nach den Thunfiſchen ſind, die ſie bis in die Netze verfolgen, auf dieſe Weiſe mitgefangen.

Der Thunfiſchfang zu Marciana, der bald nach dem vorgedachten angelegt wurde, iſt äußerſt ergiebig; er übertrifft den von Porto-Ferrajo um zwei Drittel. Derſelbe hat bei dem ſogenannten Bagno Statt.

Der Ertrag dieſer beiden Madraguen wird auf 60,000 Francs (15,000 Rthlr.) jährlich geſchätzt. **) Der Unternehmer verpflichtet ſich noch überdies zu einem Geſchenke an die Hoſpitäler. — —

Auch die Eiſengruben beſchäftigen viele Menſchen; doch davon wird in der Folge noch geſprochen.

Der Handel beſteht meiſtens in Tauſch, und iſt nicht bedeutend; auch nicht zum Vortheile der Inſel.

*) Eine ziemlich ausführliche Schilderung des Thunfiſchfangs zu Porto-Ferrajo findet man in den: Intereſſanten Bemerkungen eines Reiſenden durch Frankreich und Italien, S. 406 bis 420.
E.

**) Swinburne (in ſeiner Reiſe) giebt den jährlichen Ertrag der Madrague zu Porto-Ferrajo zu 8000 und den von Marciana zu 6000 Thalern an.
E.

Ausfuhr-Artikel ſind: Thunfiſche, gewöhnlicher Wein, Wermuthwein und Aleatico, ſehr geſuchter Eſſig, Salz, Granit und hauptſächlich Eiſenerz *)

Einfuhr-Artikel: Getraide, Käſe, Vieh, andere unentbehrliche Bedürfniſſe und Manufakturwaaren.

Vierter Abſchnitt.

Geſchichte und gegenwärtige Verfaſſung der Inſel.

§. 1.

Hiſtoriſche Ueberſicht.

Drei Jahrhunderte nach dem Umſturze des berühmten Ilion, um die Zeit, wo Lykurg den Spartanern Geſetze vorſchrieb, war Italien unter mehrere Völker vertheilt, welche durch ein gemeinſchaftliches Bündniß mit einander vereinigt waren. Die Namen dieſer Völker ſind: die Etrusker, die Sabiner, die Latiner, die Samniter und die Brutier. Keines derſelben gieng auf Eroberungen aus; nur der Ackerbau beſchäftigte ſie, und daher genoſſen ſie auch eine

*) Lachevardière nennt unter den Ausfuhr-Artikeln auch Obſt. E.

lange dauernde Glückſeligkeit im Schooſe des Ueberfluſſes und der Freiheit.

Die Etrusker, welche Hellanikus von Lesbos und Myrſilus *) auch Tyrrhenier und Pelasger nennen, waren die früheſten Beſitzer der Inſel Elba. — Eine Zeitlang war ſie ſodann unter der Herrſchaft der Phokäer, welche Marſeille (Massilia) erbauten. Nachdem dieſe aber geſchlagen wurden, blieb ſie unter der beſondern Aufſicht der Lukumonen von Populonia.

Nachher kam dieſe Inſel unter die Botmäßigkeit der Carthager, die, bei einem ſo ſchwachen Anfange, ſchnell ſich zu einer beträchtlichen Größe emporgeſchwungen haben. Ihre Herrſchaft hatte bereits die Gränzen des heißen Afrika überſchritten; ſchon war ein Theil von Sizilien, beinahe ganz Spanien, und Sardinien derſelben unterworfen. Bald wurden die Karthager auch durch die große Zahl ihrer furchtbaren Flotten und die Geſchicklichkeit ihrer Anführer, unumſchränkte Beherrſcher des mittelländiſchen Meeres *) und in dieſer Gewalt erhielten ſie ſich über 600 Jahre lang. Auch die Inſel Elba mußte ſich unter ihr Joch beugen. Ihre Bewohner ſcheinen Theil an den ſicilianiſchen Kriegen genommen zu haben. Denn nachdem die Flotte der Carthager geſchlagen war, wurde Phölus auf die Inſel Elba abgeſchickt, um daſelbſt die Blutſcenen zu wiederho-

*) Beim *Dionysius Halicarn.* L. I. p. 20.

derholen, welche aus der Stadt Trinactia, deren Bewohner für die tapferſten Krieger unter den Sikulern gehalten wurden, zu einer weiten Grabhöhle machten. Dieſer Feldherr aber, der ſich insgeheim beſtechen ließ, zog wieder ab, ohne Schaden angerichtet zu haben. Sein verrätheriſcher Ungehorſam wurde aber bald entdeckt, und mit der Landesverweiſung beſtraft. Apelles wurde dagegen mit 60 dreiruderigen Schiffen abgeſchickt; er eroberte Korſika und fiel dann über die Inſel Elba her, die er mit Feuer und Schwert verheerte und ausplünderte; er machte einen großen Theil ihrer Einwohner zu Sklaven, und zog dann mit ihren Schätzen beladen wieder ab. Dieſes trug ſich im 4ten Jahre der LXXXIſten Olympiade zu. *)

Bald nach dieſer unglücklichen Begebenheit kam eine neue Kolonie aus Hetrurien, um dieſe Inſel wieder zu bevölkern, und die Bergwerke wieder zu bauen.

Schon begann jetzt der ſtrenge Ehrgeiz und der kriegeriſche Muth der Römer ihre Nachbarn zu beunruhigen; ſchon bedeckte der blutigſte Kampf Italien mit Helden, und jeden Tag bezeichnete ein neues Gefecht. Drei Jahrhunderte floſſen unter dieſen Wetterſtürmen dahin. Die Samniter und Etrusker wurden bezwungen, und ganz Italien mußte ſich unter das römiſche Joch ſchmiegen. Alles gewann nun eine andere Geſtalt; Alles mußte römiſche Geſetze

*) Diodorus Siculus, Lib. XI. p. 287.

und Sitten annehmen, und mit der Freiheit der verbündeten Völker gieng auch der Territorial-Reichthum, die Volksmenge und die Glückſeligkeit derſelben verloren; Künſte und Wiſſenſchaften wurden vernichtet! —

Von den Siegen ihrer Waffen trunken, ließen ſich die Römer den Wunſch einer allgemeinen Weltherrſchaft beifallen, und nun da ſie Meiſter von Italien waren, ſetzten ſie ſich auch in Beſitz von Sizilien und breiteten von da aus ihre Eroberungen auch über weite Strecken von Afrika und Aſien hin. Beſonders wurde nun das ſtolze Karthago der Gegenſtand eines langwierigen Krieges, und fiel unter den Streichen des Siegers. Nun ſchämte ſich kein Volk mehr von den Römern bezwungen zu werden, (Post Carthaginem vinci neminem puduit), und die Unterwerfung der Welt war der Preis dieſes glorreichen Sieges!

Während dieſer Zeit gewann die Inſel Elba ihren alten Glanz wieder. In dem zweiten puniſchen Kriege ſtellte dieſelbe ihr Kontingent in Mannſchaft, und lieferte den Römiſchen Konſulen alles zur Ausrüſtung einer Flotte und zur Zurücktreibung des Siegers am Teſino, an der Trebia und am Traſimenes benöthigte Eiſen. *) — Sie gehörte zu den römiſchen Kolonien, welche in dieſem kritiſchen Zeitpunkte die Republik retteten.

*) Titus Livius, Decad. III. L. VIII. Silius ital. L. VIII. v. 6 12.

Das Glück, das die überall ſiegreichen Römer ſo auffallend begünſtigte, machte ihre alten Tugenden erlöſchen; die Sitten wurden verdorben; der Aberglaube errichtete überall den ägyptiſchen Gottheiten Altäre, und Archagatus, der erſte Arzt, welchen Rom je geſehen hatte, kam aus dem Peloponnes.*) Ja die Nachkommen eines Cincinnatus, eines Camillus, eines Scipio, die der Luxus, die Habſucht und die Bürgerkriege auffraßen, ſahen das Forum mit ihrem Blute befleckt, und waren Zeugen, wie Marius und Sylla die Fackel der Zwietracht anzündeten, und Italien mit einer Flut von Trübſalen überſchwemmten.

Die Anhänger des Beſiegers der Kimbern und Teutonen mußten Rom verlaſſen, und in benachbarte Provinzen entfliehen; aber auch da wurden ſie von Sylla verfolgt, der alle Städte, die ihnen Schutz gegeben hatten, belagerte und ausplünderte.**) Auch die Stadt Populonia wurde bei dieſer Gelegenheit zerſtört. Die Inſel Elba, welche den Bürgern derſelben, die dem Mordſtahle des Siegers entgangen waren, zum Zufluchtsorte gedient hatte, wurde nun der Schauplatz des Blutbades und der Verwüſtung. — Von dem ſo geprieſenen Zeitalter Auguſtus, das der Vorläufer eines Jahrhunderts der Unwiſſenheit, Schande und Barbarei war, bis zu Anfang des neunten Jahrhunderts unſerer

*) Im J. Roms 535.

**) *Florus*, Epit. L. III. C. 21.

Zeitrechnung, war dieſe Inſel bloß ein Verbannungsort und Aufenthalt des Elends. *)

Inzwiſchen bereitete die Herrſchaft der Gothen, der mörderiſche Krieg der Griechen, in welchem Beliſar und Narſes den größten Theil einer Nation ums Leben brachten, die fünfzig Jahre vorher Konſtantinopel hatte zittern gemacht; die Ankunft der tapferen und ſtolzen ſkandinaviſchen Völker, **) welche in Italien, von den Alpen bis vor die Thore von Rom mit ziemlichem Ruhme herrſchten, obgleich langſam, die Wiedergeburt des alten Auſonien vor.

Schon waren Rom, Neapel, Amalfi, Gaeta und Venedig frei; nur das Exarchat und die Fünfſtädte (Pentapolis) ſtanden unter Luitprand; jezt riefen die Päpſte Karln, den Großen, nach Italien. Dieſer Monarch kam, ſchlug die Longobarden, nahm den Titel eines Patriciers an und ſtellte das abendländiſche Kaiſerthum wieder her, welches damals ganz Teutſchland, Frankreich und Italien in ſich begriff.

Auf die glänzende Regierung dieſes großen Monarchen, welcher die Einſichten des Geſezgebers mit den Talenten eines Feldherrn verband, folgten die ſchröcklichen Zeiten des neunten und zehnten Jahrhunderts, Zeiten, wie die Weltgeſchichte keine ſchröcklichern kennt!

*) *Ammirato*, Istoria Fiorentina, L. I.

**) *Paulus Diaconus* de gestis Longobard. L. I. C. 2.

— Die Kriege der Karlowingier, die ihre eigenen Eingeweide zerfleiſchten, und die Invaſionen der Normänner und Sarazenen verbreiteten eine Zerrüttung in Europa, die jezt allgemein wurde; alle Gräuel und Abſcheulichkeiten vereinigten ſich, um die Regierung der Barbarei zu verlängern, und ganze Landſtrecken waren zu unwirthbaren Wüſten geworden. In dieſem entſezlichen Zeitpunkte wurde die Inſel Elba der Raub einer militäriſchen Kolonie von afrikaniſchen Mauren, welche ſich der Inſel Sizilien, eines Theils von Großgriechenland und aller Inſeln des Mittelmeeres bemächtigt hatten.

Drei und ſechzig Jahre verfloſſen ſeit der Entthronung Karls des Dicken in der vollkommenſten Anarchie. Die Herren, welche damals die dreißig großen Lehen oder Herzogthümer beſaßen, die von den Longobarden geſtiftet worden waren, ſtritten ſich um die Ehre, ganz Italien zu beherrſchen. Sie ſchwächten einander wechſelſeitig, und der wütende Krieg den ſie entzündeten, war das Signal der allgemeinen Zerrüttung des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Zu dieſer Zeit erſchien ein fremder Fürſt, Enkel jener alten Germanen, der grauſamſten Feinde der Römer, Otto, zubenannt der Große, war es, der die Mißvergnügten um ſich her ſammelte, Italien überfiel, und ſich zu Pavia zum Könige der Longobarden, zu Rom zum Kaiſer des abendländiſchen Reiches krönen ließ.

Dieſe für die Italiener ſchimpfliche Begebenheit,

die ſich im J. 961 unſerer Zeitrechnung zutrug, gab ihnen die ganze Energie ihres Charakters wieder, und hauchte ihnen Begierde nach Ruhm und nach Unabhängigkeit ein. Die ſchon ſo lange erloſchene Stimme des Vaterlandes erſcholl wieder; alle Hände griffen nach den Waffen; aus ihrer eigenen Aſche loderte die Freiheit wieder auf, und das zehende Jahrhundert ſah aus dem Schooſe der Altersſchwäche und der tiefſten Herabwürdigung eine kraftvolle Nation hervorgehen, welche zwei Generationen dazu anwandte, um den Glanz und die Wunder der Republiken des Mittelalters vorzubereiten.

Piſa und Genua waren die erſten Städte am tyrrheniſchen Meere, welche das Joch abſchüttelten. Sie nahmen eine konſulariſche Verfaſſung an, und bald entfalteten ſich in ihnen die Keime einer Macht, welche den Venezianern und Amalfitanern die Wage hielt. Piſa beſonders blühete ſehr ſchnell auf.

Papſt Johann XVIII lud um dieſe Zeit die chriſtlichen Mächte ein, das Mittelmeer von der Tyrannei der Mauern zu befreien, und bot den Beſitz von Sardinien zum Preiße dafür an. Kaum war dieſe päpſtliche Bulle bekannt, als die Republik Piſa ihre erſte See-Unternehmung ausrüſtete, um die Sarazenen zu bekämpfen. Es gelang ihr, dieſelben aus den Inſeln Elba, Korſika und Sardinien zu verjagen, und ſie bis nach Spanien und Afrika zurückzutreiben. Dieſes geſchah in den J. 1004 und 1005.*)

*) *Roncioni*, Storia Pisana, MS. L. II.

Dieſer Sieg gab den Handlungs- und politiſchen Verhältniſſen der Piſaner*) eine bedeutende Erweiterung. Ihr Name wurde überall mit Ehren genannt; alle benachbarten Staaten bemühten ſich, Freundſchafts-Bündniſſe mit ihnen zu ſchließen, und die Griechen in Kalabrien riefen ſie zu Hülfe, um den Verheerungen ein Ende zu machen, welchen ſie von Seiten der mauriſchen Kolonie, die ſich mitten unter ihnen angeſiedelt hatte, ausgeſetzt waren. Gierig nach Ruhm rüſteten die Piſaner eine zahlreiche Flotte aus, und richteten ihren Lauf nach Groß-Griechenland; aber dabei begingen ſie die Unklugheit, ihre Hauptſtadt beinahe ohne Vertheidigung zu laſſen.

Der mauriſche König Muſet, welcher inzwiſchen Sardinien wieder erobert hatte, wurde in Zeiten von dieſer Unvorſichtigkeit ſeiner Feinde benachrichtigt und benuzte ſie zu ſeinem Vortheile. Bei finſterer Nacht drang er in die Mündung des Fluſſes Arno, überfiel unverſehens und verwüſtete die Stadt Piſa, ſteckte die Vorſtadt, die ſeither von ihrer Retterinn den Namen Chinzica erhalten hat, in Brand und zog mit reicher Beute beladen wieder ab.*)

Während dieſer Zeit erkämpfte die nach Kalabrien abgegangene piſaniſche Flotte große Vortheile über die Sarazenen, die unter den Mauern von Reggio gänzlich geſchlagen und gezwungen wurden, in größ-

*) *Tronci*, Annali Pisan. ad An. 1005.

ter Verwirrung nach den öden Gegenden zu fliehen, wo ehemals Utika und Karthago geblüht hatten.

Auf ihrer Rückkehr erfuhren die Piſaner die Landung der Seeräuber, und die Verwüſtungen, die ſie im Schooſe der Republik ſelbſt angerichtet hatten. Der Enthuſiasmus glühender Vaterlandsliebe, der ſie ſogleich alle auf Ein Mal entflammte, macht ſie Wunder thun. Muſet muß bekämpft werden! Sie ſegeln auf der Stelle nach Sardinien, wo ſich damals Muſet's Flotte befand. Der Seeräuber entflieht bei ihrer Annäherung; aber ſie ſetzen ihm nach, greifen ihn Rache ſchnaubend an, und erfechten einen vollſtändigen Sieg über ihn, deſſen Folge die Vertreibung der Mauren aus den Inſeln war. Nicht zufrieden damit verfolgten die Piſaner die geſchlagenen und übelzugerichteten Schiffe ihrer Feinde bis gegen die Küſte von Afrika, wo ſie dieſelben vollends zu Grunde richteten. Bona (das alte Hippone) gerieth bei dieſer Gelegenheit in die Gewalt der Republik Piſa, und Muſet ward genöthigt, ſich einen ſchimpflichen Frieden zu erbitten.

Dieſer Sieg der Piſaner hielt jedoch die Mauren nicht ab, ihre räuberiſchen Unternehmungen fortzuſetzen. Der kühne Nazaredech, König von Majorka, durchſchiffte als Seeräuber das Tyrrheniſche Meer, und verbreitete Schrecken auf den Küſten von Frankreich und Italien. — Neue Gefahren reizen zu neuen Triumphen. Der edle Stolz, den ihnen die Erinne-

rung an ihre erfochtenen Siege einflößte, begeisterte den Enthuſiasmus der Piſaner auf's neue; alle liefen zu den Waffen und beſtiegen die Schiffe. Die Bewachung von Piſa wurde den treuen Florentinern anvertraut, *) und die piſaniſche Flotte gieng unter Segel. Sie griff den Seeräuber an, ſchlug ihn, und um ſeine Niederlage vollſtändig zu machen, verfolgte ſie ihn wütend bis in ſeine eigene Staaten, wo ſie den Feind ein ganzes Jahr lang belagerte, bis er endlich der Tapferkeit und Standhaftigkeit der Piſaner unterliegen mußte. Die Baleariſchen Inſeln wurden erobert, Nazarebech getödtet, ſein Nachfolger gefangen und ungeheure Geldſummen eingetrieben. Dies war der Erfolg dieſer Unternehmung. **)

Ungefähr um dieſe Zeit war es, daß die Beſtätigung, welche Papſt Gelaſius der Republik Piſa über das Eigenthumsrecht der Inſeln Elba, Korſika und der umliegenden kleineren ertheilte, den Neid der Genueſer ſo ſehr erregte, daß dieſe den Piſanern den Krieg erklärten. ***) Vierzehen Jahre dauerte dieſer Krieg mit abwechſelndem Glücke, während welchem von beiden Seiten unaufhörliche Mordbrennereien und Räubereien verübt wurden; bis endlich der Friede geſchloſſen wurde,

*) Cronica di *Paolino di Piero*, ad Ann. 1113.

**) *Laurentius Vernensis*, Pisan. in Maj. poëma, L. IV. sq.

***) *Caffaro*, Ann. Genuens. L. I. ad Ann. 1119. — *Marangoni*, Cron. di Pisa, p. 362.

vermöge deſſen die Insel Elba mit den umliegenden kleinen Inseln den Pisanern ganz verblieb, Korſika aber zwiſchen ihnen und den Genueſern getheilt wurde. — Das Jahr 1133, welches dieſem blutigen Kriege ein Ende machte, zeichnete ſich noch durch die Auffindung der Pandekten, den Untergang von Amalfi und den Anfang des langwierigen, gefahrvollen Kampfes aus, den die italieniſchen Republiken für ihre Freiheit gegen die ehrſüchtigen Projekte der teutſchen Kaiſer beſtanden.

Kaum hatte Friedrich von Schwaben den Kaiſerthron beſtiegen, als er den Entſchluß faßte, des Papſtes Herrſchaft über Rom wieder herzuſtellen, denn er ſah Italien's Unabhängigkeit für einen Zuſtand der Empörung an. Er ſammelte zu dem Ende eine zahlreiche Armee, und rückte mit derſelben als Eroberer heran. Er verwüſtete das Mailändiſche, durchzog Toskana ohne Widerſtand zu finden, und machte ſich Rom unterwürfig. Alle Städte ſuchten um den Beiſtand des Siegers an. Genua wurde beſonders ſehr begünſtigt. Der Kaiſer übernahm es ſogar, ihre Streitigkeiten mit Piſa zu ſchlichten, die ſich bei Gelegenheit ihrer beiderſeitigen Niederlaſſungen zu Konſtantinopel erhoben hatten. Aber plötzlich warf der longobardiſche Bund die Truppen Friedrichs zurück, und zwang ihn durch männlichen Widerſtand in dem Friedensſchluſſe von Konſtanz die Freiheit der italieniſchen Republiken anzuerkennen, und ihre Exiſtenz zu ſichern.

Bald nachher erregten die immer ſprudelnden Toll-

köpfe, die Patrizier, Unruhen, welche neue Gefahren drohten. Die Ehrſucht plagte ſie und ihre Vergrößerungs-Projekte richteten ſie zu Grunde. Das Volk ſtand auf, und Italien ſah in ſeinem Schooſe die ſcheußliche Zwietracht aufkeimen, die mehrere Jahrhunderte hindurch dieſes ſchöne Land unter dem Namen der Guelfen und Gibellinen zerrüttete.

Um das J. 1192 wurde die Republik Piſa, welche ſich unter den Schutz des Kaiſers begeben hatte, in dem Beſitze der Inſeln Elba, Korſika, Capraja, und Pianoſa beſtätigt. Heinrich VI. machte ſie zu Lehen, um ſie den Piſanern auf ewig zu überlaſſen *), und dieſe verließen dagegen die Partei der Gibellinen nicht mehr.

Genua ward inzwiſchen lange Zeit von Bürgerkriegen zerfleiſcht. Um die Ruhe wieder herzuſtellen, hätte dieſe Republik ihre Regierungsform ändern, ſich unter den Schutz eines fremden Monarchen begeben, ihre Bürger von allen Staatsämtern ausſchließen, und ihre Nachbaren bekriegen ſollen. Dieſes letzte Auskunftmittel war zwar gefährlich; aber es war, wie Cicero ſagt **), das einzige, um den unruhigen Parteigeiſt, der immer wieder ſich erhob, zu erſticken. Piſa ward zum Ziele des Krieges beſtimmt. Der Beſitz der Inſeln Elba, Korſika und anderen ward aufs neue der Vorwand des

*) *Muratori*, Ant. Ital. dissert. 50. p. 473.

**) Gravius esse tumultum quam bellum. (Philipp. 8. n. 3.)

Krieges. Die Genueſer, welche ſchon lange den tiefſten Groll gegen die Piſaner hegten, und deren ergrimter Neid durch den blühenden Zuſtand und die immer wachſende Macht der Republik Piſa bis zur höchſten Wut gereizt war, wandten dieſes Mal alles Mögliche an, um den Handel derſelben gänzlich zu Grunde zu richten. Ihre Agenten weckten in allen Städten von Toskana Feinde gegen ſie auf. Endlich verbanden ſie ſich aus gleichem Antriebe mit den Lukkeſern, rüſteten eine beträchtliche Flotte aus, und zerſtörten mit derſelben die piſaniſche im Auguſt des J. 1284, bei den Klippen von Meloria. Dieſer für die Republik Piſa ſo leidige Unglücksfall mit welchem ihr gänzlicher Verfall begann, genügte der Tollwut der Genneſer*) nicht; ſie ſchworen Piſa den gänzlichen Untergang. Einige Monate nachher zogen ſie die Florentiner mit in ihren Bund. Der Graf Ugolino della Gherardesca**) verweigerte ſeinen Beitritt, ſo verführeriſch auch die Verſprechungen waren, die man ihm machte Im J. 1285 richteten die kombinirten Truppen große Verwüſtungen in dem Haven von Piſa an; im J. 1288 brachte das ganze, gegen dieſe Republik verbündete Toskana ihr die empfindlichſten Stöße bei; endlich ſammelten die Genueſer im J. 1290 die vertriebenen Guelfen und zerſtörten den Haven von Piſa gänz-

*) *Dal Borgo*, T. II. Diss. 10. — *Caffaro*, Ann. Genuens. L. X.

**) Derſelbe, welchen der vortrefliche Dichter Dante in ſeinem Gedichte (Inferno, canto 33.) unſterblich gemacht hat.

lich, während ein Theil ihrer Flotte unter dem Kommando von Nicolo Boccanegra und Enrico de' Maſi ſich der Inſel Elba bemeiſterte. Die Genueſer traten dieſelbe gegen eine jährliche Abgabe von 3500 Pfund Goldes *) und mit Vorbehalt der Oberherrlichkeit, an die Lukkeſer ab.

Die Lukkeſer blieben aber nur zwei Jahre lang im Beſitze derſelben. Denn der berühmte Guido di Monteſeltro, der zum General-Kapitän von Piſa ernannt worden, eroberte dieſe Inſel wieder, und ſicherte der Republik den Beſitz derſelben auf lange Jahre, indem er ihren Bewohnern viele Freiheiten ſchenkte und die Inſel in gutem Vertheidigungsſtande erhielt.

Während ſodann der ehrgeizige und unruhige Gian Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand, ſich in ganz Italien furchtbar machte, und unaufhörlich die toskaniſchen Republiken bedrohte; während die Peſt einen großen Theil von Europa verheerte, regierte Pietro Gambacorta den Staat von Piſa, als Volksbeſchützer und Kriegshauptmann. Voll Zutrauen in den Jacopo Vanni d' Appiano, **) den er zum

*) Dieſes beträgt ungefähr 100,000 Francs; denn damals wurde das Pfund Gold zu einem Golddukaten berechnet.

**) *Ammirato*, L. XVI. *Goro Dati*, L. III. *Poggio Bracciolini*, L. III. und andere florentiniſche Schriftſteller, welche Anhänger der Guelfen waren, behaupten, um das Verbrechen des Appiano in ein deſto gräßlicheres Licht zu ſetzen, derſelbe ſey von ſeinem Wohlthäter als ſein Sohn

Kanzler des oberſten Raths der Alten hatte ernennen laſſen, wollte er auch, daß demſelben als ſeinem Privat-Sekretär alle Geſchäfte übertragen würden. Mit ſo großer Gewalt bekleidet, vergaß Appiano nur zu bald, wie viel er ſeinem Wohlthäter ſchuldig war. Er ward insgeheim zum Verräther an ihm. Er entwarf einen Plan, um Piſa in die Hände des Herzogs von Mailand zu liefern, damit dieſer dann ſeine Abſichten auf Toskana deſto beſſer ausführen könne. Auf der andern Seite drang die Partei der Raspanti lebhaft in den Appiano, die verbannten Gibellinen zurückzurufen, die Partei Bergolina oder der Guelfen zu unterdrücken, an deren Spitze Gambacorta ſtand, dieſen umzubringen, dann ſelbſt die Regierung zu ergreifen, und den Staat unter den unmittelbaren Schutz des Visconti zu geben. So wie dieſer Plan gehörig eingeleitet war, reizte man das Volk zum Aufſtande, und in dem Augenblicke, in welchem Gambacorta zu Pferde ſtieg, um den Tumult durch ſeine Gegenwart zu ſtillen, wurde er von Appiano, den er als Freund behandelt hatte, mäuchleriſch gemordet. Beinahe in demſelben Augenblicke ließ er auch die beiden Söhne des Gambacorta niederwürgen, und bemächtigte ſich ſodann der Regierung der Republik. Dieſes geſchah am 21ſten Oktober 1393. *) — Er regierte

erzogen worden. Dieſes iſt aber falſch; denn meine Nachforſchungen in dem Archive zu Piſa überzeugten mich, daß Gambacorta nur vier Jahre älter war, als ſein Mörder Appiano.

*) *Tronci*, Annal. Pisan. p. 472—489.

fünf Jahre lang, und ſtarb am 4ten September 1398. *) Das Recht der Nachfolge in der Regierung hinterließ er ſeinem jüngſten Sohne Gherardo.

Nach dem Tode des Uſurpators baten die Piſaner, ſeinen Sohn, ihnen ihre Freiheit wieder zu ſchenken, und wiederholten dieſe Bitte mehrere Male. Gherardo ſah endlich, daß ſich die Zahl der Unzufriedenen täglich mehrte, und da er befürchtete, am Ende entfliehen zu müſſen oder elendiglich umzukommen, ſo verkaufte er den ganzen Staat von Piſa**) an den Herzog von Mailand für 200,000 Goldgulden, ***) indem er ſich Piombino, Buriano, Scarlino, Sughereto, Follonika und Vignale mit ihren Gebieten, nebſt den Inſeln Elba, Pianoſa und Monte-Chriſto als erbliches Eigenthum vorbehielt. Dieſer Kauf wurde am 19ten Februar 1399 abgeſchloſſen.

Statt einen glücklichen Einfluß auf die Inſel Elba zu haben, verurſachte dieſe Veränderung ihr einen beträchtlichen Verluſt. Die Ungerechtigkeit der Gewalthaber, die Erpreſſungen aller Arten, die nun hier verübt wurden, die drückende Laſt der Abgaben, und end-

*) Cronica di Pisa, T. XV. col. 1087. Rerum Ital. Script.

**) Das Piſaniſche Staatsgebiet erſtreckte ſich damals von Porto-Venere bis nach Civita-Vecchia, und begriff außerdem noch die Inſeln Elba, Korſika, Sardinien u. ſ. w. (*Tronci*, p. 96.)

***) *Ammirato*, LXVI. *Tronci*, p. 488.

lich auch noch die Geißel der Peſt*) brachten die Volksmenge dieſer Inſel ſehr tief herab. Ihr Handel wurde gehemmt, und endlich ganz zu Grunde gerichtet; der Ackerbau blieb vernachläſſigt liegen; der Bergbau wurde von habſüchtigen Menſchen geführt, und die Granitgruben völlig verlaſſen. Alles trug dazu bei, die Einwohner zur Auswanderung zu reizen. —

So groß auch der Hochmuth von Gherardo d'Appiano war, ſo konnte er ſich doch ſelbſt ſeine Schwäche und Unfähigkeit nicht verheimlichen. Schon im J. 1403 hatte er ſich auf mehrere Jahre in den Schutz der florentiniſchen Republik begeben, die damals die mächtigſte in Toskana war, und ſetzte ſie bald nachher durch ein Teſtament, zur Vormünderin ſeines Sohnes ein **).

Als dieſer Sohn, Jakopo II. ſeinem Vater in der Regierung nachgefolgt war, ſchloß er mit derſelben Republik ein ewiges Bündniß in ſeinem und ſeiner Nachkommen Namen. Dieſes Aktenſtück iſt vom J. 1419; dennoch riß er ſich im J. 1431 von dieſem Bunde los, verband ſich mit dem Herzoge von Mailand, und erklärte

*) Dieſe Peſt begann im Frühjahre 1400, verbreitete ſich über ganz Italien, und hörte erſt im Winter des nachfolgenden Jahres wieder auf. (*Scipio Ammirato*, L. XVI.)

**) Die Aktenſtücke davon werden in dem Archive *delle riformagioni* zu Florenz, J. 1403, 1404, 1419, 1440 und 1450 aufbewahrt.

erklärte den Florentinern, die gerade damals Lukka belagerten, den Krieg; er nahm ihnen die Forts Monteverdi und Canneto weg.*)

Aufgebracht über dieſe Verrätherei nahmen die Florentiner die beiden Forts wieder ein, fielen über Piombino her, eroberten dieſen Ort, und behielten ihn acht Jahre lang. Im J. 1437 verwehrten ſie der Flotte des Königs von Neapel den Eingang in den Haven von Piombino, nnd verjagten ſie auch von der Inſel Elba, von Pianoſa und von Monte-Chriſto. — Drei Jahre darauf beriefen ſie den entflohenen Jacopo zurück, ſetzten ihn wieder in den Beſitz ſeiner Länder, und nahmen ihn in ihren Schutz; doch mußte er ſich dabei zu einer jährlichen Lehensabgabe verſtehen und ihnen vollkommene Freiheit in allen von ihm abhängenden Häven einräumen. **)

Im J. 1450 ſtarb Jacopo, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Seine Schweſter Katharina übernahm nun die Regierung, und ſchloß auf zehen Jahre einen Bund mit der florentiniſchen Republik, welcher jedes Mal von ihren Nachfolgern bei ihrem Regierungs-Antritte erneuert wurde.

*) *Buoninsegni*, Ist. Fior. p. 38. *Ammirato*, L. XX. p. 1071.

**) *Gino Capponi*, Comm. T. XVIII. col. 18. Rer. Ital. Scriptores. *Buoninsegni*, Ist. Fior. p. 74.

Obgleich die Inſel Elba jetzt ſchon in groſser Verlegenheit war, ſo ſtanden ihr doch noch unglücklichere Zeiten bevor. Dieſe brachen ſchon mit der Morgenröthe des 16ten Jahrhunderts an. Drei ehrgeizige, muthvolle Monarchen herrſchten damals in Europa und bedrohten jeden Tag unſern Erdtheil mit dem Ausbruche eines furchtbaren Krieges. Kaiſer Karl V., welchem damals ſchon Spanien, Sicilien und Neapel, die Franche=Comté und die Niederlande unterworfen waren, und die Schätze Amerika's zu Gebote ſtanden, bedrohte Frankreich mit einem Angriffe. — Franz I., König von Frankreich wünſchte den Beſitz von Italien mit ſeiner Krone zu vereinigen, und der türkiſche Sultan Soliman, dieſer furchtbare Krieger, der ſo eben erſt Syrien, Meſopotamien und Aegypten ſich unterworfen hatte, ließ ſich nun gelüſten, auch Teutſchland und vielleicht ſogar ganz Europa, das er von bürgerlichen und religiöſen Unruhen zerrüttet ſah, bezwingen zu wollen.

Aus der Geſchichte dieſes Krieges, welcher vierzig Jahre lang Frankreich und Oeſtreich unglücklich machte, den Schauplatz der Feindſeligkeiten nach Italien zog, und dieſes Land zum Grabe der Franzoſen machte, kann hier nur dasjenige ausgehoben werden, was die Inſel Elba näher angeht.

Dieſe Inſel wurde bald der Gegenſtand der Vergrößerungs=Abſichten des Koſmus von Medici, erſten Großherzogs von Toſkana, der ſich ſeit dem

J. 1537 der höchsten Gewalt zu Florenz bemächtigt, und sich auf die Seite Karls V. geschlagen hatte, der ihn dafür als unumschränkten Beherrscher von Hetrurien anerkannte.

Soliman, Bundsgenoſſe Franz des I. kochte Rache gegen den Kaiser, der auf den Küsten des heißen Afrika einen glänzenden Sieg erfochten hatte und schickte, um diese zu befriedigen, ein starkes Geschwader unter dem Kommando des berühmten Barbaroſſa, ins Mittelmeer. Die Türken schlagen die Flotte K. Karls V. gänzlich, und verbreiten Tod und Verwüstung auf allen Küsten, die sie anfallen. Die Nachricht von diesen Feindseligkeiten setzt ganz Italien in Schrecken.

Kosmus, welcher seine widerrechtliche Gewalts-Anmaßung in den Augen der Toskaner zu entschuldigen und sich ihnen angenehm zu machen suchte, hatte ihre Neigung zu den Künsten und Wiſſenschaften begünstigt; aber darauf allein beschränkten sich seine Wünsche nicht; er hatte auch den Entwurf zu machen gewagt, seine Nachbaren und Bundsgenoſſen allmählich ihrer Rechte zu berauben. Zur Ausführung deſſelben bot ihm der Schrecken, der sich nun bei dem Gerüchte von der Annäherung der Türken aller Gemüther bemächtigte, ein schickliches Hülfsmittel dar. Er benützte diesen Schrecken nämlich, um dem Kaiser vorzustellen, daß Appiano, als ein schwacher, nachläſſiger Regent, ohne Marine, ohne Soldaten, ohne Kriegsvorräthe, und ohne Geld, außer Stande wäre, die Küste gegen

die muthigen Anfälle der Türken zu ſchützen, und bat deswegen um die Erlaubniß, die Vertheidigung der Ländereien dieſes Fürſten übernehmen zu dürfen. Dieſe wurde ihm auch ſogleich bewilligt, und der Großherzog ſchickte dem zu Folge Truppen auf die Inſel Elba und ließ die Feſtungswerke von Piombino wieder ausbeſſern, wohin er Beſatzung legte.

Ein Südweſtwind hatte den Barbaroſſa gehindert, mit ſeiner Flotte in den Kanal von Piombino einzulaufen, doch ankerte er am erſten Julius 1543 an der Inſel Elba, in dem Buſen, der jetzt den Namen Porto-Ferrajo trägt. Er ſegelte von da nach Marſeille, um in Verbindung mit der franzöſiſchen Flotte, Nizza zu belagern. Vorher aber noch zeichneten die Türken ihren kurzen Aufenthalt auf dieſer Inſel durch die Plünderung von Capoliveri und die Verheerung der übrigen Dörfer aus.

Sobald die Genueſer wieder von der großen Gefahr befreit waren, womit die Nähe der Seeräuber ſie bedrohte, beobachteten ſie mit unverwandten Blicken die Projekte, und das feine politiſche Betragen des Großherzogs. Sie fürchteten in ihm einen unternehmenden Nebenbuhler, deſſen Ehrgeiz ſich ihrer Macht gleich zu machen ſtrebte. Sie widerſetzten ſich eifrigſt der Beſitznahme der Inſel Elba und der Aufſtellung ſeiner Marine ſowohl zu Piombino, als zu Piſa. Dies thaten ſie aber nicht um der Familie Appiano's willen, wie ſie vorgaben, ſondern aus Furcht, Kosmus möchte ſich beifallen laſſen, in dem Küſtenhandel

Italiens mit ihnen zu wetteifern; ſich des Levante-Handels zu bemächtigen, und bald Meiſter von Korſika zu werden, deſſen Bewohner ſie durch ewige Plackereien und die abſcheulichſte Tyrannei täglich mehr aufreizten.

Nach der Eroberung von Nizza überwinterte Barbaroſſa zu Toulon. Im Frühjahre verabſchiedeten ihn die Franzoſen, und nun kehrte er mit ſeiner Flotte nach Konſtantinopel zurück. Doch unterwegs landete er nochmals auf der Inſel Elba, die er aufs neue verwüſtete, und verließ ſie nur, um das Fort von Piombino zu zerſtören, und die Inſel Giglio, ſo wie die Städte Talamone und Porto-Ercole zu verheeren, von wo er eine große Anzahl Gefangener in die Sklaverei fortſchleppte. Der Widerſtand, welchen Kosmus bei dieſer Gelegenheit den Türken leiſtete, hinderte ſie Orbitello wegzunehmen und die Maremmen zu verwüſten, und zwang ſie, ſich nach Neapel zu flüchten.*)

Nach dieſen Vorfällen hielt Kosmus bei dem Kaiſer um die Belehnung mit Piombino, der Inſel Elba und Zugehörungen an. Sie wurde ihm verſagt und der rechtmäßige Beſitz des damals unter dem Namen Jacopo V. regierenden Appiano anerkannt. Der Großherzog verbarg den Verdruß, den er darüber empfand und verſchob die Erfüllung ſeiner Hoffnungen auf beſſere

*) *Muratori*, Annali d'Italia, A. 1544. *Adriani*, Stor. di Piombino. L. IV.

Zeiten. Inzwiſchen hielt er immer eine Beſatzung von hundert Mann in dem Kaſtelle von Piombino, und als ihm der am 18ten September 1544 zu Creſpy geſchloſſene Friede erlaubte, mit dem franzöſiſchen Hofe in freundſchaftliche Verhältniſſe zu treten, ſo ſchickte er Geſandte an K. Franz I. ab, der ſie gütig aufnahm.

Der Ehrgeiz ſchläft nie; er haſcht gierig nach dem kleinſten Umſtande, der ihm günſtig ſeyn kann. Im J. 1546 ſprach Karl V. ſeinen Bundsgenoſſen, den Großherzog, um eine Geldaushülfe an. Kosmus war ſchlau genug, ſeinen Groll zu verbergen, ſchickte ſogleich 400,000 Thaler an den Kaiſer ab, und erhielt dagegen das Verſprechen, binnen drei Vierteljahren die Belehnung mit Piombino und den Beſitz der Inſel Elba zu erhalten.

Die Genueſer thaten ihr Möglichſtes, um die Erfüllung dieſes Verſprechens zu hintertreiben; ſie boten dem Kaiſer beträchtliche Geldſummen an; da aber Jacopo V. inzwiſchen ſtarb; ſo konnte ſeine Wittwe keinen Widerſtand mehr leiſten. Der feſtgeſetzte Termin war nun auch verfloſſen, und Karl V. befahl, daß der Großherzog, benöthigten Falls ſelbſt mit Gewalt in den Beſitz der ihm verliehenen Länder geſetzt werden ſollte; welches auch am 22ſten Junius 1548 geſchah.

Piombino war damals der Mittelpunkt der Komplotte, die von dem Papſte, den florentiniſchen Emigranten, den italieniſchen Misvergnügten, den Genue-

ſern und den Agenten Frankreich's, deren Häupter die Strozzi waren, gegen Kosmus angezettelt und vorbereitet wurden.

Jeden Tag ſuchte man neue Ausflüchte hervor, um die Beſitznehmung zu erſchweren, und dem Prinzen Jacopo VI., der erſt ſiebenzehn Jahr alt war, Zeit zu laſſen vor den Kaiſer zu bringen, und ſeine Beſchwerden über die Ungerechtigkeit, mit welcher man ihn ſeines väterlichen Erbes beraubte, vorzulegen. Es gelang ihm, und Kaiſer Karl V. ward dadurch gerührt. Die Inſel Elba und Piombino wurden am 24ſten Julius deſſelben Jahres dem Großherzoge wieder entriſſen. Dagegen erhielt er den Staat von Siena und zur Entſchädigung für die aufgewandten Kriegskoſten, wurde ihm geſtattet, auf der Inſel Elba, an der Stelle wo jetzt Porto=Ferrajo ſteht, eine Stadt zu erbauen, und dazu ein Gebiet von 2 ital. Meilen in der Ausdehnung bewilligt.*) —

Schon im J. 1516 hatten die Algierer, da ſie von den Spaniern ſo ſehr bedroht wurden, den Seeräuber Barbaroſſa zu Hülfe gerufen. Dieſer berühmte Seeheld, der Anfangs nur gemeiner Matroſe geweſen war, nahm den Ruf nach Algier an, bemächtigte ſich ſogleich dieſes Königreichs und eines guten Theils der vormaligen Herrſchaft der Almohaden, und begab ſich ſodann in den Schutz von Soliman,

*) *Galluzzi*, Ist. di Toscana. *Adriani*, Storia di Piombino.

Pianoſa und Monte-Chriſto. Spanien's Anſprüche gründeten ſich auf die Blutsverwandtſchaft der Familie Appiano mit dem alten und erlauchten Hauſe von Aragonien. *)

Eine glückliche Folge dieſer Herrſchafts-Veränderung war der Befehl Philip's III., Königs von Spanien, das feſte Städtchen Porto-Lungone zu erbauen, um den Seeräubern dadurch Schranken zu ſetzen. Dieſe leider nur zu ſpät getroffene Maßregel beſchleunigte die Wiederbevölkerung dieſer Inſel, und den Elbanern bleibt nun kein Tummelplatz zum Kampfe mit den barbariſchen Seeräubern mehr übrig, als die kleine Inſel Pianoſa, wo dieſe zuweilen noch landen, ohne der größern Inſel Schaden zufügen zu können.

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts kam die Inſel Elba nebſt dem Fürſtenthume Piombino durch Schenkung an das Haus Ludoviſi von Bologna, deſſen Regierung friedlich war, und ſich durch keine bemerkenswerthe Begebenheit auszeichnete. Daſſelbe iſt der Fall, mit der Zeit, während welcher die Buoncompagni die Herrſchaft führten, welche dieſelbe durch Heurath erhalten hatten. Sie beſaßen aber auf dieſer Inſel bloß Rio, Capoliveri, Campo und

*) Den Beweis dieſer Angabe fand ich ſelbſt auf dem Campo-Santo zu Piſa, auf den Grabmälern der Familie Appiano, und zwar insbeſondere in der Grabſchrift des Jacopo VI, der am fünften Tage der Kalenden des März 1567 geſtorben iſt.

Marciana mit ihren Gebieten; denn ſeit dem J. 1735 beſaß der König von Neapel das feſte Städtchen Porto-Longone und dem Großherzoge von Toskana gehörte (wie gedacht) Porto-Ferrajo.

Die franzöſiſche Revolution, die unſerm Erdtheile eine andre Geſtalt gab, veränderte auch das Schickſal der Inſel Elba. Das Großherzogthum Toskana erloſch, und durch den Vertrag von Aranjuez vom 21ſten März 1801 wurde unter Vermittelung des ſpaniſchen Hofes *) daſſelbe zu Gunſten Ludwigs I. Infanten von Spanien und Erbprinzen von Parma und Piacenza unter dem Namen Etrurien zu einem Königreiche erhoben, das aber jetzt, wie bekannt, mit Frankreich vereinigt iſt.

Schon früher aber traf dieſe Vereinigung die Inſel Elba, welche von dem Könige von Neapel abgetreten, und ganz zu Hetrurien, bald nachher aber zu Frankreich geſchlagen wurde, welcher Republik, jetzt Kaiſerthum, ſie als ein integrirender Theil einverleibt iſt. —

*) Es iſt doch der Mühe werth zu bemerken, daß es der ſpaniſche Hof ſelbſt war, der ſich eifrigſt dem Projekte des Papſtes Pius IV., den Großherzog von Toskana zur königlichen Würde zu erheben, widerſetzte. König Philip II. wollte in Italien keinen Fürſten dulden, der an Würde oder Anſehen ſich ihm gleichſtellen, oder Anſprüche auf die großen Vorrechte machen könnte, die er in dieſem ſchönen Lande beſaß. Der Papſt mußte damals der Umſtände wegen nachgeben.

§. 2.

Jetzige bürgerliche Verfaſſung der Inſe

Die Inſel Elba bildet jetzt mit den nahe Inſelchen Capraja, Pianoſa, Palami Monte-Chriſto einen Bezirk, der zu keinei tement gehört, und für ſich ein Nebenland bil jedoch gleiche Rechte mit den Departementen i

Zu Folge des Konſular-Beſchluſſes **) voi Nivôſe XI (1803) iſt die jetzige Verfaſſung die auf folgende Weiſe eingerichtet. Die oberſt Gewalt iſt in den Händen eines General-Ko ſärs (Commissaire-général) und eines Ve tungs-Raths (Conseil d'Administration Für die Inſel und ihre Neben-Inſelchen iſt ein licher und ein Civil-Gerichtshof errichtet worden Zuchtpolizeigerichte ſind zwei, in jeder der beiden C eines. Der Friedensrichter viere, für jeden Kanton Die Zahl der Notare iſt auf achte beſtimmt. — In g chen Sachen gehört dieſe Inſel zum Sprengel des ſchofs von Ajaccio, der hier einen General-Vi

*) Dieſer ganze Paragraph iſt von dem teutſchen Her geber beigefügt, weil der Verfaſſer des Originals di Gegenſtand ganz übergangen hat; nur was von den Ho tälern und Gefängniſſen geſagt wird, iſt von ihm.
E.

**) Moniteur, An. XI. No. 119. (Allg. Geogr. Ephe XI. S. 380.)
E.

Munizipalität bildet ein Kirchſpiel, und
märſchule.

ſel Elba iſt mit den zugehörigen Neben-
in vier Kantone abgetheilt, welche mit den
igen Gemeinden und ihrer Bevölkerung fol-
:

Cantone.	Gemeinden.	Volksmenge.	
1) Porto-Lungone.	Porto-Lungone. . .	1500	4300.
	Capoliveri.	1000	
	Rio.	1800	
2) Porto-Ferrajo.	Porto-Ferrajo.		3000.
3) Marciana.	Marciana.	2500	4950.
	Lamazine.	750	
	Campo	1700	
4) Capraja. (Inſel)	Capraja.		1500.
		Summa:	13,750.

§. 4.

Alterthümer*).

Die mehrere Male wiederholten Einfälle barbariſcher Völkerſchaften, welche die Inſel Elba ſo ſchrecklich verwüſteten, haben kaum noch einige Spuren von Alterthümern auf derſelben zurückgelaſſen. Von den Gebäuden, welche die alten Etrusker hier aufführten, iſt gar nichts mehr vorhanden; kein Denkmal ruft dem aufmerkſamen Reiſenden die Begebenheiten der Vorzeit in das Gedächtniß zurück, und keine Ruine des Alterthums ſchmückt die Landſchaften. Doch ſind noch einige unzweideutige Beweiſe von dem alten Glanze, der in den früheſten Zeiten dieſe Inſel unſchimmerte, vorhanden.

Dahin gehören die Münzen, die auf dieſer Inſel geſchlagen worden, und noch in einigen Sammlungen zu finden ſind. **) — Die älteſten derſelben haben auf der einen Seite ein Rad, und auf der andern einen Anker mit ein Paar Buchſtaben, welche nach der Meinung der Kenner, den Namen Ilva ausdrücken ſollen.

*) Abgekürzt iſt hier dieſer Paragraph, weil er im Originale bloß für Alterthumsforſcher intereſſant und genießbar iſt. Auch iſt die Kupfertafel von Münzen, die unſer Verfaſſer beigelegt hat, weggelaſſen worden.

E.

**) Der gründlich gelehrte Alterthumsforſcher Luigi Lanzi hat deren mehrere geſammelt und beſchrieben, beſonders in Saggio di Lingua Etrusca, T. II.

len. Solche Münzen findet man noch in dem reichen Muſeum Bacci zu Arezzo. — Auf anderen Münzen dieſer Inſel iſt die eine Seite mit einem Anker und die andere mit einem Froſche und den zwei erſten Buchſtaben des Namens Ilva bezeichnet. Dergleichen hat auch das kaiſerliche Münzkabinet zu Paris. — Alle dieſe Münzen beweiſen nicht nur, wie ſehr man ehemals die Wichtigkeit der Häven der Inſel Elba anerkannte, darauf deuten Anker und Froſch; ſondern auch, daß dieſelbe eine gewiſſe Unabhängigkeit genoß, weil ſie das Recht hatte, Münzen zu ſchlagen.

Zu verſchiedenen Zeiten hat man auch auf dieſer Inſel, beſonders in der Gegend, wo jetzt Porto-Ferrajo erbaut iſt, einige lateiniſche Inſchriften, Konſular-Münzen mit Triremen und Fascen unter den Namen von Pompejus, Cinna u. ſ. w. geſchlagen; auch prächtige Ueberreſte von römiſchen Bädern, mehr oder minder plumpe Moſaiken und dergleichen aufgefunden. Aber von all dieſem iſt nichts mehr vorhanden, als die Erinnerung an das zweite Zeitalter der Glückſeligkeit der Elbaner.

Die Ruinen, die man noch an dem Buſen von Porto-Ferrajo findet, ſind die Ueberreſte einer römiſchen Villa, deren zertrümmerte Mauern jetzt mit Epheu, wilden Weinſtöcken und Maſtixbäumen bewachſen ſind. Das Auge findet einen maleriſchen Anblick in dieſem vermiſchten Gebilde von kraftvoller Vegetation und langſamer Zerſtörung. Schweigend betrachtet ſie der Be-

obachter mit aufgeregter Einbildungskraft, und ſinnvollem Nachdenken, während der Zahn der Zeit nun vollendet, was die Hände der Barbaren angefangen haben.

Auch findet man noch Spuren von Alterthümern, die jedoch bei weitem nicht ſo intereſſant ſind, auf dem Kap bella Vita, an dem Orte, genannt Il Palaggio nahe bei San-Bennato; auf dem Monte-Giovi; auf den Anhöhen von Santa-Lucia, von Pomonet u. ſ. w. — Auf dem Gipfel des Berges Monte-Caſtello iſt die ſehr merkwürdige alte kleine Feſtung Il Volterrajo oder Veltrajo*) zu ſehen, die noch in ziemlich gutem Zuſtande iſt. Sie ſcheint, nach meinem Dafürhalten, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbaut worden zu ſeyn, und man verſichert von ihr, daß ſie immer den Anfällen der Türken widerſtanden habe. Sie hat einen ſehr beſchränkten Umfang, faßt nicht über 4 bis 500 Mann, und könnte von einer kleineren Zahl vertheidigt werden. Nur durch Hunger hätte man ſie bezwingen können. Sie hat ſehr ſchöne Ciſternen, deren Unterhaltung aber vernachläſſigt wird.

*) Ein Name, der im Mittelalter mehreren Feſtungen gegeben wurde.

Fünfter Abſchnitt.

Topographie.

Hier fängt nun die Schilderung der einzelnen Theile der Inſel an, oder die Topographie, welche mit der Hauptſtadt Porto = Ferrajo beginnt, und im Kreiſe rings umher, von Norden nach Oſten, Süden und Weſten die einzelnen Kantone der Inſel beſchreibt.

---

§. 1.

Porto=Ferrajo.

Die Gegend, in welcher die heutige Stadt Porto=Ferrajo liegt, war ſchon in den früheſten Zeiten berühmt; ja es ſollen ſchon die Argonauten, als ſie nach der Eroberung des goldenen Vlieſſes das Mittelmeer durchirrten,*) dieſelbe gekannt haben.

In ſpäteren Zeiten wollten die Phokäer, welche

*) *Diodorus Siculus*, Bibl. hist. L. IV. c. 17. *Apollon. Rhod.* Argon. L. V. v. 6. et 8. *Strabo*; L. V. p. 224, De Mirabilium auscultatione, p. 882. *Tzetzes*, in Lycophronem. *Nicephorus Callistus*, Hist. Eccl. L. VII. C. 50. — (Unſer Verf. läßt ſich hier in ein Detail ein, das wir weglaſſen mußten, da es eine ziemlich fabelhafte Geſchichte betrift.)

ſchon Korſika beſaßen, an dieſem Meerbuſen eine Kolonie anlegen*); aber die Etrusker trieben ſie auf eine ſo derbe Art zurück, daß ihnen alle Luſt vergieng, ſich je wieder in dieſen Gewäſſern blicken zu laſſen.

Die Römer hatten hier nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Siziliers Diodor**) eine Niederlaſſung angelegt, deren Trümmer jetzt in dem Umkreiſe der Stadt begriffen ſind.

Der Umfang dieſer Stadt ſchließt die beiden kleinen Berge ein, auf welchen die kleinen Fort's Stella und Falcone erbaut worden ſind, welche ſie von allen Seiten her vertheidigen. Sie erſtreckt ſich auf die Linguella hinaus, eine Landzunge, die einen eben ſo ſchönen, als ſichern Haven bildet, in welchem die größten Schiffe vor Anker gehen können. Der Buſen hat eine weite Ausdehnung und iſt tief; aber ſein Eingang iſt gefährlich, wann der Süd- oder Südweſtwind wehet. Seine Lage, ſeine Größe und ſeine Sicherheit geben ihm wichtige Vorzüge. Die Schiffe ſind darin vor Stürmen und Wogendrang geſchützt. Einen beſonders großen Vorzug gewährt ihm auch die Nähe der toskaniſchen und römiſchen Maremmen, welche in Menge das benöthigte Schiffbauholz liefern können.

Das Jahr 1548 iſt es, in welchem hier Kosmus von Medici den Grund zu einer Stadt legte, welcher

*) *Seneca* ad Helv. C. 8. *Diodor. Sic.* L. V. C. 12.

**) Bibl. hist. L. IV. p. 259.

er den Namen Kosmopoli gab. Um das Andenken dieſer Gründung zu erhalten, wurde eine Denkmünze geſchlagen *). Schöne Privilegien, welche den Anſiedlern ertheilt wurden, Befreiung von allen Abgaben auf mehrere Jahre, und unbeſchränkte Freiheit des Handels gaben dieſer Stadt ſehr bald eine hinreichende Bevölkerung. In Rückſicht ihrer Lage kann man mit dem Dichter von dieſer Stadt ſagen:

Coronata da' monti in mezzo del' mare.
(Mitten im Meere von Bergen umkränzt.)

Die Sorge für die Befeſtigung der neuen Stadt wurde dem nicht nach Verdienſt bekannten, ſehr geſchickten Kriegsbaumeiſter Giov. Battiſta Belluzzi **) übertragen, und er vollbrachte das Werk ſo gut, daß man dieſen feſten Ort jetzt nur durch Hunger bezwingen kann.

Die Häuſer der Stadt ſind klein, nicht gut im Innern eingetheilt, ohne Bequemlichkeiten, von Back-

*) Dieſe Medaille zeigt auf der einen Seite den Kopf des Großherzogs mit der Umſchrift: Cosmus. Med. Floren. et Senar. Dux; und auf der andern einen durch zwei Schlöſſer vertheidigten und mit einer Kette verſchloſſenen Seehaven, vor welchem Neptun zu ſehen iſt. Umſchrift: Ilva resurgens Thuscorum et Ligurum securitate. Datum und Name des Medailleurs fehlen.

**) Andere nennen dieſen großen Mann Camerini. Er ward am 17. September 1506 zu San-Marino geboren, und ſchrieb über die Befeſtigungskunſt. Vaſari lobt ihn ſehr in ſeiner Geſchichte der Maler. M. ſ. auch *Galuzzi*, Ist. di Toscana, L. I. C. 6.

Pianoſa und Monte-Chriſto. Spanien's Anſprüche gründeten ſich auf die Blutsverwandtſchaft der Familie Appiano mit dem alten und erlauchten Hauſe von Aragonien. *)

Eine glückliche Folge dieſer Herrſchafts-Veränderung war der Befehl Philip's III., Königs von Spanien, das feſte Städtchen Porto-Lungone zu erbauen, um den Seeräubern dadurch Schranken zu ſetzen. Dieſe leider nur zu ſpät getroffene Maßregel beſchleunigte die Wiederbevölkerung dieſer Inſel, und den Elbanern bleibt nun kein Tummelplatz zum Kampfe mit den barbariſchen Seeräubern mehr übrig, als die kleine Inſel Pianoſa, wo dieſe zuweilen noch landen, ohne der größern Inſel Schaden zufügen zu können.

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts kam die Inſel Elba nebſt dem Fürſtenthume Piombino durch Schenkung an das Haus Ludoviſi von Bologna, deſſen Regierung friedlich war, und ſich durch keine bemerkenswerthe Begebenheit auszeichnete. Daſſelbe iſt der Fall, mit der Zeit, während welcher die Buoncompagni die Herrſchaft führten, welche dieſelbe durch Heurath erhalten hatten. Sie beſaßen aber auf dieſer Inſel bloß Rio, Capoliveri, Campo und

*) Den Beweis dieſer Angabe fand ich ſelbſt auf dem Campo-Santo zu Piſa, auf den Grabmälern der Familie Appiano, und zwar insbeſondere in der Grabſchrift des Jacopo VI, der am fünften Tage der Kalenden des März 1567 geſtorben iſt.

Marciana mit ihren Gebieten; denn ſeit dem J. 1735 beſaß der König von Neapel das feſte Städtchen Porto-Lungone und dem Großherzoge von Toskana gehörte (wie gedacht) Porto-Ferrajo.

Die franzöſiſche Revolution, die unſerm Erdtheile eine andre Geſtalt gab, veränderte auch das Schickſal der Inſel Elba. Das Großherzogthum Toskana erloſch, und durch den Vertrag von Aranjuez vom 21ſten März 1801 wurde unter Vermittelung des ſpaniſchen Hofes *) daſſelbe zu Gunſten Ludwigs I. Infanten von Spanien und Erbprinzen von Parma und Piacenza unter dem Namen Etrurien zu einem Königreiche erhoben, das aber jetzt, wie bekannt, mit Frankreich vereinigt iſt.

Schon früher aber traf dieſe Vereinigung die Inſel Elba, welche von dem Könige von Neapel abgetreten, und ganz zu Hetrurien, bald nachher aber zu Frankreich geſchlagen wurde, welcher Republik, jetzt Kaiſerthum, ſie als ein integrirender Theil einverleibt iſt. —

*) Es iſt doch der Mühe werth zu bemerken, daß es der ſpaniſche Hof ſelbſt war, der ſich eifrigſt dem Projekte des Papſtes Pius IV., den Großherzog von Toskana zur königlichen Würde zu erheben, widerſetzte. König Philip II. wollte in Italien keinen Fürſten dulden, der an Würde oder Anſehen ſich ihm gleichſtellen, oder Anſprüche auf die großen Vorrechte machen könnte, die er in dieſem ſchönen Lande beſaß. Der Papſt mußte damals der Umſtände wegen nachgeben.

§. 2.

Jetzige bürgerliche Verfaſſung der Inſel Elba*).

Die Inſel Elba bildet jetzt mit den nahe gelegenen Inſelchen Capraja, Pianoſa, Palamjola und Monte-Chriſto einen Bezirk, der zu keinem Departement gehört, und für ſich ein Nebenland bildet, das jedoch gleiche Rechte mit den Departementen genießt.

Zu Folge des Konſular-Beſchluſſes **) vom 22ſten Nivose XI (1803) iſt die jetzige Verfaſſung dieſer Inſel auf folgende Weiſe eingerichtet. Die oberſte Civil-Gewalt iſt in den Händen eines General-Kommiſſärs (Commissaire-général) und eines Verwaltungs-Raths (Conseil d'Administration). — Für die Inſel und ihre Neben-Inſelchen iſt ein peinlicher und ein Civil-Gerichtshof errichtet worden; der Zuchtpolizeigerichte ſind zwei, in jeder der beiden Städte eines. Der Friedensrichter viere, für jeden Kanton einer. Die Zahl der Notare iſt auf achte beſtimmt. — In geiſtlichen Sachen gehört dieſe Inſel zum Sprengel des Biſchofs von Ajaccio, der hier einen General-Vikar

*) Dieſer ganze Paragraph iſt von dem teutſchen Herausgeber beigefügt, weil der Verfaſſer des Originals dieſen Gegenſtand ganz übergangen hat; nur was von den Hoſpitälern und Gefängniſſen geſagt wird, iſt von ihm.

E.

**) Moniteur, An. XI. No. 119. (Allg. Geogr. Ephem. XI. S. 380.)

E.

hält. Jede Munizipalität bildet ein Kirchſpiel, und hat eine Primärſchule.

Die Inſel Elba iſt mit den zugehörigen Neben-Inſelchen in vier Kantone abgetheilt, welche mit den dazu gehörigen Gemeinden und ihrer Bevölkerung folgende ſind:

Cantone.	Gemeinden.		Volksmenge.
1) Porto-Lungone.	Porto-Lungone. . . .	1500	4300.
	Capoliveri.	1000	
	Rio.	1800	
2) Porto-Ferrajo.	Porto-Ferrajo.		3000.
3) Marciana.	Marciana.	2500	4950.
	Lamazine.	750	
	Campo	1700	
4) Capraja. (Inſel)	Capraja.		1500.
		Summa:	13,750.

Der Munizipalitäten ſind ſieben, nämlich:

1) Porto-Ferrajo. 2) Porto-Lungone. 3) Capraja. 4) Marciana. 5) Campo. 6) Rio. 7) Capoliveri.

Außer der Grundſteuer (Contribution fonei-ère) giebt es für dieſe Inſel keine direkten Auflagen. Die indirekten ſind das Enregiſtrement, die Stämpelgebüren und die Hypotheken-Abgabe.

Aus- und Eingangs-Zölle giebt es nicht; außer den Octrois oder auferlegten Abgaben, die zu wohlthätigen Zwecken und gemeinnützigen Anſtalten beſtimmt ſind.

Im Uebrigen iſt hier jetzt dieſelbe Verfaſſung, wie in dem ganzen Kaiſerthum Frankreich.

---

§. 3.

Hoſpitäler und Gefängniſſe*).

Auf der ganzen Inſel ſind zwei Hoſpitäler; das eine zu Porto-Lungone von 180 Betten, iſt wohl gelegen und gelüftet.

*) Dieſer Paragraph des Verf., welcher bei ihm der ſiebente des dritten Abſchnitts iſt, iſt hieher verſetzt worden, weil er Gegenſtände der Polizei abhandelt.

E.

Das andere zu Porto-Ferrajo von 250 Betten in fünf Sälen, liegt in der erhabenſten und geſündeſten Gegend der Stadt, hat aber den groß Fehler, daß die Betten zu nahe beiſammen ſtehen, und zu ſchmal ſind, obgleich in jedes zwei Kranke gelegt werden. Dieſer Umſtand entſtellt wieder, was dieſe milde Anſtalt Schönes hat, wozu auch die ſehr hübſche und wohlverſehene Apotheke gehört. —

Die Gefängniſſe ſind klein und im Durchſchnitte genommen, geſund; nur das nicht, welches auf der Spitze Linguella erbaut iſt und von den Gewäſſern des Buſens von Porto-Ferrajo benetzt wird. In keinem iſt eine Krankenſtube. Beſchäftigung haben die Gefangenen nicht; auch werden ſie nicht genug von einander getrennt.

Zu Porto-Ferrajo iſt das einzige Lazareth der Inſel; es liegt an der Spitze des Havens, iſt unbedeutend, und ſehr klein; die Fremden und Seeleute, die hier Quarantäne halten, müſſen ſich daher ſehr in Acht nehmen. — Die Geſundheits-Aufſicht iſt ſehr ſtrenge und pünktlich, um die Inſel vor Anſteckung zu bewahren.

§. 4.

Alterthümer*).

Die mehrere Male wiederholten Einfälle barbariſcher Völkerſchaften, welche die Insel Elba ſo ſchrecklich verwüſteten, haben kaum noch einige Spuren von Alterthümern auf derſelben zurückgelaſſen. Von den Gebäuden, welche die alten Etrusker hier aufführten, iſt gar nichts mehr vorhanden; kein Denkmal ruft dem aufmerkſamen Reiſenden die Begebenheiten der Vorzeit in das Gedächtniß zurück, und keine Ruine des Alterthums ſchmückt die Landſchaften. Doch ſind noch einige unzweideutige Beweiſe von dem alten Glanze, der in den früheſten Zeiten dieſe Inſel umſchimmerte, vorhanden.

Dahin gehören die Münzen, die auf dieſer Inſel geſchlagen worden, und noch in einigen Sammlungen zu finden ſind. **) — Die älteſten derſelben haben auf der einen Seite ein Rad, und auf der andern einen Anker mit ein Paar Buchſtaben, welche nach der Meinung der Kenner, den Namen Ilva ausdrücken ſollen.

*) Abgekürzt iſt hier dieſer Paragraph, weil er im Originale bloß für Alterthumsforſcher intereſſant und genießbar iſt. Auch iſt die Kupfertafel von Münzen, die unſer Verfaſſer beigelegt hat, weggelaſſen worden.

E.

**) Der gründlich gelehrte Alterthumsforſcher Luigi Lanzi hat deren mehrere geſammelt und beſchrieben, beſonders in Saggio di Lingua Etrusca, T. II.

len. Solche Münzen findet man noch in dem reichen Museum Bacci zu Arezzo. — Auf anderen Münzen dieser Insel ist die eine Seite mit einem Anker und die andere mit einem Frosche und den zwei ersten Buchstaben des Namens Ilva bezeichnet. Dergleichen hat auch das kaiserliche Münzkabinet zu Paris. — Alle diese Münzen beweisen nicht nur, wie sehr man ehemals die Wichtigkeit der Häven der Insel Elba anerkannte, darauf deuten Anker und Frosch; sondern auch, daß dieselbe eine gewisse Unabhängigkeit genoß, weil sie das Recht hatte, Münzen zu schlagen.

Zu verschiedenen Zeiten hat man auch auf dieser Insel, besonders in der Gegend, wo jetzt Porto-Ferrajo erbaut ist, einige lateinische Inschriften, Konsular-Münzen mit Triremen und Fascen unter den Namen von Pompejus, Cinna u. s. w. geschlagen; auch prächtige Ueberreste von römischen Bädern, mehr oder minder plumpe Mosaiken und dergleichen aufgefunden. Aber von all diesem ist nichts mehr vorhanden, als die Erinnerung an das zweite Zeitalter der Glückseligkeit der Elbaner.

Die Ruinen, die man noch an dem Busen von Porto-Ferrajo findet, sind die Ueberreste einer römischen Villa, deren zertrümmerte Mauern jetzt mit Epheu, wilden Weinstöcken und Mastixbäumen bewachsen sind. Das Auge findet einen malerischen Anblick in diesem vermischten Gebilde von kraftvoller Vegetation und langsamer Zerstörung. Schweigend betrachtet sie der Be-

obachter mit aufgeregter Einbildungskraft, und ſinnvollem Nachdenken, während der Zahn der Zeit nun vollendet, was die Hände der Barbaren angefangen haben.

Auch findet man noch Spuren von Alterthümern, die jedoch bei weitem nicht ſo intereſſant ſind, auf dem Kap bella Vita, an dem Orte, genannt Il Palaggio nahe bei San-Bennato; auf dem Monte-Giovi; auf den Anhöhen von Santa-Lucia, von Pomonet u. ſ. w. — Auf dem Gipfel des Berges Monte-Caſtello iſt die ſehr merkwürdige alte kleine Feſtung Il Volterrajo oder Veltrajo *) zu ſehen, die noch in ziemlich gutem Zuſtande iſt. Sie ſcheint, nach meinem Dafürhalten, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbaut worden zu ſeyn, und man verſichert von ihr, daß ſie immer den Anfällen der Türken widerſtanden habe. Sie hat einen ſehr beſchränkten Umfang, faßt nicht über 4 bis 500 Mann, und könnte von einer kleineren Zahl vertheidigt werden. Nur durch Hunger hätte man ſie bezwingen können. Sie hat ſehr ſchöne Ciſternen, deren Unterhaltung aber vernachläſſigt wird.

*) Ein Name, der im Mittelalter mehreren Feſtungen gegeben wurde.

Fünfter Abſchnitt.

Topographie.

Hier fängt nun die Schilderung der einzelnen Theile der Inſel an, oder die Topographie, welche mit der Hauptſtadt Porto-Ferrajo beginnt, und im Kreiſe rings umher, von Norden nach Oſten, Süden und Weſten die einzelnen Kantone der Inſel beſchreibt.

§. 1.

Porto-Ferrajo.

Die Gegend, in welcher die heutige Stadt Porto-Ferrajo liegt, war ſchon in den früheſten Zeiten berühmt; ja es ſollen ſchon die Argonauten, als ſie nach der Eroberung des goldenen Vließes das Mittelmeer durchirrten,*) dieſelbe gekannt haben.

In ſpäteren Zeiten wollten die Phokäer, welche

*) *Diodorus Siculus*, Bibl. hist. L. IV. c. 17. *Apollon. Rhod.* Argon. L. V. v. 6. et 8. *Strabo*, L. V. p. 224, De Mirabilium auscultatione, p. 882. *Tzetzes*, in Lycophronem. *Nicephorus Callistus*, Hiſt. Eccl. L. VII. C. 50. — (Unſer Verf. läßt ſich hier in ein Detail ein, das wir weglaſſen mußten, da es eine ziemlich fabelhafte Geſchichte betrift.)

ſchon Korſika beſaßen, an dieſem Meerbuſen eine Kolonie anlegen*); aber die Etrusker trieben ſie auf eine ſo derbe Art zurück, daß ihnen alle Luſt vergieng, ſich je wieder in dieſen Gewäſſern blicken zu laſſen.

Die Römer hatten hier nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Siziliers Diodor**) eine Niederlaſſung angelegt, deren Trümmer jetzt in dem Umkreiſe der Stadt begriffen ſind.

Der Umfang dieſer Stadt ſchließt die beiden kleinen Berge ein, auf welchen die kleinen Fort's Stella und Falcone erbaut worden ſind, welche ſie von allen Seiten her vertheidigen. Sie erſtreckt ſich auf die Linguella hinaus, eine Landzunge, die einen eben ſo ſchönen, als ſichern Haven bildet, in welchem die größten Schiffe vor Anker gehen können. Der Buſen hat eine weite Ausdehnung und iſt tief; aber ſein Eingang iſt gefährlich, wann der Süd- oder Südweſtwind wehet. Seine Lage, ſeine Größe und ſeine Sicherheit geben ihm wichtige Vorzüge. Die Schiffe ſind darin vor Stürmen und Wogendrang geſchützt. Einen beſonders großen Vorzug gewährt ihm auch die Nähe der toskaniſchen und römiſchen Maremmen, welche in Menge das benöthigte Schiffbauholz liefern können.

Das Jahr 1548 iſt es, in welchem hier Kosmus von Medici den Grund zu einer Stadt legte, welcher

*) *Seneca* ad Helv. C. 8. *Diodor. Sic.* L. V. C. 12.

**) Bibl. hist. L. IV. p. 259.

er den Namen Kosmopoli gab. Um das Andenken dieſer Gründung zu erhalten, wurde eine Denkmünze geſchlagen *). Schöne Privilegien, welche den Anſiedlern ertheilt wurden, Befreiung von allen Abgaben auf mehrere Jahre, und unbeſchränkte Freiheit des Handels gaben dieſer Stadt ſehr bald eine hinreichende Bevölkerung. In Rückſicht ihrer Lage kann man mit dem Dichter von dieſer Stadt ſagen:

Coronata da' monti in mezzo del' mare.
(Mitten im Meere von Bergen umkränzt.)

Die Sorge für die Befeſtigung der neuen Stadt wurde dem nicht nach Verdienſt bekannten, ſehr geſchickten Kriegsbaumeiſter Giov. Battiſta Belluzzi **) übertragen, und er vollbrachte das Werk ſo gut, daß man dieſen feſten Ort jetzt nur durch Hunger bezwingen kann.

Die Häuſer der Stadt ſind klein, nicht gut im Innern eingetheilt, ohne Bequemlichkeiten, von Back-

*) Dieſe Medaille zeigt auf der einen Seite den Kopf des Großherzogs mit der Umſchrift: Cosmus. Med. Floren. et Senar. Dux; und auf der andern einen durch zwei Schlöſſer vertheidigten und mit einer Kette verſchloſſenen Seehaven, vor welchem Neptun zu ſehen iſt. Umſchrift: Ilva resurgens Thuscorum et Ligurum securitate. Datum und Name des Medailleurs fehlen.

**) Andere nennen dieſen großen Mann Camerini. Er ward am 17. September 1506 zu San-Marino geboren, und ſchrieb über die Befeſtigungskunſt. Vaſari lobt ihn ſehr in ſeiner Geſchichte der Maler. M. ſ. auch *Galuzzi*, Ist. di Toscana, L. I. C. 6.

ſteinen erbaut, und gewöhnlich zwei Stockwerke hoch. Die Straßen ſind breit; die meiſten ſind in den Felſen gehauene Terraſſen; alle ſind reinlich und haben ein gutes Pflaſter. Zwei Thore verſchließen die Eingänge der Stadt; das eine, am Fuße der Stella, führt zu dem Haven; das andere an der Seite des Forts Falkone ist ein bedeckter Weg. Das Innere der Stadt hat für Herz und Kopf nichts Anziehendes. Ein gewiſſer Luxus, und die hier herrſchenden Ausſchweiſungen ſtechen gar ſehr mit den einfachen Sitten der übrigen Inſelbewohner ab. Hier findet man keine geſellſchaftliche Zirkel, keine Hülfsmittel für Künſte und Wiſſenſchaften, keine Unterrichts-Anſtalt, keine öffentliche Bibliothek, ja ich kenne nicht einmal eine Privat-Bibliothek und von bemerkenswerthen öffentlichen Denkmälern iſt nichts vorhanden.

Die Stadt hat in ihrem Umfange weder Quellen noch Brunnen; man muß ſich daher des Regenwaſſers bedienen, das in ein und zwanzig Ziſternen geſammelt wird, welche zuſammen 20,000 Tonnen Waſſer halten.

Die unterirdiſchen Getraide- und Proviant-Magazine ſind von großer Ausdehnung und ſehr ſorgfältig gebaut. Ich erinnerte mich bei ihrer Beſichtigung der Vorſicht der Alten, welche ſich nicht begnügten, in ihren feſten Plätzen bloß für ein oder zwei Jahre, ſondern wohl für zehen und mehrere Jahre Vorräthe aufzuhäufen.

Seit dem J. 1799 hat man noch verſchiedene Auſ-

ſenwerke angelegt, um die Befeſtigung der Stadt auf der Landſeite noch mehr zu verſtärken. Die vorzüglichſten derſelben ſind: das Fort Anglais (Engliſche Fort) und die Redoute Saint-Cloud. Beide liegen vor der Stadt auf einer Anhöhe, und werden von zwei Batterien, nämlich der des Point-du-jour (Tagesanbruch) und der von Saint-Roche, vertheidigt. Auf dieſen niedrigen Bergen, die aus kalkigem Anſatze gebildet ſind, fand ich inkruſtirte Pflanzen, und beſonders kryptogamiſche. Die Steine, welche man aus dieſen Bergen zieht, ſind mit einem eiſenhaltigen Glimmer überzogen, den die Meereswellen von dem flachen Strande von Rio wegſpülen und auf alle benachbarte Küſten führen.

Weiterhin, an einem Orte Stagno genannt, quillt eine eiſenhaltige Quelle, deren Waſſer zuſammenziehend und von röthlicher Ockerfarbe iſt. Im Winter wird dieſe Quelle von dem Gewäſſer eines Sumpfes bedeckt.

In einem benachbarten Weinberge hat man vor wenigen Jahren bleierne Teuchel oder Röhren gefunden, die wahrſcheinlich dazu beſtimmt waren, das köſtliche Waſſer des Thales delle tre Acque in die Stadt zu führen.

Der Buſen von Porto-Ferrajo iſt ſehr fiſchreich. Ich fand darin den Meerjunker (Labrus Julis) eine Art Lippfiſch, welchen die Italiener wegen ſeiner niedlichen Geſtalt und ſchönen Farbenmiſchung

Donzellina (Mädchen) nennen; die Meerbarbe (Mullus barbatus) einen köſtlichen Fiſch, welchen die alten Römer bei langſamem Feuer, unter Glas, auf der Tafel ſelbſt zurichten ließen, um des Anblicks der verſchiedenen Schattirungen zu genießen, welche die ſchöne rothe Farbe des Fiſches bei ihrem allmäligen Verſchwinden annahm; und die Meerzunge (Pleuronectes Solea), die ein ſehr ſchmackhaftes Fleiſch hat. Zuweilen fängt man hier auch diejenige Art von Robben, welche gewöhnlich das Meerkalb (Seehund, Phoca vitulina) genannt wird; ein bekanntes Seeſäugethier, das in der Mythologie die Heerden des Neptun bildete.

Im J. 1713 verirrte ſich ein Wallfiſch hieher, auf welchen ſogleich Jagd gemacht wurde; er ſtarb an ſeinen erhaltenen großen Wunden auf der Küſte von Toskana, zwiſchen Piombino und Populonia. Die Wirbelbeine ſeines Rückgrats werden in dem Vorſaale des botaniſchen Gartens zu Piſa aufbewahrt.

An das Ufer des genannten Buſens wirft das Meer ziemlich oft den achtarmigen, nach Biſam riechenden Polyp (*Poulpe musqué*, Octopus moschatus) aus, den die Italiener ſeines Geruchs wegen Muscardino nennen. Ich fand einen derſelben in einem Papiernautilus (Argonauta Argo), welche ſchöne einſchalige Konchylie ihm aber nicht angehört, ſondern der er ſich widerrechtlich bemächtigt hatte, ſo wie der Bernhardskrebs (Cancer Bernhardus) ſich in fremde Muſcheln einquartiert. Jener Polyp iſt der furchtbarſte Feind der Steckmuſcheln (Pinna marina), mit welchen er einen Krieg

führt, den der berühmte, unter dem Namen Giannettaſio bekannte, neapolitaniſche Dichter, Niccolo Partenio beſungen hat. *) —

Porto-Ferrajo hat eine Volksmenge von 3000 Seelen. Dieſe Stadt iſt der in militäriſcher und merkantiliſcher Hinſicht am vortheilhafteſten gelegene Ort auf der ganzen Inſel. Sie beherrſcht ein fruchtbares Thal, das mit Landhäuſern beſäet, und von der ſchönen Straße durchſchnitten iſt, welche nach dem 5 ital. (= 1 geogr.) Meilen entfernten Porto-Lungone führt.

Der Litholog ſammelt in der umliegenden Gegend Etwas Granit, grünlichen Serpentinſtein, ziemlich beträchtliche Stücke von weißem Quarz, Felskryſtalle, einen wenig konſiſtenten Thonſchiefer, der beinahe alle umliegende Berge bildet, und von welchem eine viel härtere Art die feinen Schleifſteine liefert. Die, welche man an dem Strande von Bagnai findet, zeichnen ſich durch ihr feines Korn aus. Bei den Salzteichen giebt es auch Amiant.

Die Pflanzen ſind in dieſem Kantone ſehr zahlreich. Ich theile das Verzeichniß der bemerkenswertheſten, die ich hier fand, mit.

An dem Buſen und dem benachbarten Ufer.

Das ſtrauchartige Glasſchmalz (Salicornia fruticosa), Meermelde (Atriplex maritima), der wilde Birnbaum (Pyrus

*) Halieutica, Cant. VIII.

communis), die Teufelsmilch (Euphorbia peplus), der Sevenbaum (Juniperus sabina), der Maſtixbaum (Pistacia lentiscus), die Waſſereuphorbie (Euphorbia paralias), der Meerſenf (Bunias cakile), der Meerfenchel (Crithmum maritimum), der Königszepter (Asphodelus ramosus), die bunte Hauhechel (Ononis variegata).

Im Thale delle tre Acque.

Der wilde Oelbaum (Olea europaea sylvestris), der ſchwarze Hollunder (Sambucus nigra), die grüne Steineiche (Quercus ilex), die Rotheiche (Q. robur), die Korkeiche (Q. suber), der Granatbaum (Punica granatum), der Bruſtbeerbaum (Rhamnus zizyphus), das Hüllmoos (Fontinalis antipyretica), die teutſche und franzöſiſche Tamariske (Tamarix germanica et gallica), Doſten (Origanum vulgare), Meliſſenblatt (Melittis Melissophyllum), die eingeſchnittene Prunelle (Prunella laciniata), Sonnengünſel (Cistus Helianthemum), helvetiſcher Bärlappen (Lycopodium helveticum).

Auf Monte Santa-Lucia und Porto-Ferrajo.

See-Nachtviole (Hesperis maritima), ſilbergraue Ciſte (Cistus incanus), ausgebreitete Melde (Atriplex patula), Dürrwurz (Conyza squarrosa), Saumfarren (Pteris aquilina), Aſtmoos (Hypnum triquetrum), Kornelbaum (Cornus mascula), Jungermannie (Jungermannia complanata), Froſchlöffelkraut (Alisma plantago), Bleiwurz (Plumbago europaea), Quendel (Thymus serpillum), runzlichter Leindotter (Myagrum rugosum), Bergraute (Ruta montana), afrikaniſche Raute (R. africana), durchbohrtes Smyrnenkraut (Smyrnium perfoliatum), kleine Bibernell (Pimpinella saxifraga), Masholder (Acer campestre), ſtachlichtes Rindsauge (Buphthalmum spinosum), ſpaniſches Rohr (Arundo donax), Safran (Crocus sativus), Neſſelſtaude (Prasium majus), Knaul-

klee (Trifolium glomeratum), Ackerſkabioſe (Scabiosa arvensis), Baumheide (Erica arborea), taube Treſpe (Bromus sterilis).

Bei den Grotten und zu Volterrajo.

Die gemeine indianiſche Feige oder Opuntie (Cactus opuntia), Maſtixbaum (P. L.), die Mauervallantie (Vallantia muralis), Seegras (Statice achioides), Bleiwurz (Pl. E.), Glaskraut (Parietaria officinalis), wilder Weinſtock (Vitis sylvestris vinifera), Hundsroſe (Rosa canina), eiſengraues Schölkraut (Chelidonium glaucium), Milzkraut (Asplenium Ceterach), Frauenhaar (Adianthum capillus Veneris), krauſe Flechte (Lichen glaucus).

Zu Monte-Rorello.

Schlangenzunge (Ophioglossum vulgatum), die blaue Riccie (Riccia glauca), Seewermuth (Artemisia maritima), Knotenmoos (Bryum apocarpum), Bartflechte (Lichen barbatus), großes Zweiblatt (Ophrys ovata).

---

§. 2.

Rio und die umliegende Gegend.

Das Dorf Rio liegt auf einer Anhöhe, hat ein ſchlechtes Anſehen und iſt arm. Seine Bevölkerung beläuft ſich auf 1800 Seelen. Die Gegend umher iſt voller Merkwürdigkeiten für den Lithologen und Metallurgen.

Der Litholog findet hier Glimmerſchiefer, eiſenkiesreichen Thonſchiefer, dreieckigen pyramidaliſchen Spath, ein Geſtein von grünem Serpentin, von weißem Kalk-

adern durchſchnitten — es zieht ſich eine Stunde lang von Rio bis Santa-Catarina — Quarz, Puddingſtein, der ſich aber nicht hübſch poliren läßt, und einen reichen Bruch von weißem, dunkelgrün geadertem Marmor zu Santa-Catarina, in welchem Gebirge die meiſten oben genannten Foſſilien angetroffen werden.

Der Metallurg erblickt hier mit Erſtaunen jene unerſchöpfliche Eiſengrube, die ſeit undenklichen Zeiten bekannt iſt und bearbeitet wird, welche die Inſel Elba mit Recht berühmt gemacht hat, und deren Erz zu Folge des zwiſchen Porſenna und den Römern nach der Vertreibung der Könige geſchloſſenen Friedensvertrags nur zu Werkzeugen des Ackerbaues verarbeitet werden ſollte. *) — Alle alten Schriftſteller, ſowohl griechiſche **), als lateiniſche ***) ſprechen mit Bewunderung von dieſer Eiſenmine, und Virgil nennt daher die Inſel Elba †):

Insula, inexhaustis chalybum generoſa metallis.

Mehrere Dichter beſangen den edeln Gebrauch,

*) *Plinius*, Hist. nat. L. XXXIV. C. 14.

**) *Strabo*, L. II. *Ptolemaeus*, L. III. C. 1. *Diodorus Siculus*, L. V.

***) *Plinius*, L. XXXIV. — *Varro* und der jüngere *Plinius*, von *Servius* angeführt.

†) Aeneid. L. X. v. 174.

welchen die Elbaner von dem Metalle machten, welches das nützlichſte und koſtbarſte unter allen iſt.*)

Ein ganzer, 194 florentiner Klafter (ungefähr 500 Par. Fuß) hoher Berg, deſſen Fuß die Fluten des Kanals von Piombino benetzen, bei dem kleinen Dorfe Marina, und dem ehemaligen Seehaven von Faleſia beinahe gerade gegenüber, iſt jene berühmte Eiſenmine. Mons totus ex ea materia (der ganze Berg iſt von demſelben Stoffe) ſagt der alte Plinius.**) Hier hat die Natur einen unermeßlichen Schatz von Eiſen aufgehäuſt! — Der Berg liegt ungefähr eine halbe Stunde nordoſtwärts von dem Dorfe, hat gegen anderthalb Meilen im Umkreiſe, und iſt durch ein wenig tiefes, mit Geſträuche und einigen wilden Olivenbäumen bewachſenes kleines Thal von den ihn umgebenden Bergen getrennt.

Die Oberfläche des Berges beſteht aus einer röthlichen Eiſenerde, die voll von glänzenden Eiſenflitterchen iſt, und eine Schicht von mehreren Fuß Tiefe bildet, in welcher viele Myrten und Maſtixbäume in voller Kraft wachſen; auch ſind hier Weingärten angelegt, die einen ſehr angenehmen Muskatwein geben, und auf einigen Strecken wird Weizen gebaut.

*) *Silius Italicus*, de bello Punico, L. VIII. v. 614. — Der Gallier *Rutilius*, Itiner. L. I. v. 351. — *Theodoricus*, beim *Cassiodorus*, L. III. epist. 25. und L. XII. epist. 5.

**) Am angeführten Orte.

Das Erz zeigt ſich hier nicht in Nieren oder ſtreicht in Gängen; ſondern der ganze Berg iſt metalliſch. In einem Urgebirgsboden enthält dieſer Berg ohne feſte Ordnung nicht in regelmäßigen oder fortlaufenden Schichten, zuweilen einzeln, meiſt nahe beiſammen aufgethürmte Erzmaſſen. Man findet hier von erdigen Theilen nur ſo viel, als gerade nöthig iſt, um den Maſſen als Hülle zu dienen. Das Eiſenerz zeigt ſich in allen bekannten Geſtalten; als grauer und ſchwarzer Magneteiſenſtein, als Thoneiſenſtein und Sanderz; Eiſenglanz und Eiſenglimmer, Brauneiſenſtein und Blutſtein.

Bald findet man das Eiſen als Kies, d. h. mit Schwefel verbunden und giebt kubiſche Kryſtall-Markaſiten von goldähnlicher Farbe und ungemeiner Schönheit; bald im oxydirten Zuſtande mehr oder weniger rein und mit thonigen Subſtanzen vermiſcht, woraus, wenn das Eiſen verhältnißmäßig den geringern Theil ausmacht, Ocker von allen Schattirungen entſtehen; doch am gewöhnlichſten von gelber Farbe; meiſtens aber iſt das Eiſen, rother brauner und ſchwarzer Glaskopf, theils in Warzenform, theils Stalaktiten ähnlich. Iſt aber die erdige Subſtanz völlig unbeträchtlich, ſo hat das Eiſen das metalliſche Anſehen, und eine ſolche Maſſe unterſcheidet ſich in der Schwere nur um ungefähr den ſiebenten Theil von dem geſchmiedeten Eiſen.

Die Mine erſtreckt ſich über eine halbe Stunde

weit in den Berg hinein. Seit man den Salpeter entdeckt hat, bearbeitet man das Bergwerk unter freiem Himmel, wie die Marmorbrüche. Die Alten machten tiefe Aushöhlungen in dieſen Berg, und trieben mit dem Pickel gekrümmte Stollen in denſelben *); ein Auskunftsmittel, das eben ſo koſtſpielig, als der Geſundheit der Arbeiter nachtheilig iſt. Das Eiſenerz, das man hier gewinnt, iſt rein, von der ſchönſten Farbe, ſehr hart, und zugleich reicher an Metall, ſchmelzbarer, häufiger und hämmerbarer, als alle bekannten Sorten. Es iſt dem ſchwediſchen, lappländiſchen und ſibiriſchen an Güte gleich, und giebt 0,75 bis 0,85 vortrefliches Eiſen, aus welchem man einen ſehr guten natürlichen Stahl erhält. **)

An Ort und Stelle ſelbſt unterſcheidet man nur zweierlei Arten von Eiſenſtufen, welche von den Bergleuten *Ferrata* und *Lucciola* genannt werden.

Die *Ferrata* hat wegen ihres, ſchon das Eiſenerz verrathenden äußeren Anſehens dieſen Namen erhalten; ſie

*) Nach dem Berichte von Tronſſon-Ducoudray hat man einen ſolchen Stollen im Jahre 1750 und einen andern im Jahre 1788 entdeckt, von welchem letztern Spallanzani in ſeiner Reiſebeſchreibung (K. 33.) ſpricht.

**) Der verdienſtvolle Mineralog Hauy (Minéral. T. IV. p. 40.) hält, nach einer ihm mitgetheilten Probe, das Eiſenerz der Inſel Elba für arm; vermuthlich iſt er hier betrogen worden; denn das Gegentheil liegt am Tage, wie jeder ſich als Augenzeuge ſelbſt davon überführen kann.

zeigt ſich bloß in Geſtalt eines Okers, zuweilen auch eines Kalks. Die Stufe iſt ſehr hart, ſchwer und wird von Säuren nicht angegriffen; auch der Magnet zieht ſie nicht an, ehe ſie geröſtet iſt. Es iſt Cronſtedt's eiſenfarbiger Blutſtein. Die Vertiefungen ſind mit Kryſtallen angefüllt.

Die *Lucciola* hat dieſen Namen von dem Glanze der Flitterchen, aus welchen dieſe zweite Gattung von Erzmaſſen beſteht; es iſt ein Eiſenrahm und Eiſenglimmer, minder hart, minder ſchwer und minder reich als die *Ferrata*; man findet ſie oft auch als Eiſenſtaub. Wenn dieſer Eiſenſtaub mit quarzigen Theilchen vermiſcht iſt, ſo bildet er eine Art unächten Schmirgels, welchem aber die nöthige Härte fehlt, um von den Künſtlern, ſo wie der von Jerſey und Guernſey, gebraucht werden zu können. Beide Varietäten ſpielen oft die Farben des Regenbogens.

Das gute Eiſenerz iſt am gewöhnlichſten in eine leichte Schicht von Thonerde eingehüllt, welche mit dem Thonſchiefer, der in dieſem Gebirge ſo häufig iſt, gleiche Eigenſchaften hat. Es iſt ein weißer Fettthon (Bolus), welchen die Bergleute *Bianchetto* nennen, zuweilen iſt er roth, gelb, himmelblau und leberfarbig. Er enthält eine große Menge Eiſenkalk (*Oxide martial*), welcher gelb oder blaßroth färbt, und ſich bis zur Konſiſtenz eines wahrhaften Jaſpis verhärtet.

Dieſe Erzmutter (*Matrice*) iſt jedoch nicht beſtändig, obgleich am gemeinſten. Das Erz findet ſich auch bald

zwiſchen

zwiſchen der rothen eiſenhaltigen Erde, mit welcher der Berg bedeckt iſt, bald mit Bergkryſtall, Schwefel, Kupferkies, (pyrites cuprenſis) und dergleichen verbunden.

Die intereſſanteſte, beträchtlichſte, und wie es ſcheint, der Inſel **Elba** beſonders eigenthümliche Erzart iſt der **kryſtalliſirte Eiſenglanz** (Ferrum cryſtalliſatum retractorium adhaerens. Linn). Die kleinen metalliſchen Theilchen deſſelben laſſen ſich von einem ſtarken Magnet anziehen. Seine Erzmutter iſt Serpentinfels mit weißem Kalkſtein vermiſcht. Seine Kryſtallgruppen gehören zu den ſchönſten Zierden der mineralogiſchen Sammlungen, und insbeſondere des Kabinets zu **Florenz**. Die Form der Kryſtalliſation iſt ſehr verſchieden. Das gewöhnlichſte iſt das Dodekaeder mit dreieckigen Seiten. Ich habe iſolirte Kryſtalle geſehen welche mehrere Hektogramme wogen. *) Es giebt deren auch von mancherlei andren Formen. Die gewöhnlichſte Farbe dieſer Eiſenkryſtalle iſt glänzend ſtahlgrau; doch giebt es auch Farben ſpielende grüne, rothe, ſchwarze, gelbe, blaue, braune und violette von allen Schattirungen. Manche Stücke haben das Anſehen von Klumpen aller Arten von Edelſteinen **).

*) Ein **Hektogramm** iſt = 6 Loth, 2 Quentchen, 12$\frac{1}{16}$ Gran.

E.

**) *Tronsson Ducoudray*, Mémoire sur la mine de fer crystallisée de l'île d'*Elbe*.

— Bei der Unterſuchung des Urſprungs dieſer Kryſtalliſationen können wir hier nicht verweilen.*)

Die Alten**) wähnten, das Eiſenerz erzeuge ſich in den überreichen Gruben dieſer Inſel ſelbſt wieder, ſo wie es von da zu Tage gefördert werde. Dieſer leicht verzeihliche Irrthum, der von der Unerſchöpflichkeit dieſer Minen herrührte, läßt ſich auch daraus erklären***), daß die Bergleute alle Erzſtufen die ihnen nicht reichhaltig genug dünken, unter den Schutt werfen, wo dann dieſe Trümmer mit der Zeit ſolide Maſſen bilden; die wirkſamen Kräfte der immer thätigen Natur räumen dann die heterogenen Theile weg und fügen homogene dafür hinzu, vermehren den ſchon vorhandenen Eiſenſtoff, bewirken die Kryſtalliſation und machen dieſe weggeworfenen Trümmer eben ſo reichhaltig, als die Stufen, von welchen ſie einige Jahrhunderte vorher getrennt worden waren. —

Das Eiſenerz, das die Bergleute auf der Inſel Elba mit Spitzhauen und Schlägeln in der Grube losbrechen, oder auch durch Sprengung des Geſteins mit Pulver zu Tage fördern, wird nicht an Ort und Stelle

*) Zwar läßt ſich unſer Verf. hier weitläufig darüber ein; aber wir können ihm nicht folgen; da dieſe Disquiſition für unſre Leſer nicht paſſend wäre.

E.

**) Der jüngere Plinius und Varro, angeführt von Servius in ſeinem Comment. zur Aeneid. L. X. v. 174. — *Strabo*, L. II., *Virgil*, Aeneid. loco cit.

***) *Dietrich*, in ſeinen Notes sur les lettres minéralogiques de *Farber*.

weiter verarbeitet, ſondern auf die benachbarten Küſten gebracht, um dort in Schmiedereien verarbeitet zu werden. Hundert und zwanzig elbaniſche Fahrzeuge von 50 bis 100 Tonnen ſind täglich mit dem Transporte des gewonnenen Eiſenerzes beſchäftigt.

Die vorzüglichſten Eiſenſchmelzen liegen auf der Oſtküſte von Korſika im Schatten ſchöner Kaſtanienbäume. Das Erz wird darin nach kataloniſcher Weiſe behandelt, nämlich geröſtet, gepocht und mit Kohlen vermiſcht ins Feuer und zum Fluſſe gebracht. Auf dieſe einfache Weiſe würde der Gewinn des Eiſens um ein Drittel vermehrt werden können, wenn ſachkundigere Männer dieſer Arbeit vorſtänden.

Beſonders in den Eiſenſchmelzen in der toſkaniſchen Maremma, zu Maſſa, Acceſa, Follonica und Cecina iſt die Metallurgie noch in ihrer vollen Kindheit. Man bedient ſich daſelbſt noch der Hochöfen, die doch von Kennern nur noch da geduldet werden, wo man Erz zu ſchmelzen hat, das allzu viel heterogene Theile bei ſich führt, die ſich in Schlacken verwandeln können. —

Aus verſchiedenen Theilen des gedachten Eiſenbergs entſpringen mancherlei Quellen, deren einige ſüßes, andere mineraliſches, ſäuerliches, mit Schwefelwaſſerſtoff geſchwängertes (hepatiſches), und eiſenhaltiges Waſſer haben. Die letzteren ſind ſehr heilſam in Blutflüſſen und bei Mangel an Ton des Fiberſyſtems. Die vorzüglichſte dieſer Quellen iſt die, welche an dem

Orte, Vignerid genannt, liegt, und beſonders adſtringirend iſt; dieſelbe iſt nicht mit Mauerwerk eingefaßt, entſpringt in einem Quarzfelſen, der mit Eiſenocker, mit ſchwefelſauerm Kalk und mit einer immerwährenden Auflöſung von Kieſen bedeckt, oder vielmehr verbunden iſt. Das Waſſer iſt durchſichtig, leicht ockerfärbig, geruchlos, und von ſäuerlichem, ſcharfem und unangenehmem Geſchmacke. An den Wänden ſeines Beckens ſetzt ſich eine Rinde oder leichtes Sediment von dunkelrother Farbe ab. Das Waſſer enthält Vitriolſäure, und beſonders eine ſtarke Portion Eiſenvitriol; die Eigenſchaft, die es beſitzt, ſich ſchwarz zu färben, wenn man eine Infuſion von Galläpfeln hinein eingießt, verräth deutlich die Gegenwart dieſes metalliſchen Salzes. *)

Außer der Mine von Rio befinden ſich in dieſer Gegend noch Anzeigen von anderen Minen; beſonders kündigt ſich eine an dem Kap Pero an.

Von den Pflanzen dieſes Bezirks habe ich beſonders folgende aufgezeichnet:

Zu Monte Graſſo und Sairico.

Stein- und Korkeichen (Q. R. et S.), wilde Feige (Ficus Carica sylvestris), Johannisbrodbaum (Ceratonia siliqua);

*) Joſeph Ruzzecoli, unter dem Namen des toskaniſchen Philaletha bekannt, hat von dieſem Waſſer in ſeinem, im Jahre 1777 erſchienenen Buche: Delle acque minerali di Rio — gehandelt. — Dr. Schäffer von Regensburg hat dieſes Waſſer ebenfalls analyſirt.

wilder-Oelbaum (Olea europaea sylvestris), Myrthe (Myrthus communis), Beſenheide (Erica scoparia), Bruſtbeere (Rh. z.), Granatbaum (P. gr.), Maſtixbaum (Pist. Lent.), Nelkenſchmelen, (Aira caryophyllaea), Acker-Skabioſe (Sc. arv.) Schwarzwurzel (Tamus communis), engblätteriger Klee (Trifolium angustifolium), ſchwarzer Nachtſchatten (Solanum nigrum), Erdrauch (Fumaria officinalis), zähnblätterige Wicke (Vicia serratifolia), italieniſche Daphne (Daphne Gnidium), Gartenraute (Ruta graveolens), ſtachlichte Pfriemen (Spartium spinosum).

Auf dem Minenberge.

Meerfenchel (Cr. m.), See-Enzian (Gentiana maritima), Saumfarren (Pt. aq.), wilder Weinſtock (V. vin. sylv.).

Am Strande.

Amerikaniſche Aloe (Agave americana), wilder Birnbaum (Pyrus communis sylvestris), eiſengraues Schöllkraut (Chel. gl.), ſpitzige Binſe (Juncus acutus), Meer-Flöhkraut (Polygonum maritimum), Sandhalm (Arundo arenaria), Flöh-Alant (Inula pulicaria).

Auf den Ruinen von Sta. Catarina und Bennato.

Orſeille (Lichen Roccella), Baldrian (Valeriana calcitrapa), Klapperroſen (Papaver rhoeas), Federgras (Stipa pennata), Lorbeerbaum (Laurus nobilis).

§. 3.

Porto-Lungone. *)

Der feſte Platz Porto-Lungone iſt von dem Könige Philipp III. von Spanien erbaut, und der Anfang des Baues am 8ten Mai 1596 gemacht worden. Vermöge ſeiner Lage auf einem ziemlich hohen Berge beherrſcht derſelbe das Meer und das Land. Es iſt ein Fünfeck, hieß Anfangs Pimontel, dann Porto Beneventano, und jetzt wegen der länglichten Form ſeines Havens Porto-Lungone. Vor der Vereinigung der Inſel Elba mit Frankreich gehörte dieſer Ort dem Könige beider Sizilien, welcher daſelbſt eine kleine Beſatzung hielt; auch war er die Reſidenz des neapolitaniſchen Generalkommandanten des Beſazzungsſtaats (Stato degli Presidii).

Dieſe kleine Stadt iſt gut befeſtigt, ſehr ſchwer zugänglich und mit vortrefflich angelegten Minengängen umgeben. **) — Die Zahl der Einwohner beläuft ſich nur auf 1500 Seelen. — Am Fuße des Berges, auf welchem die Stadt erbaut iſt, liegt der kleine Flecken la Marina genannt, und hier iſt der Haven von Lungone, der von einer ſchmalen, natürlichen Bai gebildet und von einem Fort vertheidigt wird, das

*) Andere ſchreiben Porto-Longone.

**) Die Franzoſen waren die erſten, welche die ſchröckliche Wirkung dieſer verborgenen Vulkane an ſich erfahren mußten, als ſie von den Spaniern in Neapel belagert wurden.

auf einer Anhöhe der Stadt gegenüber aufgeführt iſt. Dieſer Haven wird jedoch wenig beſucht, ob er gleich tief, und gegen mehrere Winde geſichert iſt. Die Einwohner des Orts nähren ſich meiſt von dem Fiſchfange und dem Weinhandel. Die Gegend am Haven iſt der liebſte Sammelplatz der Lungoner. Ich habe hier nur ein hübſches Frauenzimmer geſehen, und dieſes war eine Fremde.

Das Waſſer, das man zu Lungone und auch zu Marina hat, iſt ſalzig, ſchlammig und kömmt aus ſchlechten Brunnen; dasjenige aber, deſſen man ſich gewöhnlich bedient, wird aus einer Quelle geholt, welche rein und hell aus einem Felſen ſprudelt, der von den Wellen des Meeres beſpült wird, und eine halbe Stunde oſtſüdöſtlich von der Stadt entfernt iſt. Man nennt ſie Barbaroſſa's-Quelle, weil der berühmte Seeräuber dieſes Namens ſie im J. 1544 zuerſt aufgefunden haben ſoll.

Die Umgebungen von Lungone ſind ſehr angenehm und ſehr fruchtbar an Getraide, Wein, Oel und Obſt; auch ſah ich hier Baumaloen (Agave americana) in ihrer Blüte.

Zwei italieniſche Meilen von der Stadt, ſehr ſchön in der Mitte ſchroffer Felſen, die ihre Gipfel bis in die Wolken erheben, gelegen, findet man die reizende Einſiedelei Monte-Serrato. Eine Zypreſſenallee führt dahin. Ich habe einige Zeit an dieſem romantiſchen Orte verweilet, wo friſche Silberquellen ein köſtliches Waſſer geben, das ſich gern mit dem guten

Weine vermenget, den der Einſiedler eben ſo willig als freigebig den Gäſten auftiſcht, die ihn beſuchen. — Dieſe Einſiedelei hat etwas Oſſianiſches, das ich nicht genau zu beſtimmen vermag; man wird durch daſſelbe unvermerkt von dem ſtillen Nachdenken zu hoher Begeiſterung hingeriſſen, und über den erhabenſten Gedanken vergißt man alles Kleinliche und alten Erdenkummer. Hier herrſcht die vollkommenſte Ruhe. Hier zeigt ſich die Natur in ihrer ſchauerlichen Erhabenheit. Eine reizende Einöde; eine Ausſicht, die von einer fruchtbaren Ebene über die unermeßliche Fläche des Meeres hinausſchweift, in deſſen Wogenſchimmer ſie ſich verliert; ein ſanft hinrollendes Gemurmel, das die Seele in ſüße Träume der Unſterblichkeit einwiegt; die Konzerte der zwitſchernden Vögel; die allbelebenden Strahlen einer heitern Sonne, und der hüpfende Silberglanz des Mondes vereinigen ſich, um das bezaubernde Gemälde der Einſiedelei von Monte = Serrato zu verſchönern.

O Rus! Quando ego te adspiciam? Quandoque licebit

Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae?

HORAT. L. II. Sat. 6.

Nur ungern verließ ich dieſen entzückenden Aufenthalt. — —

Die lithologiſchen Erzeugniſſe dieſer Gegenden beſtehen hauptſächlich in verſchiedenen Miſchungen von Magneſia oder Braunſtein. Man findet grünlichen Serpentinſtein und Talk von verſchiedenen Farben in kleinen Stücken und ſehr dünnen Blättchen.

Zu Anfang des Jahres 1802 entdeckte man eine halbe Stunde von Longone am Strande des Meeres und am Fuße des Monte-Arco, an einem Orte, Namens Terra-Nero, eine ziemlich beträchtliche Eiſenmine, deren Erz aber weit geringer von Güte iſt, als das von Rio. Es bildet hier ganze Hügelchen, und die Felſen am Ufer hin beſtehen 600 Schritte lang bloß aus demſelben. Man hat hier zu ſchürfen angefangen, aber die Arbeit bald wieder liegen laſſen müſſen.

Außer der Baumaloe, die in dieſer Gegend ſo beſonders häufig iſt, habe ich folgende Pflanzen bemerkt und aufgezeichnet.

In der Ebene.

Grüne Eiche (Quercus ilex), Schlehendorn (Prunus ſpinoſa), Kirſchbaum (Pr. Cerasus), Opuntia (Cactus Opuntia), Weißpappel (Populus alba), Schwarzpappel (P. nigra), ganzblätterige Skabioſe (Scabiosa integrifolia), Waſſerfarrn (Osmunda regalis) ſpaniſches Rohr (Arundo donax), Salbei mit Lavendelblumen (Salvia verbenaca), Zypreſſen-Euphorbie (Euphorbia cyparissias), Angurien (Cucumis Anguria), Sumpfmäuſeohr (Myosotis palustris), Rebendolbe (Oenanthe pimpinelloïdes).

Zu Monte-Arco.

Gelber Fingerhut (Digitalis lutea), Beſenheide (Erica scoparia), großblumiger Klettenkörbel (Caucalis grandiflora), Sammetgras (Lagurus ovatus, Wieſenſalbei (Salvia pratensis), Alpenhornkraut (Cerastium alpinum).

Zu Monte-Serrato.

Quendel (Thymus serpillum), Gartenmeliſſe (Melissa officinalis), blaue Raſſelblume (Catananche caerulea), ge-

meiner Jasmin (Jasminum officinale), Maſtixbaum (Pistacia lentiscus), dreiblumiger Geißklee (Cytisus triflorus), kleines Hexenkraut (Circaea minor), mit einem Schildchen verſehenes Ehrenpreiß (Veronica scutellata), Berg = Ehrenpreiß (Veronica montana), ſchlauchartiges Glanzgras (Phalaris utriculata), Feldtrespe (Bromus agrestis), gemeine Kugelblume (Globularia vulgaris), Mauer = Sherardie (Sherardia muralis), Zaunwinde (Convolvulus sepium), weiße und gelbe Narziſſe (Narcissus poeticus et pseudo-narcissus), graues Habichtskraut (Hieracium incanum.)

Am Ufer.

Sandhalm (Arundo arenaria), große Neſſelſtaude (Prasium majus), rauhhaariger Vogelkropf (Passerina hirsuta), ſtrauchartige Kugelblume (globularia alypum), Erdkiefer (Coris monspelliensis), eiſengraues Schöllkraut (Chelidonium glaucium), Froſchlöffel (Alisma plantago), pfriemförmige Rottbollie (Rottbollia subulata), Seeaſchenkraut (Cineraria maritima.),

---

§. 4.

Capo = Liveri und ſein Kanton.

Der Flecken Capo = Liveri liegt auf einem Vorgebirge, das die Römer und Piſaner zu einer Freiſtätte für Schuldner, die nicht bezahlen können, Bankrottirer und verurtheilte Verbrecher gemacht und mit allerlei Vorrechten begabt hatten, daher es dann Caput-Liberum, das freie Vorgebirge benannt wurde, woraus der heutige Name des Ortes: Capo = Liveri entſtanden iſt.

Aus dieſem Urſprunge des Ortes möchte ſich doch wohl auch der ſonderbare, auffallende Umſtand erklären laſſen, daß die Einwohner dieſes Orts eine ſolche unbeſiegbare Neigung zum Lügen beſitzen, daß ſie ihnen zur Leidenſchaft geworden iſt, und Jeder den Andern in der Geſchicklichkeit zu lügen zu übertreffen ſucht; denn der beſte Lügner wird hier für den fähigſten Kopf gehalten. Man ſtudiert hier die Kunſt zu lügen gleich einer ehrenvollen Wiſſenſchaft.*) — Treu und Glaube gelten nichts; Jeder mistraut dem Andern; darum muß auch Alles ſchriftlich verhandelt werden; nichts deſto weniger ſind die Proceſſe unzählich. — Der Friedensrichter dieſes Kantons verſicherte mich, daß ſeit den zwölf Jahren, während welcher er dieſes Amt bekleide, kein Tag vergangen ſey, an welchem er nicht immer neue Streitigkeiten zu ſchlichten gehabt habe.

Der eigentliche, heutige Name des Vorgebirgs, auf welchem der Flecken Capo-Liveri liegt, iſt Capo della Calamita (Vorgebirge des Magnets) von der Magnetmine, die es enthält, alſo benannt. Drei ital. Meilen von dem Flecken, auf der Spitze des Vorgebirgs findet man einen ganz aus Magnetſtein gebildeten Berg. In einer Entfernung von ungefähr 2 ital. Meilen (einer Stunde) von demſelben, fängt das Erdreich an, eiſenhaltig und mit großen Steinen von

*) „On s'y forme, on s'y façonne comme à un exercice „d'honneur," ſagt *Montaigne*, Essais, L. I. Ch. 9.

demſelben Metalle überſtreut zu ſeyn. Man findet darunter Blutſteine von ſchwarzer bis etwas hellrother Farbe; andere dieſer Steine ſind glimmerige und ſchuppige Eiſenſtufen. Dieſe Steine, welche ſchon ſeit langer Zeit allen Einflüſſen der Luft und Witterung, ſo wie der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſind; auch von dem Feuer gelitten haben, indem man hier das Geſtrüppe abzubrennen pflegt, ziehen die Magnetnadel nicht an. Sie haben ihre magnetiſche Kraft durch die Zerſtörung der Theilchen verloren, die ſie ehemals mit der Hauptmaſſe verbanden. An dem ſchroffen Rande des Meeres, wohin man auf einem mühſamen, beſchwerlichen Pfade gelangt, findet man beträchtlichere Stücke; die einen ſtecken noch in der Oberfläche des Berges, die andern ſind davon losgeriſſen und an ſeinen Fuß herabgefallen. Wenn man dieſen Berg, beſonders von der Seeſeite her, genau unterſucht, so findet man, daß er ſehr viele Aehnlichkeit mit dem Eiſenberge von Rio hat. Der Magnetſtein ſtreicht hier nicht in regelmäßigen Gängen oder Adern, ſondern liegt unordentlich in beträchtlichen Maſſen aufgehäuft, wie in Norwegen, Sina, auf den Philippinen u. ſ. w. — Dieſes Bergwerk wird nicht gehörig bearbeitet. Die Einwohner von Capo-Liveri halten den Ort ſehr geheim, wo ſie den Magnetſtein gewinnen, den ſie ſehr theuer verkaufen. Auf der ganzen Strecke dieſes Vorgebirgs findet man nur wenig Vegetation und Geſträuche ſind ſelten.

Dieſe Magnetmine war zu den Zeiten des Plinius nicht bekannt; denn er ſpricht in ſeinem ganzen Werke

nirgends von derſelben. Wahrſcheinlich iſt ſie erſt um die Mitte des 17ten Jahrhunderts entdeckt worden. Der erſte Schriftſteller, welcher derſelben gedenkt, iſt Audeber *), der in den J. 1654 und 1655 Italien beſuchte, und von dieſer Mine ſagt, daß ſie damals noch ſehr wenig bekannt geweſen ſey, und daß man den daraus gewonnenen Magnetſtein für indiſchen oder äthiopiſchen verkauft habe. — Mercati, welcher einige Zeit nach dem franzöſiſchen Reiſenden hieher kam, beſuchte auch dieſe Magnetmine; da er aber mehr Kenntniſſe beſaß; ſo unterſuchte er den Gegenſtand auch genauer, als ſein Vorgänger. Er glaubte bemerkt zu haben, daß die nach Norden hin gerichteten Steine mehr Kraft beſäßen, weil ſie mit kleinen Filamenten bedeckt wären, welche von dem Eiſen und dann von dem Magnete angezogen werden, die Steine hingegen (ſagt er) welche dieſe Filamente nicht haben und gegen eine andere Seite gekehrt ſind, haben viel weniger Kraft. Dieſe Angabe ſcheint jedoch nicht richtig zu ſeyn; denn man hat beobachtet, daß Stücke Magnet, die man ſo eben erſt aus der Erde zog, ihre Pole in entgegen geſetzter Richtung mit dem Central-Magnetismus hatten.

Die Magnetſteine ſind in Hinſicht ihrer Reſchhaltigkeit und Farbe ziemlich von einander verſchieden. Diejenigen, welche man auf der Inſel Elba findet, ſind von der beſten Qualität. Man ſieht ihrer von

*) Voyage et observations sur l'Italie, Paris, 1656, n. 12. p. 262.

fahler, brauner, ſchwarzer, auch von Eiſenfarbe mit bleigrauem Blau vermiſcht. Mercati ſpricht *) von einem vortrefflichen fleiſchfarbigen Magnetſteine. Der Magnet dieſer Inſel iſt überhaupt im Stande, ein beträchtliches Gewicht von Eiſen an ſich zu ziehen, und zu halten. Ich habe Magnetſteine geſehen, die nicht größer waren, als kleine Aepfelchen und doch 20 bis 30 Pfund trugen. Ich habe einen noch kleinern, welcher 12 Pfunde trägt; noch weit merkwürdiger war aber derjenige, den ich auf meiner Ueberfahrt von Livorno nach Marſeille verlor; denn er zog und trug 80 Pfund. Große Steine, die eine verhältnißmäßige Stärke beſitzen, ſind ſelten.

In der Nachbarſchaft dieſer Mine findet man einen weißlichten Bolus, der zuweilen auch mit ſchwärzlicher oder röthlich gelber Farbe durchmiſcht iſt, und den die Elbaner ſehr uneigentlich *Calamita bianca* (weißen Magnet) nennen, entweder weil er feſt an der Zunge klebt, oder weil er ſich immer in Verbindung mit dem Magnete befindet, welchem er ſo zu ſagen zur Hülle dient. Dieſe Boluserde wird röthlich, wenn man ſie anfeuchtet. Es iſt die Cimolia candida der Alten. **) — Lange hat man den in dieſer Erdart enthaltenen Mag-

*) **Metallotheca Vaticana, L. VII. c. 16. p. 164. (Edit. Romae, 1719. in Fol.)**

**) *Valerius Cordus* in Dioscorid. L. V. c. 44. — *Mercati*, Metallotheca Vatic. L. I. c. 13. p. 17.

[illegible] dieſelbe wunderbare Eigenſchaft *) zugeſchrieben, welche die Griechen dem Hippomanes **) beilegten. —

Man hat vorgegeben, die Magnetnadel weiche ab, wenn man an der Spize della Calamita oder an dem Bergwerke von Rio vorbeiſegele; ja man behauptete ſogar, die Schiffer würden dadurch in ihrer Fahrt irre gemacht, und könnten ſich erſt bei Tage wieder zurechtfinden. Ich that das Meinige, um die Wahrheit dieſer Angaben zu unterſuchen. Mehrere Verſuche, die ich deshalb anſtellte, bewieſen mir, daß alle jene Angaben erdichtet ſind, und weder der erſtgedachte Magnetberg, noch der Eiſenberg bei Rio die ihnen beigelegten Wirkungen, ſelbſt nicht in der Entfernung von einer halben Viertelſtunde äußern.

Auf dem Vorgebirge della Calamita habe ich ſehr ſchöne goldfärbige, ja auch ſilberfärbige Markaſſiten geſammelt.

Ueberhaupt iſt dieſer Kanton überreich an lithologiſchen Erzeugniſſen. Man findet hier die Steinart

*) Nämlich verliebt zu machen. Es war daher das Hauptingredienz eines Liebestrankes.

**) (Pferdewuth, Pferdegift, zähe, bleifarbige Körper, die ſich in einer Höhlung zwiſchen dem Amnios und Allantois der neugebornen Pferdefüllen anſetzen. A.) — *Mercati*, l. c. *Buffon* hat in ſeiner Hist. nat. T. IV. p. 214. (Ed. in 4.) von dieſem Hippomanes gehandelt, aus welchem Theokrit in ſeiner ſchönen Idylle von der Bezauberung irriger Weiſe eine Pflanze gemacht hat.

Albarèse die einen noch zähern Kalk liefert, als die Puzzolan-Erde von Rom und aus den Phlegräischen Gefilden; ferner Kalkſpath; weißlichten und grünlichten Steatit oder Speckſtein, aus nebeneinander liegenden Fibern gebildet; weißen Marmor; grauen und gelblichten Amiant; grünlichten, zuweilen weißgeſtreiften Serpentinſtein, und in einer großen Strecke, beſonders gegen das Meer hin, Quarzfelſen und Topfſtein (Lavezſtein, eine Art Seifenſtein, Lapis ollaris), aus welchem man feuerfeſte Gefäſſe macht.

In einer ziemlich tiefen Grotte am Meere, an der Spitze des Kaps, an dem Orte *Cala della Grotta* genannt, findet man Felskryſtall mit Vegetation (Cryſtalli muſcosae), der in ſeiner Durchſichtigkeit ſchielend iſt und zur Gattung der Pellucidae gehört; er iſt von ſechseckiger Geſtalt und von prächtigem Waſſer.

Auf der *Punta della Calamita* fand auch der berühmte Dolomieu das Mineral, welches nun den Namen Yenit erhalten hat. *) Er fand Stücke davon in verſchiedenen Schichten; keines hatte eine kryſtalliſche Form, und darum ſetzte er ſie ohne Zweifel zu dem ſchwarzen Schörl.

Dieſer

*) Der Yenit oder eigentlich Jenit (denn er hat dieſen ſeinen Namen der naturforſchenden Geſellſchaft zu Jena zu Ehren erhalten) iſt ein zuerſt von Le Lievre auf der Inſel Korſika neu entdecktes, ſehr eiſenreiches, etwas kalkiges Kieſelfoſſil. (Mitgetheilte Anmerkung eines Mineralogen.)

C.

Dieſer Bezirk hat keine friſche Quellen; man ſammelt daher das Regenwaſſer in Brunnen und Ciſternen. Die Bevölkerung kann ſich auf etwa 1100 Seelen belaufen.

Die Vegetabilien ſind hier gar nicht häufig; die bemerkenswertheſten ſind folgende.

Stachlichtes Pfriemkraut (Genista germanica), Mandelbaum (Amygdalus communis), Maſtixbaum (Rist. lent.), offizineller Klee (Trifolium officinarum), italieniſcher Klee (Melilotus italica), Rosmarin (Rosmarinus officinalis), Kreuzblume (Polygala vulgaris), unfruchtbarer Hafer (Avena sterilis), vielblumige Heide (Erica multiflora), Beſenheide (E. scoparia), Baumheide (E. arborea), gemeine Salbei (Salvia officinalis), blaue Heckenkirſche (Lonicera coerulea), gemeine Doſte (Origanum vulgare), ſtachlichte Euphorbie (Euphorbia spinosa), Meerkohl (Crambe maritima), Frauenhaar (Ad. cap. Veneris), römiſche oder Pillenneſſel (Urtica pilulifera), Bergraute (Ruta montana), Montpellierſche, niedrige (Sonnengünſel) und bartige Ciſten (Cistus monspelliensis, helianthemum et barbatus).

---

§. 5.

Campo; Sant-Ilario und San-Pietro.

Der Bezirk von Campo beſteht aus drei ziemlich nahe beiſammen gelegenen Gemeinden, nämlich Sant-Ilario und San-Pietro, welche auf den Anhöhen liegen, und Marina di Campo, welcher Ort ſich an einer ziemlich bequemen Bai hin erſtreckt, die ſich an

einer Ebene endigt, welche der ſtärkſten Kultur fähig wäre, da ſie zum Theile von mehreren Bächen durchſchnitten iſt. Auf der andern Seite befindet ſich ein Sumpf, der im Sommer austrocknet, und dann dieſe Gegend durch ſeine Ausdünſtungen beinahe ganz öde macht.

Nach dem Zeugniſſe der alten Leute dieſes Bezirks, waren die beiden erſtgenannten Dörfer Sant=Ilario und San=Pietro noch vor ungefähr ſechzig Jahren von dem grünen Schirmdache eines dichten Waldes beſchattet, der ſich bis auf den Berg di Fonza hinzog, wo man noch jetzt die majeſtätiſchen Ueberreſte deſſelben ſieht. Gegenwärtig aber bieten dieſe beiden Dörfer einen ganz kahlen Anblick dar, indem ſie nur noch von den ungeheuern Granitblöcken umgeben ſind, aus welchen der Boden ihres Gebietes beſteht.

Sant=Ilario hat 600, San=Pietro 900 und Marina di Campo 200 Einwohner.

Dieſer Bezirk hat mehrere Quellen und Bäche, die ein klares, vortreffliches Trinkwaſſer liefern. Man findet hier weißen und grauen Amiant, deſſen parallellaufende Fäden aber nicht ſo glänzend und nicht ſo biegſam ſind, als die des korſiſchen Amiants. Man findet hier ferner Felskryſtall; einen thonartigen Tufſtein, der eine Menge kleiner glänzender Flitterchen von gelbem Glimmer enthält; grünlichten Serpentinſtein; weißen geäderten Marmor, ſehr ſchöne milchweiße und bläulichte Chalcedonier, die eine vortreffliche

Politur annehmen; kleine Maſſen von weißlichtem Kacholong*), deſſen Durchſichtigkeit aber verdorben iſt.

Von Capo-Liveri an bis zum größern Theile des Bezirks von Campo, und dieſen mit eingeſchloſſen, beſtehen die Berge aus weißem Quarz, Topf- oder Lavezſteinen und breiten Kalkſteinſchichten.

Hier findet der Litholog den ſchönſten Granit in Menge. Denjenigen, welchen die Feſtigkeit ſeiner Theile und die Feinheit ſeines Korns geſchickt machen, die vollkommenſte Politur anzunehmen, trifft man an den Orten, welche La Piergga de Cavoli und al Sechetto genannt werden, 3 ital. Meilen von Campo. Hier ließen die alten Römer einen Theil der Säulen, der ungeheuern Waſſerbecken und Vaſen hauen, womit ſie Palläſte, öffentliche Plätze und koſtbare Denkmäler ausſchmückten. Hier ſchufen ſich die Piſaner die Zierden ihrer Republik und ihrer Tempel. Man findet ferner noch eine Menge von ihnen vorerſt nur roh bearbeiteter Säulenknäufe oder Kapitälchen, Säulenſtühle, Altäre, Urnen und Säulen, die überall umher unter den tauſendarmigen Zweigen der Maſtixbäume, Rosmarinſträucher und des Ginſtes verborgen liegen. Unter dieſen angefangenen und unvollendet gebliebenen Arbei-

*) Cacholonius. — Achates opalina tenax, fractura inaequalis *Wallerii*. — Eine Art Achat, deren Name Kacholong kalmükiſch iſt und ſo viel als Stein vom Bache Kach bedeutet; wird vorzüglich in der Kalmükei gefunden.

ten der Baukunſt bemerkte ich hauptſächlich drei ungeheure 25 Fuß lange Säulenſchäfte von doriſcher Ordnung. Auf einen derſelben hatte ein verbannter Gibellin die bemerkenswerthen Worte geſchrieben: Opera Pisan...; die einen edeln Nationalſtolz verrathen. Weiter hinaufwärts fand ich ein großes Gefäß, das die Elbaner La Nave (das Schiff) nennen; es iſt ein Waſſerbecken, das für einen mittelmäßigen Springbrunn beſtimmt war; die Arbeit daran iſt zwar nur vorläufig entworfen; aber man bemerkt ſchon die ganze Zeichnung daran, die mir leicht und korrekt ſchien.

Wenn man genau den Boden unterſucht, auf welchem dieſe Zeugen des Kunſtfleißes von Menſchen, die längſt nicht mehr ſind, in Vergeſſenheit ruhen; wenn man die Höhe der Berge und den Raum mißt, welchen das bearbeitete ungeheure Granitſtück zurücklegen mußte, um unverſehrt an das Geſtade zu kommen; wenn man das ſeichte, ſandige, ſehr waſſerarme Ufer unterſucht, über welches man dieſe Granitmaſſen bis zu den Schiffen bringen mußte, und wenn man endlich die phyſiſche Unmöglichkeit einſieht, ſich der wild von den Berggipfeln herabſtürzenden Gewäſſer zu dieſem Transporte zu bedienen, ſo berechnet man nachdenkend und ſtaunend die ungeheure Gewalt der Hebel, die man zu dieſer Arbeit anzuwenden genöthigt war. Dieſer Gedanke, ich geſtehe es, riß mich zur Bewunderung menſchlicher Kraft und Kunſt hin! —

Der Granit, über welchen man in dem Bezirke von Campo hin wandelt, entzückt die Augen durch

die Verſchiedenheit und Abwechſelung ſeiner Farben. Er enthält halb ſchwarze, gelbe und roſenfarbige Turmaline, weiße und durchſichtige Smaragde, ſchwarzen und grünen Schörl, den man nicht mit dem durch die Gewalt des Feuers erzeugten Trapp verwechſeln muß, und violetten Schörl, deſſen Maſſen einen ſehr ſchönen Granit bilden. Aus der jetzt verlaſſenen alten Grube zogen die Florentiner den prächtigen Block von violettem Granit, welcher das Fußgeſtell der ſchönen Statue zu Pferde des dritten Großherzogs von Toskana, Ferdinands I. ausmachte; *) ſo wie denjenigen, aus welchem das Säulengebälke und die Sokel der reichen großherzoglichen Begräbniß-Kapelle von San-Lorenzo gehauen ſind. — Die Kryſtalle des violetten Schörls ſind von kubiſcher Geſtalt, groß und breit oder dick; auch findet man ſie in Rhomben, ja ſogar in dreiſeitigen Pyramiden.

Der Granit liegt hier, wie in allen Urgebirgen in Bänken, welche alle Richtungen und Lagen zwiſchen der Vertikal- und Horizontal-Linie haben. Die Erdfälle, die langen Einſickerungen und Abwaſchungen des Regenwaſſers und die Furchen, welche die Bäche in die Bergrücken gemacht haben, geſtatten dem aufmerkſamen Beobachter die Seiten und Schichte dieſer Granitbänke näher zu unterſuchen. Hier können ſich nun auch die Geologen vollkommen überzeugen, daß die Inſel Elba nicht vulkaniſchen Urſprungs iſt. So wie

*) Dieſes Kunſtwerk von Giovanni Bologna ſteht zu Florenz auf dem Platze dell' Annunziata.

in der Alpenkette vom Monte Baldo bei Verona bis zu den Gipfeln des Jura, werden ſie auch hier den Granit rein und ohne die mindeſte Spur von Feuer finden; ſeine Bänke wechſeln nicht ab, und vermiſchen ſich nicht mit vulkaniſchen Subſtanzen, wie der Granit in dem vogeſiſchen Gebirge und in den Apenninen. Auch findet man nirgends die mindeſte Spur von Baſalt.

An dem Ufer von Acona ſammelte ich unter den gerollten Steinen, welche das Meer auf dem Sande abſetzt, runde kalkige Waſſerkieſel, auf welchen die Wogen Büſchelchen von Amiant und kleine Zweige von Frauenhaar zurückgelaſſen hatten, und welche durch den Gluten der Gorgone zuſammen geleimt waren, die ſie mit ihren Fühlfäden umfaßt hatte.

Für den Botaniker hat der Bezirk von Campo folgende bemerkenswerthe Pflanzen;

Korkeichen (Q. s.), Stechpalmen (Ilex aquifolium), Kaſtanienbäume (Fagus castanea), Garten-Cytiſus oder Bohnenbaum (Cytisus sessilifolius), borniger Cytiſus (Cytisus spinosus), Linſenbaum (Cytisus laburnum), Johannisbrod (Ceratonia siliqua), gelber Enzian (Gentiana lutea), Seifenkraut (Saponaria officinalis), großes und kleines Sinngrün (Vinca major et minor), Rosmarin (R. off.), Stechginſter (Ulex europaeus), gemeines Bingelkraut (Mercurialis communis), Balſamgarbe (Achillea ageratum), großblumige Meliſſe (Melissa grandiflora), Rainkohl oder Haſenkohl (Lapsana communis), Kronenklee (Hedysarum coronaria), gemeine Kronwicke (Coronilla communis), Erdkiefer (Coris monspelliensis), Fichtenſpargel (Monotropa hypopithys), Kirſchbaum (Prunus cerasus), ſtrauchartige Kugelblume (Globularia

alypum), Frühlingsbraunwurz (Scrophularia vernalis), franzöſiſche Tamariske (Tamarix gallica), Poetenkaſie (Osyris alba), Thymian und Quendel (Thymus vulgaris et serpillum), indiſche Feige (Cactus opuntia), Granatapfel (Punica granatum), ſpaniſches Rohr (Arundo donax), Färberginſter (Genista tinctoria), Schweinebrod (Cyclamen europaeum), Stechwinde (Smilax aspera), Baldrian (Valeriana cornucopiae), Maſtirbaum (Pist. lent.), ſtachlichte Mispeln (Mespilus pyracantha), Hundsroſe (Rosa canina), ſanftrothe Roſe (Rosa rubiginosa), Mauerhabichtskraut (Hieracium murorum), kleine Bibernell (Pimpinella saxifraga), Sadebaum (Juniperus sabina), Sammetroſe (Lychnis dioïca), Geisblatt (Lonicera caprifolium), Oelbaum (Olea europaea), Eibiſchwinde (Convolvulus althaeoïdes), Chriſtdorn (Rhamnus paliurus), Feigenbaum (Ficus carica), Borretſch (Borrago officinalis), gemeiner und italieniſcher Natterkopf (Echium vulgare et italicum), Hundszunge (Cynoglossum officinale). Dieſe leztere Pflanze, die ihren Namen davon hat, daß die Hunde ſich derſelben gegen den Viperbiß bedienen, iſt für die Heilkunde beſonders merkwürdig, weil ſie den neueſten Verſuchen zu Folge auch Menſchen von den tödtlichen Wirkungen des giftigen Biſſes der Vipern befreit *).

*) Unter meinen Augen hat Dr. Nic. Banatta von Caſtrovillari im dieſſeitigen Kalabrien die glücklichſten Kuren mit dieſer Pflanze bei Perſonen, die von Vipern gebiſſen waren, gemacht. Er giebt die Pflanze theils in Pulver, theils als Getränke in Wein ausgepreßt, theils legt er ſie auch ſelbſt auf die Wunde.

D. Verf.

§. 6.

Mariana und ſein Bezirk.

Wenn man das Gebiet von Campo verläßt, ſo kömmt man auf den Gipfel des Berges della Capanna, welches der höchſte Punkt der Inſel Elba iſt. Von da aus überblickt man die Inſel Korſika; das Auge ruht mit Vergnügen auf dem an, ſo köſtlichen Weinen fruchtbaren Vorgebirge, wohin Seneca verbannt ward, beſchaut die kleine Stadt Baſtia mit ihrem Haven; die Ruinen von Mariana, die von den Gewäſſern des fiſchreichen Sees Chiuelino beſpült werden; den Fluß Golo, der von Fall zu Fall von dem ausgebrannten Krater des Monte-rotondo, dem Centralgebirgspunkte von Korſika herabſtürzt und verirrt ſich in den ungeheueren Ebenen des Fiumarbo, welche die kraftvollſte Vegetation darbieten. — Gegen Oſten entdeckt man die weitausgedehnte Strecke der ſogenannten toſkaniſchen Maremmen, ehemals der Schauplatz des Ueberfluſſes und der Künſte, jezt eine unbewohnte Einöde, die von einer ungeſunden Luft verpeſtet wird. Weiterhin erſtreckt ſich die Ausſicht in unabſehbarer Ferne in das Meer hinaus über die benachbarten Inſeln und auf der einen Seite verliert ſie ſich in einer Ferne von 30 (geogr.) Meilen an den Geſtaden, wo Rom erbaut iſt, und auf der andern entdeckt ſie in einer Entfernung von 9½ Meilen die Stapelſtadt des Levantehandels Livorno; die bis auf ihren Rücken bewohnten Apenninen, und

die durſtigen Gebirge, an deren Fuß in einer Ferne von 33 Meilen das prächtige Genua amphitheatraliſch ſich erhebt.

Dieſer majeſtätiſche Anblick reißt zum Entzücken hin. Wenn aber das Auge auf den ehemals ſo blühenden Küſten von Italien ruht, und die Geſchichte der Vorzeit der Einbildungskraft die Scenen des Glanzes vormalt, die einſt hier waren; dann wird der Beobachter in düſteres Nachdenken verſenkt! —

Der Berg della Capanna, der ſich mehr als 500 Toiſen (1006 Metres 61 Centimetres) über die Meeresfläche erhebt, iſt bloß eine unfruchtbare Granitmaſſe. Von ſeinen Seiten ſtürzen ſich ſprudelnd und rauſchend eine Menge ſilberheller Quellen herab, deren leichtes, angenehmes, ungemein geſundes Waſſer ſich in mehrere Bäche vereinigt, welche die Kaſtanienbäume bewäſſern, mit welchen der größte Theil dieſes Bezirks, des volkreichſten der Inſel, bedeckt iſt. Der Gipfel dieſes Bergs, der oft in Wolken gehüllt iſt, dient bei dem Wechſel der Jahreszeiten mehreren Gattungen von Zugvögeln zum Aufenthalte. Ich ſah hier zwei Pelikane oder Kropfgänſe (Pelicanus onocrotalus), einige Mauerſchwalben (Hirundo apus), welche die Falken in der Ausdauer und Schnelligkeit des Flugs übertreffen, und ganze Truppen von Sturmvögeln (Procellaria pelagica), die den Seefahrern wohl bekannt ſind.

Der Hauptreichthum dieſes Bezirks beſteht allein in den Pflanzungen der Kaſtanienbäume. Dieſer koſt

bare Baum, den die Kelten vor Zeiten ſo klug in den Waldungen verbreiteten, iſt zu Zimmer- und Nutzholz ſehr tauglich; er wird ſehr alt, erreicht oft eine außerordentliche Dicke, und erfordert keine Pflege, außer daß man ihn mit trockener Erde umzieht, wenn die wenige, deren er zu ſeinem Gedeihen bedarf, von dem Waſſer weggeſchwemmt iſt. Durch dieſe wiederholte Sorgfalt erhält das Holz des Kaſtanienbaums einige Aehnlichkeit mit dem des wilden Oelbaums. Der Boden, den dieſe Bäume mit ihrer feuchten Atmoſphäre bedecken, bietet dem Viehe einen grünen Raſen und den Botanikern einige Schmarotzerpflanzen dar, unter welchen ſich der Fichtenſauger mit blaßgelben Blumen (Monotroa hypopithys), das Haarmoos (Polytrichum commune), der Fingerhut (Digitalis) und die Nieswurz (Helleborus) auszeichnen.

Der Kaſtanienbaum blüht im Julius; die äuſſern Schalen ſeiner Frucht öffnen ſich im Oktober oder zu Anfang des Novembers, und die mehlige Kaſtanie fällt heraus. Ein Baum liefert 6 bis 8 Säcke, und der Sack gilt ungefähr 4 Francs (= 1 Rthlr. ſächſ.), wornach ſich dann der Ertrag ſolcher Pflanzungen berechnen läßt.

Der Oelbaum, der in Toskana einem vierzehntägigen, ja wohl einem dreiwöchigen Eisfroſte widerſteht, kömmt nur mühſam am Fuße des Berges Apanna fort. Zuweilen lähmt die Kälte gänzlich ſein Wachsthum, noch öfter werden die Oliven von dem Froſte überfallen und verfaulen.

Auf zwei nahe bei einander befindlichen kleinen Granitbergen, nordoſtwärts von dem vorgedachten Gebirge liegt das Dorf Poggio und der Flecken Marciana.

Da der Aufenthalt in dieſen beiden Orten im Winter äußerſt unangenehm iſt, ſo ziehen die Einwohner in dieſer Jahrszeit in die umliegenden Ebenen herab, nach Prateſi, einem kleinen Weiler, welcher der Inſel Korſika gegenüber liegt; nach dem Kap Sant Andrea, auf welchem man eine ſchöne Cypreſſenpflanzung ſieht; nach Marina, einem Haven, der für Schiffe von 30 bis 60 Tonnen guten Ankergrund hat, und in einer ziemlich fruchtbaren Gegend eine angenehme Lage hat; und nach Prochio auf dem Abhange eines Thals, das ſich ſanft gegen den gleichnamigen Meerbuſen hinabzieht.

Dieſer Bezirk hat eine Bevölkerung von 2700 Seelen, nämlich:

Marciana	1200	
Poggio	600	
La Marina	650	2700.
Prateſi	150	
Prochio	100	

Drei ital. Meilen nordweſtlich von Marciana, an einem Orte Il Maniarello genannt bei dem Bache, der denſelben von dem Kap Mortaro und der kleinen Bucht Conca ſcheidet, findet man am Rande des Meeres eine Grotte, welche gewöhnlich die

Goldmine (Cave dell'aro) genannt wird. Der Eingang in dieſelbe iſt beſchwerlich; Dorngebüſche und herabgeſchoſſene Erde verſtopfen ihn, und noch unzugänglicher machen ihn die ſchäumenden Meeresfluten, wenn der Südoſtwind oder Sirokko weht. Dieſe Grotte zieht ſich mehrere ital. Meilen weit fort; ihr Boden iſt kieſig und von dunkeleiſengelber Farbe; dieſe Erde enthält leichte glänzende Flitterchen von Markaſſiten, deren goldähnliche Farbe Unerfahrne verleitet hat, dieſelben für Gold-Flitterchen zu halten, wie mehrere Flüſſe deren mit ſich führen, und Betrüger wieſen ſodann Ringe und Ohrgehänge vor, von welchen ſie angaben, ſie ſeyen aus ſolchen Goldflitterchen gemacht worden. — Ich fand in dieſer Grotte ziemlich ſchöne Stalaktiten von blaß bläulichter Farbe. Dieſe Anzeigen und die möglichſt genaue Unterſuchung der Erde überzeugten mich, daß dieſe Cava dell' Oro nichts anders iſt, als ein verlaſſener Stollen eines alten Gelbkupferbergwerks, die Hülle des Erzes iſt ein Quarz in Zwiſchenräumen von Kalkſchiefer.

Dieſe Mine iſt nicht die einzige dieſer Art, welche die Inſel Elba gehabt hat; denn bei lo Stagno einem kleinen Sumpfe, der im Sommer austrocknet, oberhalb Marina findet man noch einen andern, ziemlich tiefen Stollen, deſſen Erde okerig und braunkupferig iſt. Die eindringende Feuchtigkeit verurſacht, daß man Grünſpan, doch in geringer Menge, darin findet.

Die Spiaggia dell' Ottone bei San Giovanni an dem Buſen von Porto=Ferrajo ſoll ebenfalls ein Kupferbergwerk geweſen ſeyn. Ich konnte die Sache nicht näher unterſuchen, da die Erde an dieſer Stelle ſo ſehr eingeſtürzt iſt, daß ſie mir unzugänglich war.

Mehrere alte Schriftſteller gedenken der Kupferminen auf der Inſel Elba; die Erze, die man aber in neueren Zeiten gefunden hat, ſind nicht reichhaltig genug für die Bearbeitung. Es ſind meiſt Schwefelmarkaſſiten in kubiſche und achteckige Kryſtalle angeſchoſſen.

Außer dem Granit, den dieſer Bezirk dem Lithologen darbietet, findet derſelbe hier auch Thonſchiefer, pyramidaliſch dreieckigen Kalkſpath, grünlichten Serpentinſtein, angeſchwemmten durchſichtigen Bergkryſtall, viel Quarz, verſchiedene Thonarten, und Ballen von gerolltem Amiant mit einer weißen tuffartigen Subſtanz bedeckt, wie die, welche die Zoophyten einhüllt.

Außer den Kaſtanienbäumen, deren ſchönſte man bei Marciana und dem Orte Marcojo findet, und den prächtigen Cypreſſen von Madonna del Monte ſind noch folgende Pflanzen in dieſem Bezirke zu bemerken:

Kork= und grüne Eichen (Querc. suber et ilex), Hagbuchen (Carpinus betulus), tarentiniſche Myrthe (Myrtus tarentina), Chriſtdorn und Faulbaum (Rhamnus paliurus et frangula), Pfeilkraut (Sagittaria sagittifolia), weißer Gänſefuß (Chenopodium album), rauhes Bruchkraut (Herniaria hirsuta), Schwalbenkraut (Asclepias vincetoxicum), Fichten=

ſauger (Monotropa hypopithys), Pimpernelle oder Blutkrau (Poterium sanguisorba), Meliſſenblatt (Melitis melissophyllum), ſilberner Geißklee (Cytisus argenteus), Spindelbaum (Evonymus europaeus), zwei Arten Storchſchnabel (Geranium gruinum et malacoïdes), korſiſche Winde (Convolvulus corsicanus), Gundelrebe (Glecoma hederacea), weiße und ſchwarze Nieswurzel (Veratrum album et nigrum), filzige Cypreſſenkraut (Santolina tomentosa), Giftheil (Aconitum anthora), Zaunrübe (Bryonia alba), Schlüſſelblume (Primula veris), officinelle und Färber-Ochſenzunge (Anchusa officinalis et tinctoria), Sumpfeibiſch (Hibiscus palustris), röhrenblätteriger Affodill (Asphodelus fistulosus), quirlförmige Maiblume (Convallaria verticillata), wilde Paſtinake (Pastinaca opoponax), Meiſterwurz (Imperatoria ostruthium), gemeine und Beſenheide (Erica vulgaris et scoparia), Ohrlöffelkraut (Cucubalus otites), Garten- und afrikaniſche Raute (Ruta graveolens et africana), Erdbeerbaum (Arbutus unedo), Acker-Steinſaame (Lithospermum arvense), wilde Malve (Malva sylvestris), Alpendaphne (Daphne alpina), Erdmandel, eßbares Cypergras (Cyperus esculentus), Erdrauch (Fumaria officinalis), Oleander oder Lorbeerroſe (Nerium oleander), Purpurkoralle (Tubipora purpurea), Pillenneſſel (Urtica pillulifera), Seewermuth (Artemisia maritima), Feldcypreſſe (Teucrium chamaepitys), weiße Seeroſe (Nymphaea alba) und blaue Waldrebe (Clematis viticella).

Notizen von den kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres. *)

Die Menge der Inſeln, Inſelchen und Felſenſpizzen, welche ſich an den Küſten des alten Hetruriens hinziehen und womit das Meer beſäet iſt, das die älteſten Geographen das Tyrrheniſche benannten, hat ſchon mehrere Male die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher und Philoſophen auf ſich gezogen. Um den wahrſcheinlichen Urſprung dieſes Inſelhaufens zu erklären ſind mancherlei Hypotheſen erſonnen worden. **)

*) Nur die Notizen unſers Verf. von den kleineren Inſeln ſind hier, als eigentlich hieher gehörig, aufgenommen worden, denn wegen Korſika verweiſt er auf ein beſonderes Werk, das er über dieſe Inſel heraus zu geben gedenket, und die allzu kurze Schilderung von Sardinien iſt bereits im Novemberhefte der Allg. geogr. Ephem. 1808 mitgetheilt worden.

C.

**) Was der Verf. ſehr gelehrt hierüber diſſerirt, iſt in dieſer Ueberſetzung abgekürzt worden.

C.

Nach Einigen ſind dieſe Inſeln Ueberreſte eines großen, bei einer gewaltſamen Erdrevolution verſunkenen Landes; nach Anderen ſind dieſelben durch eine ſolche Kataſtrophe von dem feſten Lande von Italien abgeriſſen worden. Ja ein neuerer Gelehrter *) iſt ſogar auf den Einfall gerathen, hier das Platoniſche Atlantis zu ſuchen, dem man ſchon ſo viele andere Stellen angewieſen hat **).

Ich begnüge mich, hier anzumerken, daß die Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres allzugroße Verſchiedenheiten von einander haben, als daß ſie ſo leicht zu einem harmoniſchen Ganzen gebracht werden können. Man überblicke ſie. Die Granitgebirge der Inſel Elba, der Inſel Korſika gegenüber, ſind ſenkrecht abgeſchnitten; die entgegengeſetzte Seite ſtellt eine weite, ungemein fruchtbare Ebene mit warmen Quellen dar. — Pianoſa iſt ein bloßer Tuffſteinfelſen, der durch Inkruſtationen und Anſchwemmungen entſtanden und weit niedriger iſt, als die Inſel Elba. Monte

*) *Delille de Sales*, Histoire du monde primitif. T. VI. p. 159 et sv.

**) Die meiſten halten die Kanarieninſeln für Ueberreſte von Atlantis, m. ſ. *Bailly*, Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide, Lettre 14 et 23. (Auch *Bory de St. Vincent* Voyage aux Iles Canaries.) Carli (Lettere Americane) fand dieſes Land in Amerika. — Bär macht Paläſtina daraus. (Essai hist. et crit. sur les Atlantiques) und Rudbek (Atlantica, vera Japheti posteriorum patria) verſetzt es ſogar nach Schweden u. ſ. w.

— Monte-Chriſto hat nicht die mindeſte lithologiſche Aehnlichkeit mit der Inſel Giglio, welche eiſenhaltig iſt. — Gorgona iſt ein Kalkſteinberg und Capraja der Heerd eines alten Vulkans. — Die Küſten von Bonifacio auf der Inſel Korſika ſind Tufſteinfelſen mit Trümmern von Muſcheln und Seethieren vermiſcht; während die von Lugodoro auf Sardinien granitiſch, ſehr hoch ſind und Gold- Silber- und andere Erzadern in ſich ſchließen. — Bei Ländern hingegen, von welchen man mit Grunde vermuthen kann, daß ſie einſt gewaltſam von einander geriſſen worden ſind, findet ſich auch eine übereinſtimmende lithologiſche Beſchaffenheit, wie z. B. auf der Küſte von Flandern und der gegenüber liegenden von England, bei welchen beiden man gleiche Uferhöhe, gleichen innern Bau, gleiche Schichten von Thon, Schlamm, Sand u. ſ. w. bemerkt.

Doch, genug hievon, und nun zu dem Ueberblicke der kleinern Inſeln des tyrrheniſchen Meeres. —

---

§. 1.

Die Inſel Pianoſa.

Die Inſel Pianoſa hat dieſen Namen von ihrer flachen (planen) Geſtalt. Ihr Umfang beträgt 12 ital. Meilen, und ihre Oberfläche erhebt ſich kaum

über die Meeresfläche. Sie hat keinen Haven und ihr Zugang iſt ziemlich gefährlich *).

Der Boden iſt ſehr fruchtbar; er iſt dem Meere abgewonnen. Der Naturforſcher bemerkt auf demſelben eine ungemein reiche Süßwaſſerquelle und ſehr angenehme unterirdiſche Grotten. Die Inſel iſt reich an mancherlei Pflanzen und der Jagdliebhaber findet hier Kaninchen, Haſen und eine große Menge von wildem Geflügel.

Unter den kraftvollſten Vegetabilien dieſer Inſel zeichnet ſich beſonders der Oelbaum aus, der aber auch zugleich an das traurige Schickſal erinnert, das dieſelbe erlitten hat. — Pianoſa war vormals ſehr gut bevölkert und wohl angebaut. Aber am 7ten Auguſt 1557 hatte ihr Wohlſtand ein Ende; denn der (ſchon oben erwähnte) türkiſche Seeräuber Dragut kam an dieſem Tage mit einer Flotte hier an, eroberte die Inſel mit ſtürmender Hand, verbrannte das Dorf, zerſtörte den Wachthurm, und ſchlug alle Einwohner, die er mit ſich fortſchleppte, in Sklavenfeſſeln. So war nun dieſe Inſel mit einem Male zur menſchenleeren Einöde geworden, verwilderte und bedeckte ſich mit Wäldern und Gebüſchen, ſo daß ſie jetzt nur noch den Seeräubern zum Schlupfwinkel dient, welche den italieniſchen Küſtenhandel beunruhigen.

*) Man ſ. was *Martianus Capella*, de Nupt. philos. et Mercur. L. VI. § 14 hierüber ſagt.

Zwar iſt es nachmals den Bewohnern von Campo und Marciana auf der Inſel Elba (welche nun 20 ital. Meilen von Pianoſa entfernt iſt) gelungen, die Barbaresken von dieſem Inſelchen zu vertreiben, und ihm durch eine angelegte Kolonie ſeinen alten Glanz wieder zu geben; aber vor etwa zwanzig Jahren kamen die Seeräuber wieder, bezwangen die neuen Einwohner von Pianoſa nach einem von beiden Seiten ſehr hartnäckigen und blutigen Gefechte, und ſchleppten dreihundert derſelben in die Sklaverei fort. — Seit dieſem Unglücksfalle hat ſich kein Landbebauer mehr auf dieſem Inſelchen niederlaſſen wollen, dem es nur an Anbau fehlt, um ungemein ergiebig zu ſeyn.

Auf dieſes Inſelchen verbannte Kaiſer Auguſt in ſeinen letzten Lebensjahren, um der ſchändlichen Livia willen, ſeinen letzten Enkel Agrippa Poſthumus *). Man verſichert aber, dieſe ungerechte Handlung habe ſpäterhin den ſchwachen Kaiſer gereut, und er habe ſeinen unglücklichen Enkel ſelbſt auf dieſem Inſelchen beſucht, wo ihn nachmals der ſchändliche Tiberius umbringen ließ **) — —.

Der Meeresarm, welcher Pianoſa von Monte-Chriſto trennt, iſt breit, aber gefährlich, beſonders zur Zeit, wann das Meer hoch gehet; denn in demſelben

*) *Taciti* Annal. L. I. C. 3. — *Vell. Paterculus*, Hist. L. II. C. 75. — *Suetonius*, in Tiberio.

**) *Plinius*, Hist. nat. L. VII. C. 45. — *Tacitus*, loco cit.

bare Baum, den die Kelten vor Zeiten ſo klug in den Waldungen verbreiteten, iſt zu Zimmer- und Nutzholz ſehr tauglich; er wird ſehr alt, erreicht oft eine außerordentliche Dicke, und erfordert keine Pflege, außer daß man ihn mit trockener Erde umzieht, wenn die wenige, deren er zu ſeinem Gedeihen bedarf, von dem Waſſer weggeſchwemmt iſt. Durch dieſe wiederholte Sorgfalt erhält das Holz des Kaſtanienbaums einige Aehnlichkeit mit dem des wilden Oelbaums. Der Boden, den dieſe Bäume mit ihrer feuchten Atmoſphäre bedecken, bietet dem Viehe einen grünen Raſen und den Botanikern einige Schmarozerpflanzen dar, unter welchen ſich der Fichtenſauger mit blaßgelben Blumen (Monotropa hypopithys), das Haarmoos (Polytrichum commune), der Fingerhut (Digitalis) und die Rieswurz (Helleborus) auszeichnen.

Der Kaſtanienbaum blüht im Julius; die äuſſern Schalen ſeiner Frucht öffnen ſich im Oktober oder zu Anfang des Novembers, und die mehlige Kaſtanie fällt heraus. Ein Baum liefert 6 bis 8 Säcke, und der Sack gilt ungefähr 4 Francs (= 1 Rthlr. ſächſ.), wornach ſich dann der Ertrag ſolcher Pflanzungen berechnen läßt.

Der Oelbaum, der in Toskana einem vierzehentägigen, ja wohl einem dreiwöchigen Eisfroſte widerſteht, kömmt nur mühſam am Fuße des Berges Capanna fort. Zuweilen lähmt die Kälte gänzlich ſein Wachsthum, noch öfter werden die Oliven von dem Froſte überfallen und verfaulen.

Auf zwei nahe bei einander befindlichen kleinen Granitbergen, nordoſtwärts von dem vorgedachten Gebirge liegt das Dorf Poggio und der Flecken Marciana.

Da der Aufenthalt in dieſen beiden Orten im Winter äußerſt unangenehm iſt, ſo ziehen die Einwohner in dieſer Jahrszeit in die umliegenden Ebenen herab, nach Prateſi, einem kleinen Weiler, welcher der Inſel Korſika gegenüber liegt; nach dem Kap Sant Andrea, auf welchem man eine ſchöne Cypreſſenpflanzung ſieht; nach Marina, einem Haven, der für Schiffe von 30 bis 60 Tonnen guten Ankergrund hat, und in einer ziemlich fruchtbaren Gegend eine angenehme Lage hat; und nach Prochio auf dem Abhange eines Thals, das ſich ſanft gegen den gleichnamigen Meerbuſen hinabzieht.

Dieſer Bezirk hat eine Bevölkerung von 2700 Seelen, nämlich:

Marciana	1200	
Poggio	600	
La Marina	650	2700.
Prateſi	150	
Prochio	100	

Drei ital. Meilen nordweſtlich von Marciana, an einem Orte Il Maniarello genannt bei dem Bache, der denſelben von dem Kap Mortaro und der kleinen Bucht Conca ſcheidet, findet man am Rande des Meeres eine Grotte, welche gewöhnlich die

Goldmine (Cave dell'aro) genannt wird. Der Eingang in dieſelbe iſt beſchwerlich; Dorngebüſche und herabgeſchoſſene Erde verſtopfen ihn, und noch unzugänglicher machen ihn die ſchäumenden Meeresfluten, wenn der Südoſtwind oder Sirokko weht. Dieſe Grotte zieht ſich mehrere ital. Meilen weit fort; ihr Boden iſt kieſig und von dunkeleiſengelber Farbe; dieſe Erde enthält leichte glänzende Flitterchen von Markaſſiten, deren goldähnliche Farbe Unerfahrne verleitet hat, dieſelben für Gold-Flitterchen zu halten, wie mehrere Flüſſe deren mit ſich führen, und Betrüger wieſen ſodann Ringe und Ohrgehänge vor, von welchen ſie angaben, ſie ſeyen aus ſolchen Goldflitterchen gemacht worden. — Ich fand in dieſer Grotte ziemlich ſchöne Stalaktiten von blaß bläulichter Farbe. Dieſe Anzeigen und die möglichſt genaue Unterſuchung der Erde überzeugten mich, daß dieſe Cava dell' Oro nichts anders iſt, als ein verlaſſener Stollen eines alten Gelbkupferbergwerks, die Hülle des Erzes iſt ein Quarz in Zwiſchenräumen von Kalkſchiefer.

Dieſe Mine iſt nicht die einzige dieſer Art, welche die Inſel Elba gehabt hat; denn bei lo Stagno einem kleinen Sumpfe, der im Sommer austrocknet, oberhalb Marina findet man noch einen andern, ziemlich tiefen Stollen, deſſen Erde okerig und braunkupferig iſt. Die eindringende Feuchtigkeit verurſacht, daß man Grünſpan, doch in geringer Menge, darin findet.

Die Spiaggia dell' Ottone bei San Giovanni an dem Buſen von Porto-Ferrajo ſoll ebenfalls ein Kupferbergwerk geweſen ſeyn. Ich konnte die Sache nicht näher unterſuchen, da die Erde an dieſer Stelle ſo ſehr eingeſtürzt iſt, daß ſie mir unzugänglich war.

Mehrere alte Schriftſteller gedenken der Kupferminen auf der Inſel Elba; die Erze, die man aber in neueren Zeiten gefunden hat, ſind nicht reichhaltig genug für die Bearbeitung. Es ſind meiſt Schwefelmarkaſſiten in kubiſche und achteckige Kryſtalle angeſchoſſen.

Außer dem Granit, den dieſer Bezirk dem Lithologen darbietet, findet derſelbe hier auch Thonſchiefer, pyramidaliſch dreieckigen Kalkſpath, grünlichten Serpentinſtein, angeſchwemmten durchſichtigen Bergkryſtall, viel Quarz, verſchiedene Thonarten, und Ballen von gerolltem Amiant mit einer weißen tuffartigen Subſtanz bedeckt, wie die, welche die Zoophyten einhüllt.

Außer den Kaſtanienbäumen, deren ſchönſte man bei Marciana und dem Orte Marcojo findet, und den prächtigen Cypreſſen von Madonna del Monte ſind noch folgende Pflanzen in dieſem Bezirke zu bemerken:

Kork- und grüne Eichen (Querc. suber et ilex), Hagbuchen (Carpinus betulus), tarentiniſche Myrthe (Myrtus tarentina), Chriſtdorn und Faulbaum (Rhamnus paliurus et frangula), Pfeilkraut (Sagittaria sagittifolia), weißer Gänſefuß (Chenopodium album), rauhes Bruchkraut (Herniaria hirsuta), Schwalbenkraut (Asclepias vincetoxicum), Fichten-

dem Liebhaber eine reiche Jagd anbietet. Auf dem Gipfel erhebt ſich ein Signalthurm, der mit Livorno korreſpondirt.

Die Inſel hat 10 italieniſche Meilen im Umfange. Die Einwohner ſind bloß Fiſcher; doch wird hier auch eine Beſatzung unterhalten.

Als ich am 27ſten April 1803 auf dieſer Inſel war, erlegte man gerade einen prächtigen Flamingo oder Flammenreiher (Phoenicopterus ruber), einen in Afrika einheimiſchen Vogel, der ſogleich in das Naturalienkabinet nach Florenz abgeſchickt wurde. Er war beinahe ſo groß, wie eine Gans und von ungemeiner Schönheit *).

*) Da die naturhiſtoriſche Beſchreibung dieſes Vogels in allen Ornithologien zu finden iſt, ſo laſſen wir die von unſerm Verf. mitgetheilte hier weg, weil ſie nicht eigentlich hieher gehört.

Zugabe.

Kurze Schilderung der Inſel Elba von einem ungenannten Reiſenden. *)

Die Rhede von Porto-Ferrajo auf der Inſel Elba iſt groß und ſchön; der Haven zwar nur klein, aber doch ſicher. In der Stadt zählt man 2300 bis 2490 Seelen, die Beſatzung nicht mitgerechnet, die

*) Aus den: intereſſanten Bemerkungen eines Reiſenden durch Frankreich und Italien, Leipzig, 1793. 8. S. 406 bis 420. — Dieſe Reiſebeſchreibung iſt nicht nach Verdienſt gewürdigt und nicht gehörig bekannt geworden. Wir wollen hier von nichts ſprechen, als von den darin mitgetheilten Nachrichten von der Inſel Elba, welche unſtreitig intereſſant ſind, und es verdienten, als Zugabe zu dieſem Werkchen, das dadurch einiger Maßen erläutert und ergänzt wird, aus dem Staube der Vergeſſenheit gezogen zu werden.
E.

4 bis 500 Köpfe ſtark ſeyn mag. Die Stadt hat nur zwei Thore, nämlich eins an der Seeſeite und eins an der Landſeite, wo aber Fuhrwerke nicht einmal heran kommen können, weil der in den Felſen gemachte Weg viel zu ſteil dazu iſt. Fortifikationen ſind hier in großer Menge, alle Gegenden ſind damit angefüllt. Man fordert von den Fremden alle mögliche Beweiſe und Formalitäten, die irgendwo in den Feſtungen zur Sicherheit und in den Häven am mittelländiſchen Meere der Geſundheit wegen gebräuchlich ſind. Hier iſt auch die Niederlage des größten Theils der Galeerenſklaven von Toskana, von welchem Staate die Stadt und der Umkreis des Meerbuſens auf einer Weite von einer bis zwei Meilen abhängt.

Der untere Theil der Hügel iſt ziemlich wohl angebaut, das iſt aber auch der beſte und einträglichſte Theil der ganzen Inſel, welche eigentlich bloß eine Gruppe von Bergen auf einer Weite von 8 bis 9 Meilen vorſtellt, und von etwa 9000 Seelen bewohnt wird. Man gewinnt da einen leichten weißen Wein, von welchem wohl drei Viertheile ausgeführt werden; der rothe iſt ſeltener. Getraide wird nur ſo viel gebaut, daß die Aerndte etwa den vierten Theil ſo viel, als man verbraucht, ausgiebt. Hier und da ſind einige Oelbaumpflanzen, einige Weideplätze, aber Heu wird nur wenig gemacht. Schlachtvieh ziehen die Bewohner aus Toskana; man ſieht da nur wenige Ackerochſen, Ziegen und Schafe. Sonſt findet man hier auch noch rothe Repphühner, Haſen in kleiner Anzahl, und noch

weniger Kaninchen; von Gewächſen erſtaunlich viele Myrtenſträuche, die nun gerade in der Blüte ſtehen, viele andere wohl- und ſtarkriechende Pflanzen und Geſträuche.

Die Inſel liefert Brennholz, mehr als die Bewohner zum eigenen Bedürfniſſe nöthig haben *). Ich ſah welches nach Genua einſchiffen, das nach dem Gewicht, und zwar der Milliarijo zu drei Lire, verkauft wurde. Es giebt nur wenig ebenes Geſtade an der Inſel, und das, welches hinten an dem Meerbuſen von Porto-Ferrajo ſich befindet, iſt ſo moraſtig, daß daſelbſt die Luft ganz angeſteckt und bösartig ſcheinet. Man hat hier Salinen angelegt, an denen noch immer gearbeitet wird, und die mit der Zeit von anſehnlichem Ertrage ſeyn müſſen. Es wäre leicht möglich, dieſe ganze Gegend auszutrocknen oder wenigſtens dem ſchlimmen Einfluſſe der Luft zu wehren, wenn entweder ein Damm oder Kommunikationskanäle nach dem Meere hin angelegt würden, und man den Boden, den ſie einſchlöſſen, erhöhete und gehörig anbaute.

Die Eiſengruben, welche nebſt der Thunfiſcherei mich hierher gezogen haben, liegen im öſtlichen Theile der Inſel, 5 Meilen von Porto-Ferrajo. Jene gehören dem Fürſten von Piombino, den beinahe die ganze Inſel als ihren Oberherrn erkennt. Rio, das

*) Dieſem widerſpricht Hr. Thiebaut de Bernaud. M. ſ. oben.

anſehnlichſte unter den vier oder fünf Dörfern, die er beſitzt, hat wahrſcheinlich dieſen Namen von einem Bache, der nahe an demſelben vorbeifließt, und der einzige auf der ganzen Inſel iſt. Es ſind an dieſem Waſſer einige Getraidemühlen angelegt. Außerdem findet man auf der Inſel auch einige gute Quellen. Beinahe alle Einwohner des Dorfs Rio ſind mit der Bearbeitung der Eiſengrube beſchäftigt, welche in ihrer Art ſehr merkwürdig, auch eine der reichſten und ergiebigſten iſt. Das Eiſen iſt ſehr gut. Die Miner hat in einigen Gegenden die Härte des Eiſens ſelbſt, iſt eben ſo ſchwer und ſehr glänzend; ſie iſt ſchwefelig und manchmal lebhaft gefärbt. Sie kryſtalliſirt ſich einförmig in regulären und pyramidenförmig ſcheinenden Prismen, deren äußerſte Enden immer drei Pentagonalflächen haben, wenn die Kryſtalliſation nicht geſtört worden iſt; aber gewöhnlich auf eine ſehr konfuſe Art, öfters in dünnen und platten Tafeln und ſehr dünnen Nadeln, welche hier parallel, dort von einander gethellt, und anderwärts weder das eine noch das andre ſcheinen.

Sie ſind in verſchiedenen Zeiten gebauet worden. Man findet darin ſehr alte und verdeckte Gallerien. Da man damals nichts vom Schießpulver wußte und das Sprengen nicht verſtand, auch die Materie überall im Ueberfluſſe vorhanden war, ſo begnügte man ſich damit, daß man die Erde oder die leicht zerbrechlichen Theile aufnahm. Heut zu Tage thut man das Gegentheil, man wirft dieſe Grubenerde weg, ob ſie

ſchon ſehr eiſenhaltig iſt, und nimmt bloß die Stellen weg, wo ſchwerere Steine, die noch mehr Eiſen enthalten, vorkommen. Man kann vorher ſehen, daß einſt die Nachkommenſchaft die weggeworfene Erde wieder vornehmen wird. Die Bearbeitung wird dann ſehr leicht und der Ertrag um ſo beſſer ſeyn, da das Mineral von allen fremdartigen Subſtanzen, in die es jetzt noch eingehüllt iſt, durch den Regen geſäubert ſeyn wird, der ſie nun unaufhörlich abſpült. Der Felſen wird entblößt, man bricht ihn unter freiem Himmel, und macht die Aushöhlungen unter der Erde. Gegen 200 Arbeiter ſind immerfort damit beſchäftiget, die Erzſtufen zu Tage zu fördern, und ſolche auf dem Rücken der Eſel nach dem Haven zu transportiren, welcher nur eine halbe Meile von der Mine ſich befindet. Hier wägt man dieſe Stufen und ladet ſie in Fahrzeuge; ſie werden im Haven zu 20 Sous (6 Gr. ſächſ.) nach franzöſiſchem Gelde, der Centner verkauft. Man rechnet das, was jährlich abgeſetzt wird auf, 35 Millionen Pfund. Der Fürſt von Piombino ſelbſt hat hier weder Hochöfen noch Eiſenhämmer; wenigſtens iſt keine ſolche Anſtalt für ihn auf der Inſel im Betriebe, und die, welche er auf dem feſten Lande hat, ſind in Pacht gegeben. Hingegen hat der Großherzog von Toskana deren viele am Ufer der Inſel gegenüber. Auch die Korſikaner kommen zuweilen hierher Erz zu holen; nicht weniger die Genueſer, Neapolitaner und andere mehr. Die Stufen geben 60 bis 70, ja bis 75 Procent Eiſen, und der Fürſt hat aus dieſen Minen, nach Abzug aller Ko-

ſten ein reines Einkommen von beinahe 100,000 Thalern nach franz. Gelde.

Die Conduktoren mit ihren paar Eſeln gewinnen des Tages nur 30 Sous jeder, und die andern Arbeiter nach Verhältniß etwas mehr; aber alle insgeſammt haben harte Arbeit und geringen Lohn. Der Intendant ſelbſt, durch deſſen Hände Alles geht, und der das ganze Werk dirigirt, hat jährlich nur 100 Piſtolen Beſoldung.

Vormals ſetzte man gar keinen Preis auf die mannichfaltigen und ſeltſamen Stufen, welche dieſe Mine liefert; aber zur Zeit, als Korſika die letztere Revolution erfahren hat, kamen Franzoſen aus langer Weile hierher und nahmen Proben mit ſich weg. Hernach wollten alle Naturalienſammler auch welche haben. Wir ſind jetzt gerade in dem Jahrhunderte, das nur an der Oberfläche klebt; nichts kann es beſſer beweiſen, als dieſe Sammlerei. Man hat ſolcher Stufen ganze Kiſten voll kommen laſſen, und ein einziger franzöſiſcher Miniſter hat 60 Kiſten beſtellt. Dadurch ſind hier die Stufenproben ſehr vertheuert worden. Ich fand zum Glück nur kleine, deren Preis noch leidlich war, theils weil man auf meinen Conduktor ſah, der hier wohl bekannt war, theils auch weil man hoffte, mehrere Aufträge nachzubekommen.

Der Kanal zwiſchen dieſer Spitze der Inſel und Piombino, das gegenüber nach Norden zu liegt, iſt nur 10 Meilen weit. Wenn man die Inſel rundum-

her umfährt und aus dem Riohaven abgeht, so findet man bald den kleinen-Haven, und die kleine Insel Porto Longone, die beide dem Könige von Neapel gehören. Das Gebiet der Stadt gleiches Namens iſt ſehr unbeträchtlich, und der Boden mager; ſie iſt aber doch befeſtiget und hat eine ordentliche Beſatzung. Der Oberherr iſt zugleich Schutzherr über das Land des Fürſten von Plombino, der ſelbſt weder Soldaten noch eine Feſtung hat.

Ich kann Rio, nicht verlaſſen, ohne ihm das Zeugniß zu geben, daß die Weibsperſonen hier überhaupt genommen, recht artig ausſehen, und manche unter ihnen im eigentlichen Verſtande ſchön ſind.

Hier kam mir ein ungemein intereſſantes Schauſpiel, nämlich die Thunfiſcherei vor Augen. Ich hatte mich daran höchlich ergötzt, und ſah ſie zum erſten Male in meinem Leben. Der Fiſch hat die Gewohnheit, immer von der linken Seite her in den Meerbuſen einzugehen; darnach richten ſich nun die Fiſcher mit ihren Anſtalten. Es werden von der Inſel Elba aus zwei Angriffe vermittelſt ſogenannter Tonnaren *) auf die Thunfiſche unternommen, wovon die eine bei Marciana, die andere bei Porto-Ferrajo ſich befindet. Die Tonnara iſt ein großes Netz mit weiten Schlingen oder Maſchen, das in Geſtalt eines Zauns nach einer krummen Linie auf viele

*) Auch Madraguen genannt.

ſie die Frucht in Scheiben ſchneiden, und ein wenig Oel darüber gieſſen und es genieſſen, ſo gilt das bei ihnen ſchon für eine gute Mahlzeit. Ich habe bemerkt, daß ſie dann den Saft vorher ausdrücken und ihn wegſchütten, ehe ſie das Oel darüber gieſſen und die Speiſe würzen.

In dem Augenblicke, wo ich in dem Haven zu Porto-Ferrajo ankam, ſah ich unter den Mauern der Stadt, nahe bei den Ueberfahrtsbarken einen andern Fiſchfang; man fieng nämlich ſo eben einen Schwertfiſch (Pesce spada) von 200 Pf. am Gewichte. — Die Fiſcher überlieſſen ihre Beute ſogleich auf der Stelle zu 10 Soldi das Pfund an kühne Spekulanten, die einen Augenblick hernach mit einem Jagdſchiffe nach Livorno abgiengen, und weil ſie widrigen Wind hatten, die Ruder gebrauchen mußten. Sind ſie nun zeitig genug zu Livorno eingetroffen, damit ſie den Tag darauf, ſpäteſtens Sonntags Mittag zu Piſa ankommen können, wo ein groſſer Zuſammenfluß von Menſchen Statt findet, ſo machen ſie guten Gewinn; kommen ſie aber ſpäter an, ſo ſchlägt die Spekulation fehl; ſie büſſen einen Theil ihrer Auslagen ein, und die ganze Belohnung für ihre Mühe und Arbeit iſt dahin.

MIT MEER
I. Topi
Capo della Vita
C. S. Andrea
Torre del Giaro
Capo di Pero
Grosso
S. Catarina
T. del Rio
Rio
Marina
Castello
Testa di Pomonte
M. Anco
PORTO LUNGONE
CANAL VON PIOMBINO
Capo della Torretta

J. Haafner's
Landreiſe
längs der Küſte
Orixa und Koromandel
auf
der weſtlichen Indiſchen Halbinſel.

Aus dem Holländiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

T. F. Ehrmann.

Erſter Theil.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs,
1809.

Vorbericht.

Die holländiſche Reiſebeſchreibung, deren erſter Theil dem teutſchen Publikum hier in einer etwas abgekürzten Ueberſetzung vorgelegt wird, iſt unter folgendem Titel erſchienen:

Reize in eenen Palanquin; of Lotgevallen en merkwaardige Aantekeningen op eene Reize langs de Kusten Orixa en Choromandel. Door I. Haafner. In twee Deelen. Eerste Deel. Te Amsterdam by Johannes Allart, MDCCCVIII.

Dieſer Titel iſt in Kupfer geſtochen, und auf demſelben iſt als Vignette der Verfaſſer in ſeinem Palankin, von vier Kulis getragen, abgebildet; überhaupt iſt das Werk ſehr ſplendid gedruckt, und die

fünf Kupfer, von welchen viere illuminirt ſind, verdienen alles Lob. Sie ſtellen eine indiſche Schultri oder Tſchultri, einen Wahrſager, eine Tänzerin von vorne, und dieſelbe von hinten, und einen Bettelmönch dar.

Von dem Verfaſſer iſt dem teutſchen Herausgeber zur Zeit nichts weiter bekannt (er erwartet jedoch nähere Nachrichten von ihm aus Holland), als was er ſowohl in dieſer, als in ſeiner früheren Reiſebeſchreibung von ſich selbſt ſagt.

Dieſe frühere Reiſebeſchreibung iſt unter dem Titel:

Lotgevallen op eene Reize van Madras over Tranquebar naar het Eiland Ceilon, door *Jacob Haafner.*

zu Haarlem im Jahr 1806 erſchienen, und eine äſthetiſch bearbeitete teutſche Ueberſetzung derſelben iſt im dritten Bande von Fiſcher's Reiſebibliothek enthalten.

Die hier überſetzte Beſchreibung von J. Haafner's zweiter Reiſe, die, wie ſich aus dem Inhalte ergiebt, kurz vor dem Ausbruche des gegenwärtigen

Seekriegs zwiſchen England und den mit Frankreich verbundenen Mächten gethan worden iſt. —, denn in dem erſten Theile dieſes Werkes findet ſich kein Datum — iſt intereſſanter und für den Geographen weit reichhaltiger, als jene Beſchreibung der früheren Reiſe des Verfaſſers *). — Daß die gegenwärtige ſehr unterhaltend iſt, und dabei ungemein ſchätzbare Notizen zur Kenntniß des Landes, von welchem hier die Rede iſt, und beſonders auch ſeiner Bewohner enthält, wird jeder Leſer bei dem erſten Ueberblicke erkennen und den Verfaſſer liebgewinnen, der ſo feine und edle Gefühle äußert. Er kam ſchon im Jahre 1775 als Steuermannsgehülfe auf einem holländiſchen Schiffe nach Indien (wie wir aus ſeiner früheren Reiſe erſehen), lernte mehrere Theile dieſes Landes kennen, und beweiſt hauptſächlich in dieſer Beſchreibung ſeiner zweiten Reiſe, daß er nicht nur ein gefühlvoller, ſondern auch ein wohlunterrichteter, helldenkender Mann, und ein feiner Beobachter und angenehmer Erzähler iſt.

In dieſer Ueberſetzung iſt nichts geändert, nichts Weſentliches weggelaſſen, nur die oft allzu langen

*) M. ſ. die Recenſion im XXVI. Bande der allg. geograph. Ephemeriden, S. 446 f.

Abſchweifungen und Deklamationen des Verfaſſers ſind, wie es jedesmal angemerkt iſt, pflichtmäßig abgekürzt worden.

Auch die Kupfer mußten wegbleiben, um das Buch nicht zu vertheuern.

Der zweite Theil wird, ſo bald er im Original erſcheint, auf gleiche Weiſe überſetzt, nachgeliefert werden.

Im December 1808.

Der Herausgeber.

Inhalt.

J. Haafners Landreiſe längs der Küſte Orixa und Koromandel.

Seite

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Nimilipatnam. — Reiſe in einem Palankin. — Das Thal und der Berg Schiemanchelom . . 3

Zweiter Abſchnitt.

Zur Charakteriſtik der Hinduer. — Betrachtung des Aufgangs der Sonne auf dem Gipfel des Berges . . 19

Dritter Abſchnitt.

Ankunft zu Wizegapatnam. — Niederträchtiges Betragen der Engländer. — Das Verbrennen der Hinduiſchen Wittwen. — Schröckliches Unglück. — Entſetzlicher Zuſtand und Lebensgefahr. — Unverhoffte Rettung. — Abreiſe von Wizegapatnam 33

Vierter Abſchnitt.

Das ſchöne Thal. — Der Wahrſager. — Der Tempel der Tugend. — Das Fiſcherdorf. — Kattemaram. — Malabariſches Leichenbegängniß. — Der Wald von Konar. — Ankunft zu Jaggernaikpuram. — Henriette. — Das Dorf Daatſcherom. — Ankunft zu Maſulipatnam und Nachricht von dieſer Stadt 47

Seite

Fünfter Abſchnitt.

Von den Tänzerinnen oder Devabaſchis . . . 80

Sechster Abſchnitt.

Die Ratten und der heiße Landwind zu Maſulipatnam. — Der ſchwärmeriſche Prieſter. — Von den Strafen und Hinrichtungen der Engländer und Holländer in Indien 102

Siebenter Abſchnitt.

Das Reiſen. — Lieblicher Abend. — Okalgatta. — Der Jopiteh-Joghie. — Verbrannte Hütten. — Der Kottwal. — Das Gewitter 114

Achter Abſchnitt.

Die Schlacht von Perambani. — Der Kiſchna. — Die unerwartete Genugthuung. — Das Dorf Elletur. — Die engliſche Raub-Expedition. — Etwas über die Kriege und Beſitzungen der Europäer in Indien 130

Neunter Abſchnitt.

Goneiſch. — Das mohriſche Mädchen. — Der Lotus. Ueber animaliſche Nahrung. — Die Brillenſchlange. — Die indiſchen Dörfer. — Die Sutrebaris. — Das Dorf Ventapalam 163

Zehnter Abſchnitt.

Reflexionen. — Relaar. — Das Feſt Robonie. — Der Schonie. — Der unglückliche Soldat. — Kar-rakubreh. — Der Schlangenbiß 193

J. Haafner's
Landreiſe
längs der Küſte
Orixa und Koromandel.

Haafner's
Landreiſe
längs der Küſte
Orixa und Koromandel.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Bimilipatnam. — Reiſe in einem Palankin. — Das Thal und der Berg Schiemanchelom.

Dringende Geſchäfte nöthigten mich von Bimilipatnam, wo ich mich damals aufhielt, nach Maſulipatnam zu reiſen. Ich zog die weit bequemere und ſicherere, doch etwas koſtſpieligere Landreiſe in einem Palankin, der ſehr unbequemen und unſichern Seereiſe in einem Thoni, oder kleinen indiſchen Fahrzeuge vor. Ueberdies wollte ich bei dieſer Gelegenheit das Land, durch welches mich der Weg führte, nebſt ſeinen Merkwürdigkeiten näher kennen lernen.

Da ich keinen eigenen Palankin beſaß, ſo gieng ich zu einem meiner Freunde Herrn Martin, welcher deren zwei hatte, um einen von demſelben zu entlehnen;

dieſer Freund, ein Franzoſe, der zu Bimilipatnam die Arzneikunſt trieb, hatte ſich durch ſeine ausſchweifende Lebensart eine unheilbare Krankheit zugezogen, und litt gerade jetzt ſehr daran; da er ſelbſt wußte, daß keine Hoffnung ſeiner Wiederherſtellung mehr vorhanden wäre, und er, wie er ſich gegen mich äußerte, keinen Palankin mehr gebrauchen würde, ſo machte er mir mit einem der ſeinigen, den ich ſelbſt auswählen durfte, ein mir ſehr willkommenes Geſchenk *).

Das Reiſen in einem Palankin iſt hier zu Lande das bequemſte; denn für Kutſchen und Wagen aller Art taugen die Wege durchaus nicht **); es bleibt alſo dem Landreiſenden nichts übrig, als zu Fuß zu gehen oder zu reiten, wenn er die Koſten der Reiſe in einem Palankin nicht zu beſtreiten im Stande iſt. Schon die Geſtalt eines Palankins, das ein tragbares, bedecktes Ruhebette darſtellt ***), das ungefähr drei Fuß breit und ſieben Fuß lang iſt, und worin man auf einer Matratze und Kiſſen ausgeſtreckt und ſehr gut liegen kann, iſt gefällig. Die Decke oder das Dach beſteht in der guten Jahreszeit aus

*) Er hat ſich nachher, wie ich hörte, aus Ungeduld über ſeine unheilbaren Leiden eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen. D. V.

**) In einigen Gegenden hat man jedoch auch zwei räderige, mit Ochſen beſpannte, bedeckte Karren, Hickeris genannt, deren man ſich zum Reiſen bedient. E.

***) Ein Palankin koſtet 2 bis 300 Rupien. H. S.

einem Stücke Zeuch, das über die Bogen von Bambusrohr geſpannt iſt; in der Regenzeit aber in einem Ueberzuge von doppeltem Wachstuche, damit der Regen nicht hindurch dringen könne. Auf dieſer Decke liegt ein anderes Stück Zeuch zuſammen gerollt, das man gleich einem Vorhange bei Nacht oder bei ſchlimmem Wetter über die beiden offenen Seiten herabfallen läßt. Zu jedem Palankin gehören acht Träger (gewöhnlich Kulis, d. h. Sklaven genannt), von welchen viere den Palankin mittelſt einer langen Stange auf den Achſeln tragen, während die andern viere nebenher laufen, um die erſtern zur beſtimmten Zeit abzulöſen. Dieſe Kulis machen eine beſondere Zunft aus, die zu den Schutters oder der unterſten Kaſſe der Hinduer gehört. Sie haben ihre Vorgeſetzte und ſind gutartige, freundliche, dienſtwillige Menſchen, auf deren Treue und Redlichkeit man ſich ganz verlaſſen darf. Ich weiß kein Beiſpiel vom Gegentheile. Auch verſehen ſie ihren Dienſt mit bewunderngswürdiger Geſchicklichkeit, weil ſie von Jugend auf daran gewöhnt werden.

Auf ſolchen Reiſen findet man zwar keine Wirthshäuſer und Gaſthöfe, ſondern bloß ſogenannte Schultris oder Ruhehäuſer, öffentliche offene, und unbewohnte Gebäude, die dem Reiſenden durchaus nichts anders als ein Obdach gegen Wind und Wetter und eine Stelle zur Zubereitung ſeiner Speiſen anbieten. Lebensmittel findet er in allen Dörfern in hinreichender Menge. Er ſchläft bei Nacht in ſeinem Palankin, ohne daß er je das Mindeſte zu befürchten hätte, und ſeine Kulis la-

dieſer Freund, ein Franzoſe, der zu Bimilipatnam die Arzneikunſt trieb, hatte ſich durch ſeine ausſchweifende Lebensart eine unheilbare Krankheit zugezogen, und litt gerade jetzt ſehr daran; da er ſelbſt wußte, daß keine Hoffnung ſeiner Wiederherſtellung mehr vorhanden wäre, und er, wie er ſich gegen mich äußerte, keinen Palankin mehr gebrauchen würde, ſo machte er mir mit einem der ſeinigen, den ich ſelbſt auswählen durfte, ein mir ſehr willkommenes Geſchenk *).

Das Reiſen in einem Palankin iſt hier zu Lande das bequemſte; denn für Kutſchen und Wagen aller Art taugen die Wege durchaus nicht **); es bleibt alſo dem Landreiſenden nichts übrig, als zu Fuß zu gehen oder zu reiten, wenn er die Koſten der Reiſe in einem Palankin nicht zu beſtreiten im Stande iſt. Schon die Geſtalt eines Palankins, das ein tragbares, bedecktes Ruhebette darſtellt ***), das ungefähr drei Fuß breit und ſieben Fuß lang iſt, und worin man auf einer Matratze und Kiſſen ausgeſtreckt und ſehr gut liegen kann, iſt gefällig. Die Decke oder das Dach beſteht in der guten Jahreszeit aus

*) Er hat ſich nachher, wie ich hörte, aus Ungeduld über ſeine unheilbaren Leiden eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen. D. W.

**) In einigen Gegenden hat man jedoch auch zwei räderige, mit Ochſen beſpannte, bedeckte Karren, Hickeris genannt, deren man ſich zum Reiſen bedient. E.

***) Ein Palankin koſtet 2 bis 300 Rupien. D. W.

einem Stücke Zeuch, das über die Bogen von Bambusrohr geſpannt iſt; in der Regenzeit aber in einem Ueberzuge von doppeltem Wachstuche, damit der Regen nicht hindurch dringen könne. Auf dieſer Decke liegt ein anderes Stück Zeuch zuſammen gerollt, das man gleich einem Vorhange bei Nacht oder bei ſchlimmem Wetter über die beiden offenen Seiten herabfallen läßt. Zu jedem Palankin gehören acht Träger (gewöhnlich Kulis, d. h. Sklaven genannt), von welchen viere den Palankin mittelſt einer langen Stange auf den Achſeln tragen, während die andern viere nebenher laufen, um die erſtern zur beſtimmten Zeit abzulöſen. Dieſe Kulis machen eine beſondere Zunft aus, die zu den Schutters oder der unterſten Kaſſe der Hinduer gehört. Sie haben ihre Vorgeſetzte und ſind gutartige, freundliche, dienſtwillige Menſchen, auf deren Treue und Redlichkeit man ſich ganz verlaſſen darf. Ich weiß kein Beiſpiel vom Gegentheile. Auch verſehen ſie ihren Dienſt mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit, weil ſie von Jugend auf daran gewöhnt werden.

Auf ſolchen Reiſen findet man zwar keine Wirthshäuſer und Gaſthöfe, ſondern bloß ſogenannte Schultris oder Ruhehäuſer, öffentliche offene, und unbewohnte Gebäude, die dem Reiſenden durchaus nichts anders als ein Obdach gegen Wind und Wetter und eine Stelle zur Zubereitung ſeiner Speiſen anbieten. Lebensmittel findet er in allen Dörfern in hinreichender Menge. Er ſchläft bei Nacht in ſeinem Palankin, ohne daß er je das Mindeſte zu befürchten hätte, und ſeine Kulis la-

gern ſich um ihn her, die ihm auf der Reiſe alle benöthigten Dienſte leiſten, ſo daß er keiner beſondern Aufwartung bedarf. — Noch muß ich anmerken, daß man mit ſolchen Trägern täglich einen eben ſo ſtarken Weg zurücklegen kann, als mit einer gewöhnlichen Fuhre; denn die Kulis laufen in einem ſtäten und ſchnellen Trabe. —

Doch, nun zu meiner Reiſe. — Frühe Morgens ſtieg ich in meinen Palankin; Tſchollo (d. h. Marſch!) riefen meine Kulis, und nun begann die Reiſe und ich verließ Bimilipatnam, von welchem Orte ich hier noch Einiges anmerken will.

Bimilipatnam liegt ungefähr unter dem 18ten Grad N. Breite, auf der Küſte von Orixa zwiſchen Ganjam und Vizagapatnam im Gebiete des Seraskiers, der ſeine Reſidenz zu Schicacoil *) hat; es war die nördlichſte Handelsloge der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie auf der Küſte der Halbinſel. Es liegt am Meere und an dem Fuße eines ziemlich hohen Berges, auf deſſen Mitte eine Pagode ſteht, in welcher jede Nacht brennendes Feuer oder Licht unterhalten wird, welches weit umher geſehen wird; ſo daß dieſer Götzentempel den Schiffern ſtatt eines Leuchtthurms dient.

*) Tſchikakole oder Sikakole ein Sirkar in Oriſſa im engern Verſtande, mit der anſehnlichen gleichnamigen Hauptſtadt, ſteht jetzt unter engliſcher Herrſchaft.

E.

Der eigentliche Name des dabei liegenden Dorfes iſt Biempatnam. Einige glauben, es ſey in uralten Zeiten eine große, volkreiche Stadt geweſen, welche dieſen Namen von Biem, einem der Helden des Gedichts Mahabharoth *) erhalten habe, der hier reſidirte; Andere aber leiten den Namen dieſes Ortes aus der Tellingaſprache ab, in welcher das Wort Biem den Reiß bezeichnet; auch wurde hier vormals ſehr viel Reiß gebaut und ausgeführt, jetzt aber nicht mehr. Der Handel iſt, wie in allen unſern Niederlaſſungen auf dieſer Küſte ſehr herabgeſunken, und beſonders ſeit dem Kriege vom Jahre 1781 beinahe ganz in Verfall gerathen. Der ſtärkſte Handel wird mit Baumwollenzeuchen getrieben, die hier von beſſerer Qualität und wohlfeiler eingekauft werden, als in andern Gegenden. — Die Holländer hatten dieſen Ort von dem obengenannten Landesherrn in Pacht; ſie hatten ein kleines Kaſtell oder Fort erbaut, das bloß gegen eine Ueberrumpelung der Landeseingebornen, und nicht als Feſtung gegen europäiſche Truppen dienen konnte; dennoch wurde es, ſo wie alle anderen holländiſchen Handelslogen auf dieſer Küſte in dem Kriege vom Jahre 1781 von den Engländern zerſtört. —

*) Mahabharoth iſt der Titel eines hinduiſchen Heldengedichts, das (nach meinem Dafürhalten) in Hinſicht der Schönheit, der Erfindung und der erhabenen Schreibart, die Iliade des griechiſchen Dichters Homer weit übertrifft. Der Gegenſtand iſt eine wahre Geſchichte.

D. V.

Von Bimilipatnam aus führt der Weg eine Zeit lang an dem Strande hin, bis man zu dem Dorfe Gokolie kömmt; von wo er dann durch die Landſchaft Upara und ſo weiter geht. Doch, da ich nach dem Berge Schiemanchelom wollte, der etwa drei Meilen *) landeinwärts liegt, ſo nahm ich meinen Weg gegen Südweſten.

So wie wir das Dorf im Rücken hatten, begann der Tag anzubrechen, von deſſen Annäherung uns die Krähen die erſte Anzeige gaben, da ſie Schaarenweiſe von den Bäumen aufflogen, auf welchen ſie übernachtet hatten, und durch ihr Geräuſche auch die übrigen Vögel aufweckten.

Eine halbe Stunde Wegs von Bimilipatnam liegt ein ungemein ſchöner, vortrefflicher, großer Wald von Mangobäumen, in welchem ich während meines hieſigen Aufenthalts manche vergnügte Stunde in der Geſellſchaft guter Freunde bei Muſik und Tanz verlebt habe; denn hier iſt der Mittelpunkt aller Vergnügungen der Bewohner von Bimilipatnam. Dieſen ſchönen Wald, und die Freunde und Freundinnen, in deren Mitte ich hier ſo manchen ſüßen Augenblick meines Lebens hinbrachte, ſollte ich nun, wie es wahrſcheinlich war, nicht wieder ſehen! Mein Abſchied war traurig!

*) Es iſt hier ohne Zweifel von holländiſchen Meilen die Rede, deren 19 auf Einen Grad des Aequators gehen, folglich iſt eine holländiſche Meile ungefähr ⅘ teutſche.

S.

Die goldgelben Früchte der Mangobäume*), ſchimmerten durch das Dunkelgrün der Blätter, und einige andere Bäume wechſelten mit ihren verſchiedenen Schattirungen damit ab. Die Kühle, welche der Schatten verbreitete, wurde durch das Gezwitſcher der Vögel noch angenehmer gemacht, und in wonnige Gefühle verſunken ſchwebte ich ſanft gewiegt in meinem Palankin auf den Schultern meiner Kulis dahin! —

Aus dieſem ſchönen Mangowalde kamen wir durch Reißfelder in eine große, offene, ſandige Ebene. Wir eilten über dieſelbe wegzukommen; die Sonne fieng an heftiger zu brennen; kein Lüftchen bewegte die Atmoſphäre, und die geſtreiften Flammenwolken kündigten einen außerordentlich heißen Tag an.

Kaum waren wir über dieſe Ebene weggekommen, als wir uns mit einem Male zwiſchen hohen Felſen be-

*) Mango mangifera. — Die ſchmackhafte Frucht des Mangobaums hat die Geſtalt eines länglichten Apfels von mittlerer Größe. Man kann ſich, wenn ſie reif iſt, ohne Nachtheil ſatt daran eſſen, nur darf man kein kaltes Waſſer darauf trinken. Die Aerzte verordnen ſie, unreif und nüchtern genoſſen, als ein Arzneimittel gegen die Luſtſeuche. Sie hat einen angenehmen Geruch. Aus den unreifen Früchten wird auch der Atſchar gemacht, indem man ſie in der Mitte zerſchneidet, die Kerne herausnimmt, die Höhlung mit Senfkörnern, Ingwer u. dergl. ausfüllt, und ſie dann mit Faden wieder zuſammengebunden, in Eſſig mit Seſamöl legt. Dieſer Atſchar wird zu Bimilipatnam von vorzüglicher Güte bereitet. D. B

fanden. Anfangs war der Weg ziemlich breit und der Grund gleich; allmälich aber begannen die Klippen zu beiden Seiten ſich einander zu nähern; der Weg wurde enger, unebener und beſchwerlicher, und die Kulis hatten Mühe auf dem ſcharfen, felſigen Boden fortzukommen; um ſie zu erleichtern, mußte ich oft aus dem Palankin ſteigen. An mehreren Stellen hiengen die Felſen über uns zuſammen, ſo daß ſie eine Art von natürlichem Gewölbe bildeten. Dieſe Felſen waren mit dickbelaubten Gebüſchen und allerlei Pflanzen bedeckt, von welchen letzteren einige einen lieblichen Geruch umher verbreiteten. Hier herrſchte eine angenehme Kühle, und eine unzählige Menge Turteltauben, die in Felſenritzen ruhig wohnten, ließen ſich hören.

Von Bimilipatnam aus hatte mich eine Menge Wallfahrer begleitet, die ebenfalls nach Schiemanchelom reiſeten. Ich ſahe Menſchen darunter von allen Völkerſchaften und Sekten. Saniaſſis, Pandaroms, Jokis und andere Büßende waren in ziemlicher Zahl dabei. Ganze Familien mit Weibern und Kindern zogen vor und hinter uns her; alle waren luſtig und guter Dinge; Einige ſangen, Andere murmelten Gebete daher.

Der Weg gieng lange zwiſchen Felſen hindurch, die immer ſteiler wurden. Zu beiden Seiten wuchſen große Bäume auf denſelben, deren ausgebreitete Zweige ſich mit einander vereinigten, und einen Bogengang bildeten, durch welchen die Sonnenſtrahlen nicht durchdringen konnten.

Es war ungefähr um 3 Uhr Nachmittags, als ein fernes Geräuſch in meine Ohren tönte, das immer lauter wurde, je weiter wir vorwärts kamen, bis wir plötzlich aus dieſem tiefen, düſtern Hohlwege in eine groſſe, weitausgedehnte Ebene gelangten, in deren Mitte ſich ein ſchröcklich hoher und ſteiler Berg bis in die Wolken erhebt.

Das ganze Thal wimmelte von Menſchen. Tauſende kletterten den Berg hinan, und andere Tauſende ſtiegen denſelben herab. Dieſer Anblick war für mich ſo neu und überraſchend, daß ich unverzüglich aus dem Palankin ſprang, und dieſes Gewimmel anſtaunte.

Das ſeltſame Schauſpiel riß mich ſo ſehr hin, daß ich Alles darüber vergaß, und meine Leute mich endlich erinnern mußten, daß es Zeit ſey, eine Lagerſtelle zu ſuchen; dieſe war aber nicht ſo leicht zu finden, da das Gedränge gar zu groß war, beſonders je näher man dem Berge kam. Endlich fand ſich doch noch eine unter einem Baume.

Kaum hatten nun meine Kulis meinen Palankin niedergeſetzt, etwas geröſteten Reiß gegeſſen, und einen Schluck Waſſers getrunken, als ſie, wozu ich ihnen meine Erlaubniß gegeben hatte, den Berg hinan eilten, um auf deſſen Gipfel ihre Andacht zu verrichten.

Da es noch ſehr warm war, und ich ohnehin beſchloſſen hatte, bis zum folgenden Tage hier zu verweilen, ſo wollte ich mich nicht mit der Erſteigung des Berges übereilen, um ſo mehr, da das Gedränge gar zu arg war.

Ich entſchloß mich daher, erſt Abends den Berg zu erklettern, um von deſſen Gipfel herab den Untergang der Sonne zu betrachten. Inzwiſchen trug ich meinem Bedienten Francisco*) auf, das Eſſen zu bereiten, das in Fiſchen beſtand, die er in dem benachbarten Dorfe eingekauft hatte, und in Erwartung deſſen, gieng ich, mich in dem nahe gelegenen See baden, und dieſes Bad erquickte mich ungemein**).

*) Zur Ehre unſers Verf. müſſen wir hier anmerken, daß derſelbe (wie er ſchon früher erzählt) dieſen Francisco als Sklaven gekauft, aber auch, als ein Todfeind aller Sklaverei und alles Sklavenhandels, ſogleich nach geſchloſſenem Kaufe auf der Stelle freigegeben hat, und dieſe That gereuete ihn nie; denn Francisco blieb ſein treuer Bedienter. E.

**) Unſer Verf. läßt ſich hier in eine weitſchweifige Abſchweifung über die Lebensordnung ein, die er ſelbſt beobachtet hat und die er allen Europäern, die in Indien geſund bleiben wollen, zu befolgen anräth. Folgendes iſt die Hauptſumme davon. Unſer Verf. badete jeden Morgen, dies hält er für unentbehrlich; auf das Bad trank er friſchen Palmwein; ſtarke Getränke genoß er ſelten; von Fleiſch aß er gewöhnlich nur Geflügel; ſein gewöhnliches Eſſen beſtand in ſtark gepfeffertem Reiß und Fiſchen, auch trank er außer dem kalten Waſſer bloß Pfefferwaſſer. Der Palmwein iſt äußerſt geſund. Saure Früchte genoß er wenig. Auf dieſe Weiſe blieb er geſund. Schlämmer, die viel Ochſen-, Schöpſen- und Schweinefleiſch eſſen, und hitzige Weine oder ſtarkes Bier trinken und ſonſt unordentlich leben, verkürzen ſich in Indien, einem außerdem geſunden Lande, ihre Tage, und ſterben meiſtens ſchnell dahin. E.

Nachdem ich mein Eſſen verzehrt hatte, eilte ich ſogleich den Berg hinan. Die Hitze war noch ziemlich drückend, und es ſchien ein Ungewitter im Anzuge zu ſeyn; ich beſchleunigte deſto mehr meine Schritte, um den Gipfel des Bergs zu erreichen, und meine Neugierde zu befriedigen.

Der Berg Schiemanchelom liegt in einem weitausgedehnten Thale rings umher von niedrigeren Bergen umgeben. An dem Fuße deſſelben breitet ſich das kleine, doch hübſche Dörfchen Chindepillie und nicht weit von demſelben ein See mit ſchönem, klarem Waſſer aus, der ungefähr eine Viertelmeile im Umkreiſe hat, und mit großen, ſchönen Palmbäumen umgeben iſt, deren mehrere ſogar in dem Waſſer ſelbſt ſtehen. Das ganze Thal iſt überdies mit zahlreichen Palm- und Kokosbäumen bewachſen, zwiſchen welchen hie und da ein kleiner weißangeſtrichner Tempel hervorblickt.

Das Feſt, das hier dem Gotte Appana*) zu Ehren gefeiert wird, dauert neun Tage, und zu dieſer Zeit kömmt immer eine ganz unglaubliche Menge von Menſchen hierher. Es iſt gewiß nicht übertrieben, wenn ich die Zahl der Pilger, Weiber und Kinder mit eingerechnet, welche ich während meiner Anweſenheit hier ſah, nach ungefährer Schätzung auf 40,000 Köpfe anſchlage.

*) Appana heißt ſoviel als: alter Vater und bezeichnet die einzige, ewige Gottheit.

D. V.

Man ſteigt auf breiten und bequemen, auch gu unterhaltenen Stufen oder Treppen dieſen Berg bis z ſeinem Gipfel hinan. Der Name des Erbauers dieſe Treppen iſt eben ſo unbekannt, als die Namen der Stif ter anderer uralter Denkmäler, Tempel und unterirdi ſcher Grotten in Indien; auch verliert ſich die Zei ihrer Erbauung in das graue Alter der Vorwelt. Ei hier wohnender und bei dem Tempel angeſtellter Bra min konnte ſelbſt mir keine Aufſchlüſſe hierüber ge ben.

Man zählt 430 Schritte vom Fuße des Bergs bi ungefähr zu dem vierten Theile der Höhe deſſelben, al bis wohin derſelbe auf allen Seiten, auch außer de Treppen, bequem zu erſteigen iſt. Dann aber erhebe ſich ſteile, unerſteigliche Felſenwände gleich einer Mauer rings umher, und verſperren jeden Zugang. Oberhalb dieſer Felſenmauer wird der Berg wieder erſteiglich, und man kann bequem bis zu dem Gipfel deſſelben gelangen. — Meines Erachtens müßte eine Feſtung auf der Spitze dieſes Bergs unüberwindlich ſeyn.

Da, wo die unerſteigliche Felſenwand beginnt, iſt ein gewölbter Eingang in das Geſtein gehauen, durch welchen man, als durch ein Thor auf den Stufen weiter hinaufſteigt; von da an bis zu dem Gipfel des Berges ſind noch 1160 Schritte. Alles iſt in den Felſen gehauen.

Auf dem Gipfel des Berges, weit über den Wolken liegt das Dorf Schiemanchelom, und auf deſſen

Südſeite der Tempel, zu welchem die Andächtigen aus ganz Hinduſtan wallen, um daſelbſt die Gottheit Appana zu verehren. Dieſer Tempel ſteht daher in gleicher Achtung mit dem von Jagernaat*). —

Der Tempel ſelbſt iſt in den Felſen gehauen, und muß ſchon ungemein alt ſeyn; denn ſeine Bauart iſt von derjenigen aller noch vorhandenen hinduiſchen Tempel ſehr verſchieden. In dem Umfange dieſes Tempels iſt der heilige Brunn, eine friſche Quelle, die zwiſchen zwei Felſen hervorſprudelt, und von da in eine breite und tiefe Rinne fällt, die in gerader Linie über den Berg hinab geht. Ungefähr hundert Schritte von der Felſenwand, welche den ganzen Berg umgiebt, theilt ſich dieſe Rinne in fünf andere, gleich den Fingern einer Hand, und das Waſſer ſtürzt nun in den fünf Kanälen, deren jeder ſechs Schritte von dem andern entfernt iſt, in einem armsdicken Strahle über die dazu geöffnete Felſenwand bogenförmig in das Thal hinab.

Dieſem Waſſer ſchreibt nun der Aberglaube der Hinduer große Kräfte zu, ſo wie mehreren anderen

*) Dſchagarnat, Dſchangrenat, eigentlich Dſcherganada, in dem Bezirke Midnapur in der brittiſchen Provinz Oriſſa, eine Seeſtadt, nicht weit von dem Meere, mit drei dem Dſchagarnatha, d. h. Herrn der Schöpfung geweihten Pagoden, wohin ſehr häufig Wallfahrten angeſtellt werden. Das grobgeſchnitzte hölzerne Bild des Götzen in Menſchengeſtalt ſteht in der ſogenannten ſchwarzen oder Haupt-Pagode. C.

heiligen Waſſern dieſer Erdgegend, z. B. dem des Ganges, dem Meerwaſſer bei Ramaſſurie, dem Waſſer des Teiches Danukobie auf der Inſel Ramanadpuram, u. ſ. w. Alle dieſe Gewäſſer können Sünden von dem dritten und geringeren Graden wegwaſchen, aber zur Tilgung derer vom erſten und zweiten Grade *), nach der braminiſchen Stufenleiter der Sünden, wird eine ganz beſonders ſtrenge Buße erfordert.

In dem gedachten heiligen Waſſer dieſes Berges muß ſich vorher Jeder gebadet, oder wenigſtens den Kopf unter eine von den Göſſen einige Minuten untergehalten haben, ehe er zu dem Gottesdienſte in dem Tempel zugelaſſen wird. Man kann ſich daher denken, wie ſtark das Gedränge der Andächtigen unter dieſen Waſſergüſſen iſt; doch geht hier keine Unordnung vor; denn Einer wartet immer geduldig auf den Andern. Dieſes rührt von dem friedlichen, ſanften Charakter der Hindu er her.

*) Die Braminen theilen die Sünden in ſieben Grade oder Klaſſen. — Zu den Sünden vom erſten Grade gehören: die Ermordung eines Braminen; wenn ein Bramine ſtarke Getränke trinkt, oder Kuhfleiſch ißt; Blutſchande mit der eigenen Mutter. — Sünden des zweiten Grades ſind: Wenn Einer ſich für das Glied einer höhern Kaſte ausgiebt, als er iſt; wenn Einer ſeinen Lehrmeiſter ſchlägt; Blutſchande mit der eigenen Schweſter; Nothzucht; vorſätzlicher Mord; falſcher Eid zum Nachtheile eines Andern; Verkaufung einer Perſon ſeiner Familie in die Sklaverei; Menſchendiebſtahl; die unerlaubte Anſichziehung fremden Guts u. ſ. w. u. ſ. w. D. V.

Welch' eine Klaſſifikation! E.

Die Felſenwand, über welche ſich das Waſſer in fünf Strahlen herabſtürzt, iſt nach meiner ungefähren Schätzung 40 bis 50 Fuß hoch. Kaum hat aber das Waſſer den Standplatz der Badenden erreicht, welcher eine Fläche von etwa hundert Schritten in der Länge einnimmt, und ungefähr halb ſo breit iſt, als es zwiſchen verſchiedenen Ritzen und Oeffnungen verſchwindet, und dann etwa 200 Schritte tiefer wieder in Maſſe hervorkömmt, aus einer Felſenkluft mit Macht herabſprudelt, brauſend und ſchäumend zwiſchen den zackigen Klippen einen kleinen Waſſerfall in tauſend ſilbernen Bogen bildet; hierauf weiter ſtrömt, ſich endlich in eine tiefe Schlucht ſtürzt, und nachher in mehreren Armen in den See ergießt.

Nachdem ich den Waſſerfall betrachtet, die Badenden geſehen, und mich an dem Menſchengewühle ergötzt hatte, trat ich in das gewölbte Thor, das durch die gedachte Felſenwand führt, und fand innerhalb deſſelben einen kleinen Tempel mit einem Idole hinter einem eiſernen Gitter, vor welchem eine Menge Menſchen auf den Knieen oder auch mit dem Geſichte auf der Erde lagen. — Zu beiden Seiten des Weges, der zu dem Gipfel des Berges hinan führt, ſah ich hübſche Raſenplätze, die mit einer zahlloſen Menge Menſchen von allen Altern und Geſchlechtern angefüllt waren, die hier ins Gras gelagert, aßen, tranken und ſich auf mancherlei Weiſe die Zeit vertrieben. Die meiſten dieſer Raſenplätze waren mit Fruchtbäumen verſchiedener Arten bepflanzt.

Das Gedränge nach dem Tempel zu, war unbeſchreiblich; während eine große Zahl derer, die ſich unwürdig fühlten, denſelben zu betreten, rings um ihn her mit ihren Geſichtern auf der Erde lagen. Einige ſaßen in tiefe Träumereien verſunken da, Andere murmelten leiſe Gebete zwiſchen den Lippen, und wieder Andere beteten laut. Die Luft war ganz mit Weihrauchdampf angefüllt. Schöne Tänzerinnen ſaßen hie und da in Gruppen beiſammen, und bedienten ihre Liebhaber mit Betel und Zuckerwerk. Von allen Seiten her ertönten die lautſchallenden muſikaliſchen Inſtrumente und das betäubende Getöſe der Trommeln und Becken. —

Vergebens hatte ich mich gefreut, auf dem Gipfel dieſes Berges den Untergang der Sonne zu ſehen; die Wolken raubten mir dieſes Vergnügen zu meinem größten Verdruſſe. Sie wälzten ſich furchtbar zuſammen, und nun fieng es an zu donnern und zu blitzen. Ich ſtieg daher mit dem großen Haufen den Berg hinab, und erreichte meinen Palankin erſt, als es in dem Thale ſchon beinahe ganz dunkel war.

Zweiter Abſchnitt.

Zur Charakteriſtik der Hinduer. — Betrachtung des Aufgangs der Sonne auf dem Gipfel des Berges. — Abreiſe von Schiemanchelom.

Inzwiſchen umwölkte ſich der Himmel immer mehr, und ich ſah dem Ausbruche eines ſchweren Gewitters entgegen; doch wider Erwartung brach es hier nicht aus, ob es gleich heftig blitzte, und der Donner aus der Ferne her rollte. — Die Luft hellte ſich allmälich wieder auf, und der Mond erſchien in voller Pracht am Sternengewölbe. Ich war herzlich darüber erfreut; denn nun durfte ich mir auf den folgenden Tag ſchönes und helles Wetter verſprechen.

Mein Bedienter war inzwiſchen beſchäftigt, mir ein Gericht Morungas (eine Art langer Bohnen, ihrer Geſtalt wegen von den Europäern Trommelklöpfel genannt, die ich von jeher liebte) zuzubereiten, und dieſes Labſal war mir ſehr willkommen, da ich durch das Erklimmen des Berges und die ſcharfe Luft, die ich auf demſelben athmete, ſehr hungrig geworden war.

Nun kamen auch meine Palankinträger herbei, um ſich meine Erlaubniß zu erbitten, die Nacht auf dem Berge zuzubringen, und den gottesdienſtlichen Ceremonieen daſelbſt beizuwohnen. Ich bewilligte ihnen dieſelbe

gern, ob ich gleich verſichert war, daß ich dann am folgenden Tage nicht weit mit ihnen kommen würde; doch dingte ich dabei ein, daß Einer von ihnen Morgens um drei Uhr kommen ſollte, um mich zu wecken; denn ich wollte nicht nur die Proceſſion, die mit Tages Anbruch beginnt, ſondern auch, und zwar als Hauptzweck, den Aufgang der Sonne auf dem Berge ſehen.

Ich hatte mich ſchon frühe in meinen Palankin zur Ruhe niedergelegt, aber mein Schlaf war von keiner langen Dauer; denn das ſchröckliche Getöſe von ſo viel tauſend Menſchen, welche lachten, ſchwatzten und ſangen, erfüllte die Luft, und ſtörte meinen Schlaf. Ueberdies war es glühend heiß, und Millionen von Moskiten (Mücken oder Stechfliegen) beſtürmten mich, als wollten ſie mich verſchlingen. Sie kamen wahrſcheinlich aus dem Schilfe und Gebüſche am Ufer des Sees. — Wäre ich nicht ein Orlam *) und durch meinen langen Aufenthalt in Indien an dieſe Plage gewöhnt geweſen, ſo würde ich in dieſer Nacht unausſprechlich gelitten haben.

*) Orlam iſt verdorben malajiſch, es ſoll heißen Orang-lama, und bedeutet einen Menſchen, der ſchon lange an einem Orte oder in einem Lande iſt, und mit dieſem Namen werden die Europäer benannt, die ſchon geraume Zeit ſich in Indien aufhalten; die Neulinge aber nennt man Baar von dem malajiſchen Worte Orang-Baru, welches einen neuangekommenen Menſchen bedeutet.

D. W.

Nicht ſechs Schritte von meinem Palankine hatten ſich einige Bramas mit ihren Familien gelagert. Weiber und Kinder ſaßen in einem dichten, doppelten Kreiſe beiſammen, und hörten andächtig Einem aus der Geſellſchaft zu, welcher bei dem Scheine einer Lampe mit lauter, ſingender Stimme aus einem Geſchichtsbuche vorlas.

Nachdem ich mich zu wiederholten Malen vergebens bemüht hatte, wieder in Schlaf zu kommen, ſtand ich endlich auf, und blickte rund um mich her. Bis in weite Ferne hinein flammten unzählige Feuer, um welche Gruppen von Menſchen herum ſaßen, die entweder ihr Nachteſſen zubereiteten, oder es verzehrten, oder ſich mit Spielen und Erzählungen die Zeit verkürzten.— Ich wandelte durch mehrere Reihen derſelben hin, und würde mich gern bei der einen oder andern dieſer Gruppen aufgehalten haben, ſowohl um ihnen zuzuhören, als auch um mich in ein Geſpräch mit ihnen einzulaſſen, mit ihnen zu lachen, zu ſcherzen, und auch bei dieſer Gelegenheit ſie über ihr Land auszufragen. — Aber dies gelang mir nicht! Meine Gegenwart war den guten Leuten läſtig. Die Abneigung, die Furcht, das Mißtrauen der Hindu er gegen die Europäer äußerten ſich auffallend, und ich mußte darunter leiden. Wo ich mich hinwandte, bemerkte ich die Aeußerungen dieſer Denkungsart, beſonders bei ſolchen Gruppen, bei welchen Weiber und Kinder waren. Ueberall, wo ich mich nur blikken ließ, verſtummten Geſpräch, Scherz und Lachen; augenblicklich verſchwand bei jeder Gruppe Heiterkeit und

Frohſinn; Jeder ſah mich mit Widerwillen und Verdruß an, und da, wo ich auf eine kurze Zeit ſtehen blieb, ſchien man mit Ungeduld auf meine Entfernung zu warten.

So weit geht der Haß, der Abſcheu und die Verachtung, welche ſich die Europäer bei dieſem gutmüthigen Volke zugezogen haben; ſie, die aufgeklärten Europäer, die ſich ſo leicht durch ihre höhere Kultur, ihre weit überlegenen Kenntniſſe und andere Vorzüge mehr die Achtung einer ſo biedern Nation, wie die Hindu er ſind, zu erwerben vermogten, haben ſich lieber durch ihren ſchlechten Lebenswandel, ihre Tyrannei und den unerträglichen Uebermuth, mit welchem ſie die Hinduer behandeln, verächtlich und verhaßt gemacht; was ihnen auch vollkommen gelungen iſt. — Dieſe Abneigung und Verachtung, welche die Hinduer gegen die Europäer hegen, iſt allgemein, und erſtreckt ſich auf alle weiße Menſchen. Nur dann, wenn man ihre Sprache verſteht, nüchtern und mäßig lebt, ſanftmüthig und menſchenfreundlich iſt, kann man es endlich dahin bringen, ihr Zutrauen zu gewinnen und ſich ihre Gewogenheit zu erwerben.

Ich geſtehe es, es ſchmerzte mich oft im Innerſten, wenn ich fühlen mußte, daß auch ich, weil die guten Leute mich nicht kannten, unter dieſem allgemeinen Haſſe leiden mußte. Sie wußten freilich nicht, daß ich meine eigenen Landsleute und Glaubensgenoſſen in Indien eben ſo ſehr verabſcheute, als ſie ſelbſt.

Da ich dieſen ehrlichen Leuten weder hinderlich ſeyn noch ſie in ihrem Vergnügen ſtören wollte, ſo entfernte ich mich bald wieder von ihnen, und kehrte zu meinem Palankine zurück, der ganz unbewacht ſtand; denn mein Bedienter, der ſich bei demſelben niedergelegt hatte, ſchlief äußerſt feſt. Würde ich mich unter ſolchen Umſtänden, bei einem ſo großen Menſchengewühle in Europa oder unter Europäern befunden haben, ſo hätte ich ganz gewiß verſichert ſeyn können, meinen Palankin rein ausgeleert, oder gar nicht mehr anzutreffen. Doch unter dieſen dummen, ſtockblinden Heiden hatte ich ſo etwas gar nicht zu befürchten; denn unter denſelben hört man nichts von den bei den Chriſten ſo häufigen Diebſtählen und Todſchlägen. Die eigentlichen Diebe von Profeſſion, die man in Indien findet, ſind die Europäer, die bloß in der Abſicht, ſich reich zu ſtehlen, hieher kommen, und ſelbſt aus ihrem Vaterlande allein zu dem Zwecke hieher geſchickt werden, das Land auszuplündern, und die Einwohner des Ihrigen zu berauben. Daß ſie das Morden auch gut verſtehen — ach! davon ſind leider Beiſpiele und Beweiſe nur zu viele vorhanden! —

Was noch weiter dazu dient, den ſanftmüthigen, friedliebenden Charakter dieſes gutartigen Volkes unwiderſprechlich zu beweiſen, iſt der kaum glaubliche Umſtand, daß bei der hier verſammelten unzähligen Menge Volks von verſchiedenen Stämmen, Zweigen und Sekten nicht der mindeſte Zank, Streit, Wortwechſel, brutaler Lärm oder gar Schlägerei vorfiel. Man ſah hier

keine Trunkenbolde oder tolle Zechbrüder, die aus Uebermuth einander zu Beleidigungen reizen; man hörte nichts von muthwilligen Streichen, die an Anderen verübt wurden; auch bedurfte es hier weder einer Wache noch einer Schaar Gerichtsdiener, noch anderer Polizei-Anſtalten, um unter dieſem großen Menſchengetümmel Ruhe und Ordnung zu erhalten. Von all' dieſem war hier nichts zu ſehen, und doch herrſchte Ruhe, Friede, Zufriedenheit in ſolchem Grade, daß man hätte glauben ſollen, alle dieſe Menſchenhaufen machten nur eine einzige Familie aus.

Ich legte mich ein wenig nieder; das toſende Geräuſch hatte etwas nachgelaſſen; mein Nachbar der Vorleſer hatte aufgehört zu leſen; indeß war die Hitze immer noch drückend und die Moskiten wüteten immerfort; erſt ſpät nach Mitternacht konnte ich ein wenig einſchlafen. Doch genoß ich dieſen Schlaf nicht lange, da meinem Befehle zu Folge mich Einer von meinen Kulis aufweckte. Es war um vier Uhr und doch noch dunkel.

Das ganze Thal war nun ſchon wieder in Bewegung; das Geräuſch des ungeheuern Menſchengewühls glich dem Toſen eines Waſſerfalls. Alles eilte dem Berge zu, deſſen Gipfel ganz in Feuer aufzulodern ſchien, wegen der vielen Fackeln, die gleich Irrlichtern auf demſelben herumſchwirrten. Die Pechkränze, die unaufhörlich ihre Flamme ausſprüheten und die Feuerpfeile, die ſich hoch in die Luft erhoben, gaben dem Zuſchauer un-

ten im Thale ein ſeltſames, überraſchendes Schauſpiel.

Voll Neugierde und Verlangen begab ich mich alsbald auf den Weg. Ich ließ meinen Francisko bei dem Palankin zurück, nahm mein Fernrohr mit, und zog mit dem großen Haufen fort, der in größter Eintracht den Berg hinaneilte. Ich verweilte keinen Augenblick, um den Gipfel noch vor Tagesanbruche zu erreichen.

Unter dieſer großen Volkszahl war ich gewiß der Einzige, der den Berg in der Abſicht erſtieg, um das ſchönſte, herrlichſte Schauſpiel der Natur, den Aufgang der Sonne zu ſehen — ein Schauſpiel, das uns mehr als Tempelpracht und Götzenſchmuck zur Anbetung des allerhöchſten Weſens hinreißt! — Der ganze Volkshaufen wälzte ſich dem Götter=Tempel zu, wo gewiß ihr Herz und Gefühl weniger Nahrung fand, als in dem großen Tempel der Natur, deſſen Decke das Himmelsgewölbe iſt, und wo jetzt der Vorhang des Allerheiligſten aufgezogen werden ſollte.

Das Gewühl und Getöſe der Menſchen, die den ganzen Gipfel des Berges überdeckten, und nur auf den Augenblick lauſchten, in welchem das Idol in feierlicher Proceſſion aus dem Tempel gebracht wurde, war unbeſchreiblich.

Ich hingegen wandte mich auf eine entgegengeſetzte Seite, auf eine abgelegene, einſame Stelle, wo Niemand mich in meinen ſtillen Betrachtungen hinderte. Ich ſetzte mich auf einen hohen Stein, zündete eine Cigarre an,

und erwartete ſo mit Sehnſucht das Aufrollen des groſſen Vorhangs.

Mit unverwandten Augen ſtarrte ich eine Zeit lang in die ſchwarze Nacht hinaus. Auf ein Mal ſahe ich in Oſten die Luft ſich verdünnen. Die Meeresfläche ſchied ſich unmerklich von der Düſterheit; der Horizont öffnete ſich; Gold- und Purpurſtreifen, gleich als von einer Zauberruthe hervorgerufen, breiteten ſich am öſtlichen Saume des Himmels aus; die Wogen des Lichts wälzten ſich heran; die Sterne erbleichten; der erſte Schimmer des Tages umleuchtete mich. Nun ſchoſſen die Strahlen der Sonne am Gränzpunkte des Horizonts hervor; der Rand des Meeres glühte von Feuer, und aus feurigen, goldenen Wellen trat die Sonne in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit hervor. — Düſtres Dunkel deckte noch die Tiefen; nur die Spitzen der Berge glänzten von den Strahlen der Wiederkehrenden vergoldet, die nun bald den Schleier aufrollte, und die ſchlafende Erde mit ihrem Lichte erfreute. Bergadler und Hühnerweiher erhoben ſich jetzt über mir in die Luft, drehten ſich in weiten Kreiſen umher, und ſchienen den neugebornen Tag mit ihrem Jauchzen zu begrüßen.

Ich verſank in ſüße Empfindungen *), aus welchen ich wieder erwachte, um das entzückende Gemälde, die

*) Die weiteren Herzensergieſſungen des gefühlvollen Verf. ſind weggelaſſen worden, weil ſie, ſo ſchön ſie auch ſind und ſo viel ſie auch dem Verf. Ehre machen, für uns nicht am rechten Orte waren. E.

unabſehbare, ſo reizend abwechſelnde Landſchaft zu bewundern, die ſich jetzt bei vollem Tageslichte vor meinen ſtaunenden Augen entfaltete! — Ueber eine Stunde hielt dieſes unnachahmliche, unvergleichbare Panorama meine Blicke gefeſſelt.

Endlich verließ ich meinen Standplatz und gieng auf die andere Seite des Berges hinüber, von wo ich nun in das Thal hinabblickte, das von Menſchen wimmelte, deren Geräuſch zu mir herauf erſcholl, wie das Brauſen der tobenden Wogen im wildeſten Sturme. Die Proceſſion, die bei Sonnen-Aufgang angefangen hatte, nahm nun gerade ihr Ende; ich glaubte aber nichts dabei verloren zu haben, ſondern hinreichend dafür entſchädigt zu ſeyn, daß ich dieſen Aufzug nicht ſah.

Es war zehn Uhr, als ich vom Berge herabkam; ich hatte meine Abreiſe auf neun Uhr beſtimmt, und meine Leute, die ſich reiſefertig gemacht hatten, warteten meiner. Ich konnte aber dieſen merkwürdigen Berg nicht verlaſſen, ohne ihn vollſtändig abgezeichnet zu haben. Darum war es weit über eilf Uhr, als ich endlich meine Reiſe fortſetzte.

Von Schiemanchelom geht der Weg ſüdoſtwärts durch Thäler zwiſchen Bergen von mittlerer Höhe, an welchen man den ſandigen Weg gleich einem weißen Bande ſich hinſchlängeln ſieht. Gruppen von Bäumen, zwiſchen den Klippen herabrieſelnde Bächelchen; hie und da ein Rudel Hirſche, die an dem Rande der Abhänge graſeten, und eine Menge andächtiger Pilger, die

nach dem Berge hin wallten; dies waren die Gegenſtände, welche dieſen ſonſt ſo öden, einſamen Weg, der ſich über drei Stunden weit erſtreckt, belebten.

Endlich entfernten ſich die Felſenmaſſen von einander und wir kamen wieder in die Ebene, in welcher ſich uns gleichfalls in der Ferne Wälder und Hügel mit Dörfern und Tempeln darſtellten.

Es war ſchon über drei Uhr, als wir in dem kleinen, aber niedlichen Dorfe Nabab-Pette anlangten, wo aber kein Schultri, ſondern als Ruheplatz für Reiſende bloß ein ſchattiger Mangle- oder Wurzelbaum mit einer aufgemauerten Bank iſt. Es ruheten hier ſchon zu viele ermüdete Wanderer im Schatten, als daß wir auch noch ein Plätzchen für uns hätten finden können. — Wir beſchloſſen daher, auf der andern Seite des Dorfes eine ſchöne Stelle zu unſerm Lagerplatze zu erwählen.

Indem wir durch das Dorf zogen, hörte ich das Getöſe einer indiſchen Trommel in einer von den Hütten deſſelben mit einem abwechſelnd dazwiſchen ſchallenden weiblichen Gellen. Neugierig ſah ich über die Lehmmauer, womit dieſe Hütte, ſo wie es alle Bauerhütten in Indien ſind *), eingefaßt war, und bemerkte, daß man

*) Die Bauerhäuſer ſtehen alle einzeln und jedes iſt mit einer Lehmmauer (Pagger) umgeben, die einen großen Raum einſchließt. D. V.

mit der Austreibung eines Teufels beſchäftigt war. Da ich ſolche Gaukelpoſſen hier zu Lande ſchon öfter geſehen hatte, ſo verweilte ich nicht dabei, ſondern ſetzte meinen Weg weiter fort.

Die Hinduer, das muß ich meinen Leſern ſagen, verſtehen das Teufelaustreiben eben ſo gut, als andere Völker, welche dieſe wichtige Kunſt in größter Vollkommenheit zu beſitzen ſich ſchmeicheln. — Die Hinduer glauben aber, daß es männliche und weibliche Teufel gebe, von welchen jene allein in Manns-, dieſe in Weibsperſonen fahren. Die gewöhnlichen Wohnungen der indiſchen Teufel ſind jedoch die großen und dicken Bäume, den Manglebaum *) ausgenommen, welcher daher für heilig gehalten wird, weswegen auch an denſelben Ruhebänke und kleine Tempel erbaut ſind.

Dem Aberglauben der Hinduer zu Folge werden die Seelen aller großen Verbrecher, die dahin geſtorben ſind, ohne Buße gethan zu haben, nachdem ſie ihre Strafe in einer der vier erſten von den ſieben Höllen überſtanden haben, verurtheilt auf der Erde herum zu irren, bis ſie durch die Opfer erlöſt werden, welche ihre Familie für ſie zu Goija **) darbringt, oder durch andere Fürbitte

*) Wortelboom im Originale. Sollte aber hier vielleicht der Banianen- oder Pagadenbaum (ficus religiosa) darunter verſtanden ſeyn? E.

**) Bei anderen Schriftſtellern Gaija, eine Stadt in Berar. E.

Gnade finden. — Dieſe abgeſchiedenen Geiſter erhalten verſchiedene Namen; ſie ſind theils bösartig, theils unſchädlich. Die erſteren erſchrecken und quälen die Menſchen, die ihre Religionspflichten nicht erfüllen u. ſ. w. Zu den unſchädlichen irrenden Geiſtern gehören unter andern, auch die Seelen der Braminen, welche unverheirathet ſtarben, ob ſie gleich das erforderliche Alter erreicht hatten.

Wenn man nun glaubt, daß ein ſolcher Geiſt oder Teufel in einen Menſchen gefahren ſey, ſo ruft man einen Beſchwörer herbei, der ſodann eine Anzahl männlicher und weiblicher Teufel, die unter ſeinem Befehle ſtehen, mitbringt. Wenn ein ſolcher Geiſterbanner nicht wenigſtens ein halbes Dutzend Teufel zu Gebote ſtehen hat, ſo ſteht er nicht in Anſehen, und wird für ungeſchickt und unvermögend gehalten. — Das Erſte, was ein ſolcher Kraftmann thut, wenn er zu einem Beſeſſenen gerufen wird, iſt, daß er das Haus oder die Hütte, worin ſich der Patient befindet, mit einem Zauberkreiſe umzieht, damit der Teufel vor der Hand bleiben müſſe, und ihm nicht entwiſchen könne, ehe er ihn förmlich verhört habe. — Dann tritt er näher zu dem Kranken, und nach einigen Gaukeleien und abergläubiſchen Poſſen muß ſodann der Teufel ins Verhör, und dem Wundermanne die Fragen: Wie er heißt; wo er her iſt; wie, warum, wann und auf welche Weiſe er in dieſen Leib gefahren? — durch den Mund des Beſeſſenen beantworten. — Endlich gebietet der Beſchwörer dem Teufel, ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen; wozu aber dieſer gewöhnlich nicht

[v]iele Luſt bezeugt, und mancherlei Einwendungen dagegen [m]acht. Weigert dieſer Schelm ſich lange auszufahren und [b]eharrt er auf ſeiner Widerſpänſtigkeit, ſo befiehlt der [B]eſchwörer Einem oder einem Paare ſeiner dienſtbaren [G]eiſter in den Leib des Beſeſſenen zu fahren und den [S]tarrkopf herauszutreiben, der dann, wann er von ſeinen [H]äſchern genug gezüchtigt worden iſt, endlich um Gnade [b]ittet, und abzuziehen verſpricht. Der Beſchwörer verbannt ihn dann gewöhnlich in dieſe oder jene Gegend, oder nimmt [i]hn auch wohl in ſeine Dienſte, um ſein geiſtiges Gefolge zu verſtärken.

Dieſe Gaukelei verrichtet ein ſolcher hinduiſcher Teufelsbanner ohne Scheu und ohne ein Geheimniß daraus zu machen, in Jedermanns Gegenwart; nur Europäer werden nicht dabei zugelaſſen.

Die Hinduer glauben auch an Hexen, und dieſe ſollen auch die Gewalt haben, in Menſchen zu fahren. Die Gegenwart einer ſolchen Hexe in dem Leibe eines Menſchen erkennen ſie hauptſächlich daran, wenn der Beſeſſene nicht nur die gewöhnlichen Zuckungen und Verzerrungen, Aufſchwellungen des Bauchs u. ſ. w. an ſich zeigt; ſondern auch den Schein einer Lampe vier-, zehen-, ja zwanzigfach zu ſehen glaubt. — Auch in dieſem Falle nimmt man ſeine Zuflucht zu dem Teufelsbanner, der dann mit ähnlichen Ceremonieen die Hexe befragt, was ſie für ein Recht gehabt habe, dieſe Perſon zu quälen? Darauf wird dann gewöhnlich die Antwort gegeben, der oder die Beſeſſene habe ihren Haß, Zorn, Unwillen oder Neid

durch dieſes oder jenes erregt, und ihre Rache auf ſich gezogen, und dergleichen. Nun befiehlt ihr der Hexenmeiſter, den Leib, in den ſie gefahren iſt, auf der Stelle wieder zu verlaſſen; da aber die Hexe gewöhnlich ſich weigert, zu gehorchen; ſo wirft er dann, um ſie mit Gewalt zum Abzuge zu zwingen, aus allen Kräften einige Senfkörner auf den Leib des oder der Beſeſſenen, wodurch ihr eine unausſtehliche Pein zugefügt werden ſoll. Durch dieſes und andere Mittel wird dann die Hexe genöthigt, Abbitte zu thun und abzuziehen. Zum Beweiſe, daß die Hexe wirklich ihren Abmarſch genommen hat, läßt der Beſchwörer die beſeſſen geweſene Perſon einen alten Pantoffel oder Schuh mit den Zähnen von der Erde aufheben, ein Paar Schritte weit forttragen und dann hinfallen. — Senfkörner werden überhaupt von den hinduiſchen Prieſtern zum Austreiben der Teufel und böſen Geiſter gebraucht. — Prieſter einer andern Religion bedienen ſich dagegen des Weihwaſſers. — —

Ungefähr um vier Uhr Nachmittags zogen wir weiter, und erblickten bald nachher wieder das Meer. — Ich hatte gehofft, an dieſem Tage noch in Zeiten Vizagapatnam zu erreichen; aber die Nacht überfiel uns, ehe wir dahin kamen, und da ich nicht gern im Dunkeln dort ankommen wollte, ſo beſchloß ich, in einem Dorfe Namens Deviegram, das uns zur Seite lag, zu übernachten. — Dieſes Dorf befand ſich mitten in einem Walde, von der Straße entfernt, und darum ward auch die Herberge (Schultri) in demſelben wenig beſucht, und wir fanden überflüſſigen Raum

für uns darin. — Unter mehreren Reiſenden fanden wir hier auch zwei büßende Fakirs, die ſich ganz nahe zu uns gelagert hatten; der eine ſchien mir ungefähr dreißig, der andere fünfzig Jahre alt zu ſeyn. Dieſer letztere hatte ſich ſelbſt die ſchreckliche und ſchmerzhafte Buße aufgelegt: mit in einander gefalteten Händen, die beiden Arme hoch über dem Kopfe in der Höhe zu halten, ohne ſie jemals wieder hinab zu bringen, und dieſes Gelübde hatte er bisher heilig gehalten. — Sein Geſellſchafter, der ihn überall begleitete, um ihn zu bedienen, hatte das Gelübde der ewigen Keuſchheit gethan, und ſich zu dem Ende einen großen eiſernen Ring, ſo dick wie eine Federſpule, durch die Schaamtheile gezogen.

Dritter Abſchnitt.

Ankunft zu Vizagapatnam. — Niederträchtiges Betragen der Engländer. — Das Verbrennen der hinduiſchen Wittwen. — Schreckliches Unglück. — Entſetzlicher Zuſtand und Lebensgefahr. — Unverhoffte Rettung. — Abreiſe von Vizagapatnam.

Ein Händeklatſchen (nach Landesſitte; denn eine andere Art aufzuwecken wäre hier zu Lande unſchicklich,) weckte mich aus dem Schlafe. „Viſchnagapatnam Doreh!“ (d. h. Vizagapatnam, mein Herr!) hörte ich einen meiner Träger ſagen, und wirklich befand ich mich jetzt vor dieſem Orte. — Ich war in meinem Palan-

kine ruhig eingeſchlafen; noch vor Tages Anbruche hatten mich meine Kulis mit demſelbenſo ſachte aufgehoben und fortgetragen, daß ich immerfort ſanft ſchlief, bis ſie mich, wie geſagt, aufweckten.

Es mochte ungefähr ſechs Uhr Morgens ſeyn. Ich hatte Geſchäfte in dieſer Stadt abzuthun, die einen Aufenthalt von drei bis vier Tagen daſelbſt erforderten. Es war hier zwar eine Art von Gaſthof, den ein Engländer hielt; aber ich kehrte lieber bei einem Freunde ein, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon vormals zu Negapatnam gemacht hatte, und der mich nun mit größtem Vergnügen aufnahm.

Vizagapatnam (eigentlich Bieſchnagapatnam, d. h. Schlangengiftſtadt,) gehört den Engländern *), die hier eine befeſtigte, mit vier kleinen Baſtionen verſehene Faktorei haben, die mit etwa 18 Kanonen beſetzt iſt. Dieſer Ort hat den Vortheil, an der Mündung eines Fluſſes zu liegen; die Einfahrt iſt jedoch wegen der ſtarken Brandung, die gewöhnlich Statt findet, ſehr gefährlich. Die Stadt oder vielmehr das Dorf liegt zwiſchen dürren, kahlen Bergen und ſteilen Felſen eingeklemmt. Der Boden iſt tiefer Sand mit ſcharfen hervorſtechenden Klippen. Die Hitze iſt um die Mitte des Tages unerträglich, da der Ort wie in einem Keſſel liegt. Uebrigens iſt es ein einſamer, trauriger, widerli-

*) Gehört jetzt zu dem brittiſchen Unter-Oriſſa oder den nördlichen Circars. E.

cher Ort. Man baut hier Schiffe, verfertigt in der Gegend grobe Tücher und Zeuche, auch feinern Zitz und Muſſeline, die in den Handel kommen.

Im J. 1709 wurde dieſer Ort von Fakir Khan, Nabob von Tſchikakol belagert und beinahe ganz zerſtört. Derſelbe hatte dem damaligen Oberbefehlshaber von Vizagapatnam, Namens Simon Holcomb, für Rechnung der engliſchen Handelsgeſellſchaft eine anſehnliche Summe geborgt. Holcomb ſtarb vor der Verfallzeit dieſes Anlehens. Der Nabob forderte hierauf dieſes Geld von deſſen Nachfolger zurück; dieſer aber war ſo unverſchämt, die Rückzahlung zu verweigern, indem er ſagte, er ſey nicht verbunden, die Schulden ſeines Vorgängers zu bezahlen; da doch dieſes Geld im Namen und für Rechnung der brittiſchen Kompagnie entlehnt, und der Schuldſchein in ihrem Namen und unter ihrem Siegel ausgefertigt worden war.

Da alle Bemühungen des Nabob's, ſein Geld in Güte wieder zu erhalten, vergeblich waren, ſo zog er endlich mit Heereskraft heran, und belagerte dieſen Ort mit 3500 Mann Fußvolk und 300 Mann Reiterei. Dadurch zwang er nicht nur die Engländer, ihm ſein Geld zurückzugeben; ſondern auch, ihm wegen ihres ſchlechten Betragens auf eine ſchimpfliche Weiſe Abbitte zu thun, und um Frieden nachzuſuchen, den er ihnen auch unter der Bedingung, ihm einen Hinduer Namens Agappa auszuliefern, zugeſtand.

Dieſer Agappa war ein Unterthan des Groß-Moguls, und zu Vizagapatnam Kompagnie-Kauf-

mann bei den Engländern, welchen er ſehr zugethan war. Er hatte ſehr thätigen Antheil an dieſem Kriege genommen, und während der Belagerung das Volk eifrigſt zum Widerſtande aufgemuntert; auch hatte er einige benachbarte Radſchahs aufzuhetzen und ſie dahin zu bringen geſucht, daß ſie dem Nabob in ſein Land fallen und ihn dadurch nöthigen ſollten, die Belagerung aufzuheben.

Dieſen braven Mann, der ſich ſo ſehr um die Engländer verdient gemacht hatte, lieferten ſie mit der größten Gleichgültigkeit, Trotz ſeiner Thränen und ſeines herzangreifenden Flehens, Trotz des Jammergewinſels ſeiner troſtloſen Familie, in die Hände des ergrimmten Nabobs aus, der ihn eines langſamen und peinlichen Todes ſterben ließ. — So belohnten die Unmenſchen Treue und Dienſteifer, ohne den mindeſten Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen. — Dies iſt jedoch die gewöhnliche Handlungsweiſe der Engländer in Indien. Wenn es ihre Herrſchſucht und Goldgierde verlangt, ſo geben ſie ihren treueſten Anhänger, ihren größten Wohlthäter dem ſchrecklichſten Schickſale Preiß.

Wie viele Nabobs und Radſchähs oder indiſche Fürſten haben die Britten, ſelbſt wenn ſie die wichtigſten Dienſtleiſtungen von ihnen empfangen hatten, auf die undankbarſte und niederträchtigſte Weiſe betrogen, verrathen und verkauft! Wo ſie dieſes nicht mit offenbarer Gewalt ausführen konnten, da bedienten ſie ſich gedungener Mörder, des Dolchs und Gifts, um Jeden aus dem Wege zu räumen, der ihnen im Lichte ſtand! — O,

wenn die Stimme des Geldes bei ihnen ſpricht, da müſſen Dankbarkeit, Freundſchaft, Menſchenliebe und Gottesfurcht ſchweigen! Für Geld opfern ſie Alles auf, Freund und Wohlthäter, nichts iſt ihnen dann zu heilig! — —

Doch für dieſes Mal genug hiervon! Es findet ſich noch mehrere Gelegenheit hierüber zu ſprechen.

In den zwei erſten Tagen meines Aufenthalts zu Vizagapatnam beſchäftigte ich mich mit der Berichtigung meiner Angelegenheiten und mit dem Einkaufe einiger mit Elfenbein eingelegten Betelbüchſen, Schmuckkäſtchen und dergleichen Galanteriewaaren, die ich zum Geſchenke für einige Freundinnen auf der ſüdlichen Küſte mitnehmen wollte. — Die gedachten Betelbüchſen ſind viereckige Käſtchen, in welchen man die Areka, das Betelblatt u. ſ. w., kurz Alles, was zum Betelkäuen gehört, aufbewahrt. Solche Kiſtchen, ſo wie überhaupt alle Arten von kleineren und größeren, mit Elfenbein eingelegten Kunſtarbeiten, werden auf der ganzen Küſte nirgends ſo ſchön und ſo künſtlich verfertigt, wie in Vizagapatnam; denn die hieſigen Eingebornen verſtehen nicht nur die Kunſt, Elfenbein auf Büchſen, Käſtchen, ja in Tafeln, Stühle, Kanapees, Palankins und andere große Möbels ſehr ſchön einzulegen, und dieſelben ſo damit zu bedecken, daß man auch die Zuſammenfügungen nicht daran wahrnehmen kann; ſondern ſie bringen auch Blumen, Früchte, Landſchaften und andere Figuren mit dauerhaften Farben darauf an. — Selten reiſet Jemand durch Vizagapatnam, ohne einige ſolcher Ga-

nach dem Berge hin wallten; dies waren die Gegenſtände, welche dieſen ſonſt ſo öden, einſamen Weg, der ſich über drei Stunden weit erſtreckt, belebten.

Endlich entfernten ſich die Felſenmaſſen von einander und wir kamen wieder in die Ebene, in welcher ſich uns gleichfalls in der Ferne Wälder und Hügel mit Dörfern und Tempeln darſtellten.

Es war ſchon über drei Uhr, als wir in dem kleinen, aber niedlichen Dorfe Nabab-Pette anlangten, wo aber kein Schultri, ſondern als Ruheplatz für Reiſende bloß ein ſchattiger Mangle- oder Wurzelbaum mit einer aufgemauerten Bank iſt. Es ruheten hier ſchon zu viele ermüdete Wanderer im Schatten, als daß wir auch noch ein Plätzchen für uns hätten finden können. — Wir beſchloſſen daher, auf der andern Seite des Dorfes eine ſchöne Stelle zu unſerm Lagerplatze zu erwählen.

Indem wir durch das Dorf zogen, hörte ich das Getöſe einer indiſchen Trommel in einer von den Hütten deſſelben mit einem abwechſelnd dazwiſchen ſchallenden weiblichen Gellen. Neugierig ſah ich über die Lehmmauer, womit dieſe Hütte, ſo wie es alle Bauerhütten in Indien ſind *), eingefaßt war, und bemerkte, daß man

*) Die Bauerhäuſer ſtehen alle einzeln und jedes iſt mit einer Lehmmauer (Pagger) umgeben, die einen groſsen Raum einſchlieſst. D. B.

mit der Austreibung eines Teufels beſchäftigt war. Da ich ſolche Gaukelpoſſen hier zu Lande ſchon öfter geſehen hatte, ſo verweilte ich nicht dabei, ſondern ſetzte meinen Weg weiter fort.

Die Hindu er, das muß ich meinen Leſern ſagen, verſtehen das Teufelaustreiben eben ſo gut, als andere Völker, welche dieſe wichtige Kunſt in größter Vollkommenheit zu beſitzen ſich ſchmeicheln. — Die Hinduer glauben aber, daß es männliche und weibliche Teufel gebe, von welchen jene allein in Manns-, dieſe in Weibsperſonen fahren. Die gewöhnlichen Wohnungen der indiſchen Teufel ſind jedoch die großen und dicken Bäume, den Manglebaum *) ausgenommen, welcher daher für heilig gehalten wird, weswegen auch an denſelben Ruhebänke und kleine Tempel erbaut ſind.

Dem Aberglauben der Hinduer zu Folge werden die Seelen aller großen Verbrecher, die dahin geſtorben ſind, ohne Buße gethan zu haben, nachdem ſie ihre Strafe in einer der vier erſten von den ſieben Höllen überſtanden haben, verurtheilt auf der Erde herum zu irren, bis ſie durch die Opfer erlöſt werden, welche ihre Familie für ſie zu Goija **) darbringt, oder durch andere Fürbitte

*) Wortelboom im Originale. Sollte aber hier vielleicht der Banianen- oder Pagadenbaum (ficus religiosa) darunter verſtanden ſeyn? E.

**) Bei anderen Schriftſtellern Gaija, eine Stadt in Berar. E.

Gnade finden. — Dieſe abgeſchiedenen Geiſter erhalten verſchiedene Namen; ſie ſind theils bösartig, theils unſchädlich. Die erſteren erſchrecken und quälen die Menſchen, die ihre Religionspflichten nicht erfüllen u. ſ. w. Zu den unſchädlichen irrenden Geiſtern gehören unter andern auch die Seelen der Braminen, welche unverheurathet ſtarben, ob ſie gleich das erforderliche Alter erreicht hatten.

Wenn man nun glaubt, daß ein ſolcher Geiſt oder Teufel in einen Menſchen gefahren ſey, ſo ruft man einen Beſchwörer herbei, der ſodann eine Anzahl männlicher und weiblicher Teufel, die unter ſeinem Befehle ſtehen, mitbringt. Wenn ein ſolcher Geiſterbänner nicht wenigſtens ein halbes Dutzend Teufel zu Gebote ſtehen hat, ſo ſteht er nicht in Anſehen, und wird für ungeſchickt und unvermögend gehalten. — Das Erſte, was ein ſolcher Kraftmann thut, wenn er zu einem Beſeſſenen gerufen wird, iſt, daß er das Haus oder die Hütte, worin ſich der Patient befindet, mit einem Zauberkreiſe umzieht, damit der Teufel vor der Hand bleiben müſſe, und ihm nicht entwiſchen könne, ehe er ihn förmlich verhört habe. — Dann tritt er näher zu dem Kranken, und nach einigen Gaukeleien und abergläubiſchen Poſſen muß ſodann der Teufel ins Verhör, und dem Wundermanne die Fragen: Wie er heißt; wo er her iſt; wie, warum, wann und auf welche Weiſe er in dieſen Leib gefahren? — durch den Mund des Beſeſſenen beantworten. — Endlich gebietet der Beſchwörer dem Teufel, ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen; wozu aber dieſer gewöhnlich nicht

viele Luſt bezeugt, und mancherlei Einwendungen dagegen macht. Weigert dieſer Schelm ſich lange auszufahren und beharrt er auf ſeiner Widerſpänſtigkeit, ſo befiehlt der Beſchwörer Einem oder einem Paare ſeiner dienſtbaren Geiſter in den Leib des Beſeſſenen zu fahren und den Starrkopf herauszutreiben, der dann, wann er von ſeinen Häſchern genug gezüchtigt worden iſt, endlich um Gnade bittet, und abzuziehen verſpricht. Der Beſchwörer verbannt ihn dann gewöhnlich in dieſe oder jene Gegend, oder nimmt ihn auch wohl in ſeine Dienſte, um ſein geiſtiges Gefolge zu verſtärken.

Dieſe Gaukelei verrichtet ein ſolcher hinduiſcher Teufelsbanner ohne Scheu und ohne ein Geheimniß daraus zu machen, in Jedermanns Gegenwart; nur Europäer werden nicht dabei zugelaſſen.

Die Hinduer glauben auch an Hexen, und dieſe ſollen auch die Gewalt haben, in Menſchen zu fahren. Die Gegenwart einer ſolchen Hexe in dem Leibe eines Menſchen erkennen ſie hauptſächlich daran, wenn der Beſeſſene nicht nur die gewöhnlichen Zuckungen und Verzerrungen, Aufſchwellungen des Bauchs u. ſ. w. an ſich zeigt; ſondern auch den Schein einer Lampe vier-, zehen-, ja zwanzigfach zu ſehen glaubt. — Auch in dieſem Falle nimmt man ſeine Zuflucht zu dem Teufelsbanner, der dann mit ähnlichen Ceremonieen die Hexe befragt, was ſie für ein Recht gehabt habe, dieſe Perſon zu quälen? Darauf wird dann gewöhnlich die Antwort gegeben, der oder die Beſeſſene habe ihren Haß, Zorn, Unwillen oder Neid

durch dieſes oder jenes erregt, und ihre Rache auf ſich gezogen, und dergleichen. Nun befiehlt ihr der Hexenmeiſter, den Leib, in den ſie gefahren iſt, auf der Stelle wieder zu verlaſſen; da aber die Hexe gewöhnlich ſich weigert, zu gehorchen; ſo wirft er dann, um ſie mit Gewalt zum Abzuge zu zwingen, aus allen Kräften einige Senfkörner auf den Leib des oder der Beſeſſenen, wodurch ihr eine unausſtehliche Pein zugefügt werden ſoll. Durch dieſes und andere Mittel wird dann die Hexe genöthigt, Abbitte zu thun und abzuziehen. Zum Beweiſe, daß die Hexe wirklich ihren Abmarſch genommen hat, läßt der Beſchwörer die beſeſſen geweſene Perſon einen alten Pantoffel oder Schuh mit den Zähnen von der Erde aufheben, ein Paar Schritte weit forttragen und dann hinfallen. — Senfkörner werden überhaupt von den hinduiſchen Prieſtern zum Austreiben der Teufel und böſen Geiſter gebraucht. — Prieſter einer andern Religion bedienen ſich dagegen des Weihwaſſers. — —

Ungefähr um vier Uhr Nachmittags zogen wir weiter, und erblickten bald nachher wieder das Meer. — Ich hatte gehofft, an dieſem Tage noch in Zeiten Vizagapatnam zu erreichen; aber die Nacht überfiel uns, ehe wir dahin kamen, und da ich nicht gern im Dunkeln dort ankommen wollte, ſo beſchloß ich, in einem Dorfe Namens Deviegram, das uns zur Seite lag, zu übernachten. — Dieſes Dorf befand ſich mitten in einem Walde, von der Straße entfernt, und darum ward auch die Herberge (Schultri) in demſelben wenig beſucht, und wir fanden überflüſſigen Raum

für uns darin. — Unter mehreren Reiſenden fanden wir hier auch zwei büßende Fakirs, die ſich ganz nahe zu uns gelagert hatten; der eine ſchien mir ungefähr dreißig, der andere fünfzig Jahre alt zu ſeyn. Dieſer letztere hatte ſich ſelbſt die ſchreckliche und ſchmerzhafte Buße aufgelegt: mit in einander gefalteten Händen, die beiden Arme hoch über dem Kopfe in der Höhe zu halten, ohne ſie jemals wieder hinab zu bringen, und dieſes Gelübde hatte er bisher heilig gehalten. — Sein Geſellſchafter, der ihn überall begleitete, um ihn zu bedienen, hatte das Gelübde der ewigen Keuſchheit gethan, und ſich zu dem Ende einen großen eiſernen Ring, ſo dick wie eine Federſpule, durch die Schaamtheile gezogen.

Dritter Abſchnitt.

Ankunft zu Vizagapatnam. — Niederträchtiges Betragen der Engländer. — Das Verbrennen der hinduiſchen Wittwen.— Schreckliches Unglück. — Entſetzlicher Zuſtand und Lebensgefahr. — Unverhoffte Rettung. — Abreiſe von Vizagapatnam.

Ein Händeklatſchen (nach Landesſitte; denn eine andere Art aufzuwecken wäre hier zu Lande unſchicklich,) weckte mich aus dem Schlafe. „Biſchnagapatnam Dorch! (d. h. Vizagapatnam, mein Herr!) hörte ich einen meiner Träger ſagen, und wirklich befand ich mich jetzt vor dieſem Orte. — Ich war in meinem Palan-

kine ruhig eingeſchlafen; noch vor Tages Anbruche hatten mich meine Kulis mit demſelbenſo ſachte aufgehoben und fortgetragen, daß ich immerfort ſanft ſchlief, bis ſie mich, wie geſagt, aufweckten.

Es mochte ungefähr ſechs Uhr Morgens ſeyn. Ich hatte Geſchäfte in dieſer Stadt abzuthun, die einen Aufenthalt von drei bis vier Tagen daſelbſt erforderten. Es war hier zwar eine Art von Gaſthof, den ein Engländer hielt; aber ich kehrte lieber bei einem Freunde ein, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon vormals zu Negapatnam gemacht hatte, und der mich nun mit größtem Vergnügen aufnahm.

Vizagapatnam (eigentlich Bieſchnagapatnam, d. h. Schlangengiftſtadt,) gehört den Engländern *), die hier eine befeſtigte, mit vier kleinen Baſtionen verſehene Faktorei haben, die mit etwa 18 Kanonen beſetzt iſt. Dieſer Ort hat den Vortheil, an der Mündung eines Fluſſes zu liegen; die Einfahrt iſt jedoch wegen der ſtarken Brandung, die gewöhnlich Statt findet, ſehr gefährlich. Die Stadt oder vielmehr das Dorf liegt zwiſchen dürren, kahlen Bergen und ſteilen Felſen eingeklemmt. Der Boden iſt tiefer Sand mit ſcharfen hervorſtechenden Klippen. Die Hitze iſt um die Mitte des Tages unerträglich, da der Ort wie in einem Keſſel liegt. Uebrigens iſt es ein einſamer, trauriger, widerli-

*) Gehört jetzt zu dem brittiſchen Unter-Oriſſa oder den nördlichen Circars. E.

cher Ort. Man baut hier Schiffe, verfertigt in der Gegend grobe Tücher und Zeuche, auch feinern Zitz und Mußeline, die in den Handel kommen.

Im J. 1709 wurde dieſer Ort von Fakir Khan, Nabob von Tſchikakol belagert und beinahe ganz zerſtört. Derſelbe hatte dem damaligen Oberbefehlshaber von Vizagapatnam, Namens Simon Holcomb, für Rechnung der engliſchen Handelsgeſellſchaft eine anſehnliche Summe geborgt. Holcomb ſtarb vor der Verfallzeit dieſes Anlehens. Der Nabob forderte hierauf dieſes Geld von deſſen Nachfolger zurück; dieſer aber war ſo unverſchämt, die Rückzahlung zu verweigern, indem er ſagte, er ſey nicht verbunden, die Schulden ſeines Vorgängers zu bezahlen; da doch dieſes Geld im Namen und für Rechnung der brittiſchen Kompagnie entlehnt, und der Schuldſchein in ihrem Namen und unter ihrem Siegel ausgefertigt worden war.

Da alle Bemühungen des Nabob's, ſein Geld in Güte wieder zu erhalten, vergeblich waren, ſo zog er endlich mit Heereskraft heran, und belagerte dieſen Ort mit 3500 Mann Fußvolk und 300 Mann Reiterei. Dadurch zwang er nicht nnr die Engländer, ihm ſein Geld zurückzugeben; ſondern auch, ihm wegen ihres ſchlechten Betragens auf eine ſchimpfliche Weiſe Abbitte zu thun, und um Frieden nachzuſuchen, den er ihnen auch unter der Bedingung, ihm einen Hinduer Namens Agappa auszuliefern, zugeſtand.

Dieſer Agappa war ein Unterthan des Groß-Moguls, und zu Vizagapatnam Kompagnie-Kauf-

mann bei den Engländern, welchen er ſehr zugethan war. Er hatte ſehr thätigen Antheil an dieſem Kriege genommen, und während der Belagerung das Volk eifrigſt zum Widerſtande aufgemuntert; auch hatte er einige benachbarte Radſchahs aufzuhetzen und ſie dahin zu bringen geſucht, daß ſie dem Nabob in ſein Land fallen und ihn dadurch nöthigen ſollten, die Belagerung aufzuheben.

Dieſen braven Mann, der ſich ſo ſehr um die Engländer verdient gemacht hatte, lieferten ſie mit der größten Gleichgültigkeit, Trotz ſeiner Thränen und ſeines herzangreifenden Flehens, Trotz des Jammergewinſels ſeiner troſtloſen Familie in die Hände des ergrimmten Nabobs aus, der ihn eines langſamen und peinlichen Todes ſterben ließ. — So belohnten die Unmenſchen Treue und Dienſteifer, ohne den mindeſten Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen. — Dies iſt jedoch die gewöhnliche Handlungsweiſe der Engländer in Indien. Wenn es ihre Herrſchſucht und Goldgierde verlangt, ſo geben ſie ihren treueſten Anhänger, ihren größten Wohlthäter dem ſchrecklichſten Schickſale Preiß.

Wie viele Nabobs und Radſchahs oder indiſche Fürſten haben die Britten, ſelbſt wenn ſie die wichtigſten Dienſtleiſtungen von ihnen empfangen hatten, auf die undankbarſte und niederträchtigſte Weiſe betrogen, verrathen und verkauft! Wo ſie dieſes nicht mit offenbarer Gewalt ausführen konnten, da bedienten ſie ſich gedungener Mörder, des Dolchs und Gifts, um Jeden aus dem Wege zu räumen, der ihnen im Lichte ſtand! — O,

wenn die Stimme des Geldes bei ihnen ſpricht, da müſſen Dankbarkeit, Freundſchaft, Menſchenliebe und Gottesfurcht ſchweigen! Für Geld opfern ſie Alles auf, Freund und Wohlthäter, nichts iſt ihnen dann zu heilig! — —

Doch für dieſes Mal genug hiervon! Es findet ſich noch mehrere Gelegenheit hierüber zu ſprechen.

In den zwei erſten Tagen meines Aufenthalts zu Vizagapatnam beſchäftigte ich mich mit der Berichtigung meiner Angelegenheiten und mit dem Einkaufe einiger mit Elfenbein eingelegten Betelbüchſen, Schmuckkäſtchen und dergleichen Galanteriewaaren, die ich zum Geſchenke für einige Freundinnen auf der ſüdlichen Küſte mitnehmen wollte. — Die gedachten Betelbüchſen ſind viereckige Käſtchen, in welchen man die Areka, das Betelblatt u. ſ. w., kurz Alles, was zum Betelkäuen gehört, aufbewahrt. Solche Kiſtchen, ſo wie überhaupt alle Arten von kleineren und größeren, mit Elfenbein eingelegten Kunſtarbeiten, werden auf der ganzen Küſte nirgends ſo ſchön und ſo künſtlich verfertigt, wie in Vizagapatnam; denn die hieſigen Eingebornen verſtehen nicht nur die Kunſt, Elfenbein auf Büchſen, Käſtchen, ja in Tafeln, Stühle, Kanapees, Palankins und andere große Möbels ſehr ſchön einzulegen, und dieſelben ſo damit zu bedecken, daß man auch die Zuſammenfügungen nicht daran wahrnehmen kann; ſondern ſie bringen auch Blumen, Früchte, Landſchaften und andere Figuren mit dauerhaften Farben darauf an. — Selten reiſet Jemand durch Vizagapatnam, ohne einige ſolcher Ga-

lanteriewaaren für ſeine Angehörigen oder Freunde mitzunehmen. —

Doch, hier zog ein anderer Gegenſtand meine Aufmerkſamkeit noch weit ſtärker auf ſich; nämlich am dritten Tage meines Aufenthalts an dieſem Orte ſollte die Ceremonie der Verbrennung einer jungen Hinduerin von der Kaſte der Schettris mit der Leiche ihres Gatten in dem, von Vizagapatnam etwa anderthalb Meilen entfernten, Dorfe Velur Statt finden, und zwar auf eine Art, wie ich es noch nie geſehen hatte, indem die Wittwe, um ſich mit ihrem Manne zu verbrennen, in eine Grube voll Feuer ſpringen ſollte.

Ich entſchloß mich daher auf das genannte Dorf hinauszugehen und der ſchauerlichen Ceremonie beizuwohnen. Doch, ehe ich in meiner Erzählung weiter fortfahre, muß ich hier Einiges über das Verbrennen der Wittwen in Indien zur Berichtigung verſchiedener Irrthümer anmerken, die man in Europa hierüber hegt.

Nur allein die Wittwen der Braminen, Schettris und der vornehmſten Stämme der Kaſte Beiſſe haben das Vorrecht, ſich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen laſſen zu dürfen. Den Weibern aus der Kaſte der Sudder wird dieſes nicht geſtattet. — Es giebt auch mehrere Fälle und Umſtände, welche eine Frau von dieſem Gelübde losſagen, wenn ſie daſſelbe auch am Trauungstage oder während der Ehe ihrem

Manne gethan hat; z. B. wenn derſelbe ein Jahr von ihr abweſend oder in der Leiſtung der ehelichen Pflicht nachläſſig war; wenn er ſie übel behandelt oder ſie verſtoßen hat, u. ſ. w. Auch iſt es in den Geſetzen und heiligen Büchern der Hinduer dem Manne ſtreng verboten, es ſey vor oder nach der Trauung, oder auch auf dem Sterbebette von ſeiner Frau ein ſolches Verſprechen zu fordern. Die Wittwe muß hierin vollkommen freien Willen haben. Niemand kann und ſoll ſie dazu zwingen oder bereden; welches auch in der Kaſte der Braminen ſelten oder nie, zuweilen aber in der Kaſte der Schettris geſchehen ſoll. Doch hat ſelbſt eine Frau, welcher man das Verſprechen, ſich mit ihrem Manne verbrennen zu laſſen, auf dieſe oder jene Weiſe abgenöthigt oder abgeſchwatzt hat, noch in dem letzten Augenblicke, wenn daſſelbe ſie gereut, das Recht zurückzutreten. Man hat Beiſpiele, daß dieſes auch zuweilen geſchehen iſt. Die Schande, welche jedoch dadurch auf eine Familie fällt, iſt unauslöſchlich. — Eine Frau, welche ſchwanger iſt, oder ein Kind hat, das ſie noch ſtillt (die Hinduerinnen ſtillen alle ihre Kinder ſelbſt,) darf ſich nicht mit verbrennen laſſen. — Mancherlei Beweggründe können jedoch eine Wittwe zu dieſer That verleiten; denn erſtens wird ihre und ihres Mannes Familie gewiſſer Maaßen dadurch geadelt; zweitens iſt die Wittwe der zuverſichtlichen Meinung, daß ſie durch dieſe Aufopferung ihres Mannes Glückſeligkeit beträchtlich erhöhet; ja ihn dadurch ſelbſt aus der Hölle reißen könne; drittens macht man die Weiber von Kindheit auf glauben, daß eine Wittwe, die ſich mit ihrem Manne

verbrennen läßt, nichts von der Glut des Feuers empfinde. Ueberdies wird ein ſolcher Opfertod für ſehr verdienſtlich und rühmlich gehalten; auch iſt in dieſem Lande der Zuſtand der Wittwen wirklich ſehr traurig; ſie werden als der Welt abgeſtorben angeſehen; ſie dürfen nicht wieder heurathen, müſſen den Kopf kahl ſcheeren laſſen; können keinen Schmuck, kein Gold oder Silber, keine Kleider von Seidenzeuchen oder farbigem Zitz mehr tragen, und was noch das Wichtigſte iſt, ſie erben nichts von ihrem verſtorbenen Manne, ſondern der älteſte Sohn tritt ſogleich in deſſen Rechte; doch iſt die Wittwe noch glücklich, wenn ſie einen Sohn hat; denn hat ſie nur Töchter, ſo nimmt der Bruder des Verſtorbenen, oder des Bruders Sohn, oder überhaupt der nächſte männliche Blutsverwandte deſſelben die Erbſchaft in Beſitz, und die Wittwe hat mit ihren Töchtern nichts als den nothdürftigen Unterhalt zu erwarten, welchen ſie noch obendrein durch ihre Arbeit verdienen muß. — Die heiligen Bücher der Hinduer verſprechen auch den Wittwen, die ſich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen laſſen, für dieſe Aufopferung den freudenvollen Genuß des Paradieſes auf fünf und dreißig Millionen *) Jahre! — Dies iſt doch allerdings der Mühe werth! — Eine Wittwe, die ſich auch nicht aufopfert, kömmt nach ihrem Tode geraden Wegs ins Paradies, wenn ſie ihre Wittwenzeit untadelhaft und keuſch verlebt hat; wo nicht, ſo fährt ſie ohne weiters in die Hölle.

*) Drei Krore und fünfzig Lack. D. B.

Im ſtrengſten Verſtande iſt es jedoch nicht wahr, was manche Reiſebeſchreiber ſagen, nämlich daß die Wittwen zu dieſer Aufopferung gezwungen werden, oder daß die tiefſte Schmach ihrer warte, wenn ſie ſich derſelben entziehen *). Unter mehreren tauſend Hinduern der höheren Kaſten, die jährlich ſterben, iſt oft kaum Einer, deſſen Wittwe ſich mit ſeiner Leiche verbrennen läßt, und dieſes geſchieht dann gewöhnlich aus Verzweiflung, zuweilen aber auch (ich kann es behaupten) aus innigſter Liebe zu dem verſtorbenen Gatten. Man hat ſogar Beiſpiele genug, daß öffentliche Tänzerinnen (Dewedaſchi's, gewöhnlich Bajaderen genannt) ſich mit ihren verſtorbenen Liebhabern freiwillig verbrennen ließen. **)

Eine Wittwe, welche ſich nach gethanenem Gelübde weigert, ſich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen zu laſſen, wird nur dann beſchimpft und aus ihrer Kaſte geſtoßen, wann ſie dieſes Gelübde durch ein feier-

*) Beſt erzählt (in ſeinen Briefen über Indien), daß, als er einer Wittwe, die ihn erſuchte, bei dem Gouverneur von Madras nochmals für ſie um die bereits abgeſchlagene Erlaubniß, ſich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen laſſen zu dürfen, anzuhalten, dieſe Bitte geradezu abſchlug, dieſelbe dann voll Verzweiflung zu ihm geſagt habe, da bleibe ihr nun nichts Anders übrig, als die Mätreſſe eines Europäers zu werden! — E.

**) Jeder teutſche Leſer wird ſich hiebei an das ſchöne Götheſche Gedicht: Der indiſche Gott und die Bajadere — erinnern. E.

liches Opfer beſtätigt hat; dann wird ihr im Weigerungsfalle der Kopf mit Eſelsharn gewaſchen, und ſie rücklings auf einem Eſel ſitzend zu ihrem Wohnorte hinaus geführt und aus demſelben, ſo wie aus der ganzen Landſchaft auf ewig verbannt. So befehlen es wenigſtens die heiligen Bücher.

Doch, um nun wieder auf die Verbrennung zu kommen, welcher ich beizuwohnen mich entſchloſſen hatte, weil die Art derſelben von derjenigen verſchieden iſt, die ich in den ſüdlichen Theilen der Küſte Koromandel ſah, ſo habe ich Folgendes davon zu berichten.

Ich mußte den Weg nach Velur allein machen, weil meinem Hauswirthe, der mich hatte begleiten wollen, eine Verhinderung vorgefallen war; ich folgte jedoch dem Haufen derer nach, die ebenfalls dahin giengen. — Wir kamen um drei Uhr in dem Dorfe an, und fanden bald das Haus der Perſon, welche die Hauptrolle in dieſem Trauerſpiele übernehmen ſollte. — Sie ſaß vor ihrer Hausthüre unter einer Art von Thronhimmel, umringt von einigen Frauenzimmern und Mannsperſonen (wahrſcheinlich ihren Blutsverwandten), welchen ſie von Zeit zu Zeit Betel austheilte, während ſie unterdeſſen, ohne ein Wörtchen zu ſprechen, immerfort die Lippen bewegte, wie eine Perſon, welche betet. In ihrem ganzen Weſen war nicht die mindeſte Spur von Angſt oder Furcht zu bemerken; ſie ſchien im Gegentheile ganz ruhig und gefaßt zu ſeyn.

Es war Jammerſchade um das liebe Weibchen! Meiner Schätzung nach war ſie nicht über acht und zwan-

zig Jahre alt, und hatte eine liebenswürdige, ſanfte Geſichtsbildung bei einer wohlgebauten Leibesgeſtalt. — Innig gerührt verließ ich ſie, um mit Bequemlichkeit die Grube zu beſehen, in welche ſie ſich ſtürzen ſollte; denn ich befürchtete, ſpäter keine Gelegenheit mehr dazu zu haben.

Hinduer von den oberen Kaſten rühren keine Leiche an, weil ſie ſich dadurch verunreinigen würden; darum geben ſich auch nur die verächtlichſten Zünfte der verachteten Kaſte der Pariahs, nämlich die Tſchakelies oder Schuſter und die Vettians oder Todtengräber, mit der Beſtellung, Begrabung und Verbrennung der Todten ab. Wenn aber eine Frau ſich mit ihrem verſtorbenen Manne verbrennen läßt, ſo iſt die Sache ganz anders; denn dieſes wird als ein heiliges Werk angeſehen, bei welchem es verdienſtlich iſt, mit Hand anzulegen; da wird nun weder ein Schuſter, noch ein Todtengräber, noch ſonſt Jemand von den niedrigen Volksklaſſen zugelaſſen.

Ich fand die Grube eine kleine Viertelſtunde weit von dem Dorfe auf einer Ebene; ſie war, nach meiner Schäzzung, zehen Fuß lang, acht Fuß breit, und eben ſo tief. Man war eifrig damit beſchäftigt, Holz hinein zu werfen, um die ſchreckliche Kohlenglut zu vermehren und zu unterhalten.

Nicht lange nachher hörte ich das Getöſe der Muſik, welche die Annäherung des Schlachtopfers verkündigte; dieſelben Perſonen, welche bei ihr vor der Thüre geſeſſen hatten, begleiteten ſie auf dieſem Zuge. Sie trug eine

Darum entfernte ich mich auch ſogleich, nachdem die Wittwe ſich dem Tode in die Arme geſtürzt hatte, und wartete die Ceremonieen nicht ab, die nachher noch Statt finden ſollten; ſondern kehrte in das Dorf zurück, wo ich noch einen Tempel beſichtigte, und da die Sonne bereits untergegangen war, und es dunkel zu werden begann, ſo ſuchte ich den Rückweg; aber ich verirrte mich; ein Mann, den ich traf, wies mich zurechte; ich ſchlug einen Fußpfad ein, um wieder auf den rechten Weg zu kommen; aber auch dieſen verlor ich bei der großen Dunkelheit der Nacht; ich tappte im Finſtern umher, und rutſchte hierauf, ohne mich beſonders zu beſchädigen, in eine tiefe Höhle hinab, in welcher ich zwei grauenvolle Nächte und eben ſo viele Tage der Verzweiflung Preis gegeben war; bis ich endlich nach langen vergeblichen Bemühungen am Abende des dritten Tages einen Ausgang fand, und ſodann glücklich wieder zu Vizagapatnam anlangte, wo man mich ſchon für verloren gehalten hätte. *)

Nachdem ich einige Tage ausgeruht, mich mit Speiſe und Trank erquickt und von den überſtandenen Leiden und

*) Die Leſer werden nicht darüber zürnen, daß in dieſer Ueberſetzung die ausführliche Schilderung der Leiden und Empfindungen, Fährlichkeiten und Schreckniſſe, die unſer Verfaſſer in jener Höhle ausgeſtanden, und womit derſelbe in ſeiner Reiſebeſchreibung acht und zwanzig Druckſeiten angefüllt hat, in wenig Zeilen zuſammengefaßt worden iſt; denn mit ſo vieler Theilnahme man ſie auch lieſt, ſo enthält ſie doch nicht das mindeſte Intereſſante für den Geographiefreund. E.

Mühſeligkeiten erholt hatte, ſetzte ich meine Reiſe weiter fort.

Vierter Abſchnitt.

Das ſchöne Thal. — Der Wahrſager. — Der Tempel der Tugend. — Das Fiſcherdorf. — Kattemaram. — Malabariſches Leichenbegängniß. — Der Wald von Konar. — Ankunft zu Jaggernaikpuram. — Henriette. — Das Dorf Daatcherom. — Ankunft zu Maſulipatnam und Nachricht von dieſer Stadt.

Mühſam und beſchwerlich trugen mich meine Kulis keuchend auf einem felſigen holperigen Wege, der eine ziemlich beträchtliche Strecke weit gieng; ich wollte ausſteigen, um ſie zu erleichtern; aber ſie gaben es nicht zu; die guten Leute ſagten, nachdem was ich in der Höhle ausgeſtanden hätte, bedürfte ich wohl noch längerer Ruhe.

Endlich kamen wir gegen Mittag aus dieſem felſigen Hohlwege heraus und fanden nun einen beſſern Boden; bald darauf gelangten wir in ein herrliches Thal, in welchem das kleine, aber niedliche Dorf Chiriepillie in aller Schönheit vor uns da lag. Obſt- und Betelgärten umringten es auf allen Seiten, und die Berge umher waren bis auf ihre Gipfel mit hohen, grünen Bäumen und Geſträuchen bedeckt. Wir hielten hier ſtille, um zu Mittag zu eſſen. Wir fanden Lebensmittel in Ueberfluß,

Milch, Hühner, Eier und Obſt, ſo viel wir nur begehrten, und um ein Spottgeld.

Ungemein angenehm war dieſes Thal! Unzählige Vögel erfüllten mit ihrem Gezwitſcher und Geſange die Luft; von allen Seiten her wiederhallte das Girren der Turteltauben in den Felſenklüften, und die flüchtigen Gazellen ſonnten ſich auf den Abhängen der Berge ganz ohne Scheu und Furcht.

Ich war, um meiner armen Kulis willen, herzlich froh, dieſe herrliche Ruheſtelle erreicht zu haben. Sie hatten mich vom frühſten Morgen an auf ſteinigem Boden und in glühendem Sande bei einer heftigen, von den Felſen zurückprallenden Hitze auf ihren Schultern getragen; nun konnten ſie doch ihre ſchweißtriefenden abgemattelen Glieder durch ein kühles Bad in dem hellen Waſſer des nahen Teiches erfriſchen, und in dem erquickenden Schatten der Bäume ausruhen.

Die hieſige Schultri oder Herberge ſtimmte mit den Vorzügen des Dorfes überein; ſie war geräumig, und ſchien noch nicht lange gebaut zu ſeyn. — Ich fand damals in derſelben keine andere Reiſende, als einen hinduiſchen Wahrſager. — Kaum hörte derſelbe, daß ich die Landesſprache verſtand, als er ſich mir auch mit einem tiefen Bückling näherte, und mich erſuchte, ihm zu erlauben, mir wahrzuſagen. Zum Zeitvertreibe ließ ich mir den Spaß gefallen.

Nach einigen Ceremonieen beſah er meine rechte Hand eine Weile mit großer Aufmerkſamkeit, und be-

gann dann, gleich unſern europäiſchen Wahrſagern, mir eine Reihe von Glückſeligkeiten und langes Leben zu prophezeihen. Ich bat ihn, mir nun auch zu ſagen, was mir bereits widerfahren wäre. Aber dazu konnte ich ihn nicht bringen, und als ich heftiger in ihn drang, und ihn wegen ſeiner Unwiſſenheit zu beſchämen ſuchte, ſo ſagte er mir endlich, daß ſeine Wiſſenſchaft ſich allein auf das Zukünftige beſchränke, und daß weder er, noch Einer ſeiner Kollegen, das Vergangene zu enthüllen vermögen.

Dieſe herumwandernden Propheten dürfen für ihr Wahrſagen kein Geld annehmen, ſondern man giebt ihnen entweder Reiß, oder ein Stückchen Zeuch, gewöhnlich ein Schnupfstuch oder einen Lappen Kattun; es muß aber Alles noch ungebraucht ſeyn, ſonſt nehmen ſie es nicht an. Alles, was ſie von ſolchen Waaren bekommen, müſſen ſie an ſich hängen, und neun Tage mit ſich herumtragen, ehe ſie es zu ihrem Unterhalte verbrauchen oder verkaufen dürfen. Sie gleichen auf dieſe Weiſe einer lebendigen Trödelbude.

Zwar treffen ihre Prophezeihungen (wie natürlich) nur zufälliger Weiſe ein, und doch haben ſie noch immer Etwas zu thun; denn die Hinduer ſind ein ſehr leichtgläubiges, abergläubiſches, dem Hange zum Wunderbaren und Uebernatürlichen ergebenes Volk. — Sie unternehmen und beginnen Nichts von einiger Wichtigkeit, ohne vorher den Kalender nachgeſchlagen, oder einen Wahrſager um Rath gefragt zu haben. In dem

hinduiſchen Kalender (Pantſchangom) ſtehen für das ganze Jahr alle böſen und guten Tage und Stunden aufgezeichnet *). Auch giebt es in Indien eine Art Pandaroms oder Mönche, die jeden Morgen in den Orten herumgehen, und den Leuten für ein Almoſen die guten und böſen Stunden deſſelben Tages anzeigen. Ueberdies haben die Hinduer Bücher über Vogeldeuterei, Nativitätſtellerei, Sterndeuterei und andere ſolche abgeſchmackte Künſte, die ſie nachſchlagen, und durch deren Studium die Wahrſager und andere Betrüger deſſelben Gelichters ſich bei dem Volke in Anſehen ſetzen. —

Ich hatte mich über dem Baden in dem ſchönen, klaren Waſſer des Teiches allzu lange verweilt, ſo daß es vier Uhr war, als ich meine Reiſe fortſetzen wollte. Nun war es aber ſchon zu ſpät, um noch denſelben Tag das nächſte Dorf zu erreichen; ich entſchloß mich daher, hier zu übernachten, und benützte dieſe Gelegenheit, um durch dieſes Thal rund umher ſpazieren zu gehen. Es war ſchon beinahe finſter, als ich wieder zurück zu meiner Lagerſtelle kam, wo mein Francisco bereits mit einem köſtlichen Abendeſſen meiner wartete, das in einem Pillau von Hühnern und mit Eiern gebackenen Bananas beſtand. Ein vortreffliches Eſſen! —

Ich ſetzte mich nun unter das Schirmdach der Herberge auf die Matte meines Palankins, die mir zugleich

*) Ziemlich befriedigende Nachrichten von dieſem Kalender und ſeinem Inhalte theilt uns Abr. Roger in ſeiner offenen Thür des verborgenen Heidenthums, S. 122 u. f. mit.
E.

zum Tiſche diente, und aß nach hinduiſcher Weiſe mit meinen Fingern. Die Hinduer bedienen ſich bei dem Eſſen keiner Löffel, Gabeln oder Meſſer, ſondern bloß ihrer Hände. Einige vorübergehende Dorfbewohner blieben ſtehen, und erſtaunten, einen Europäer ſo gemächlich nach ihrer Weiſe eſſen zu ſehen. — Mir ſchmeckte der nach Landesart trocken gekochte und gehörig gewürzte Reiß immer beſſer, wenn ich ihn mit den Fingern, als mit dem Löffel aß. —

Ein Trüppchen von ſehr artigen jungen Dewedaſchis mit ihrer Daja an der Spitze, kam herbei und erbot ſich, mich mit Tanz und Geſang zu beluſtigen; da ich aber ſo viel Vergnügen in der Unterhaltung mit dem Wahrſager fand, welcher angefangen hatte, mir von ſeinen Reiſen und Streifzügen durch Bengalen, Hinduſtan und andere Länder zu erzählen, daß ich dieſe jedem andern Zeitvertreibe vorzog, ſo dankte ich ihnen für ihr Anerbieten, und ſchickte ſie mit einem kleinen Geſchenke für ihre Bemühung wieder fort. — Der gedachte Wahrſager war ein Mann von ſehr geſunder Urtheilskraft, und von weit mehr Kenntniſſen, als ich bei ihm erwartet hatte. Beſonders war ihm das Talent, ſehr gut zu erzählen, eigen; er that dieſes mit ſolcher Wohlredenheit, und begleitete ſeine Worte mit einem ſo paſſenden Gebärdenſpiele, daß ich ganz darüber erſtaunte, und nicht müde wurde, ihm zuzuhören. So geſchah es nun, daß der Tag bereits anzubrechen begann, als wir von einander ſchieden. Ich legte mich in meinem Palankine zur Ruhe nieder.

Meine Kulis, die einige Zeit nachher aufſtanden, wollten, wie gewöhnlich, meinen Schlaf nicht ſtören, hoben mich daher ganz ſachte mit dem Palankin auf, und trabten ihre Straße fort. Ich ſchlief fort bis um ſieben Uhr, zu welcher Zeit wir in dem Dörfchen Rawil Halt machten, wo wir das Frühſtück nahmen.

In dieſem Dorfe wird viel Reiß und Tabak gebaut, und die Bewohner deſſelben ſchienen mir dabei ſich in einem gewiſſen Wohlſtande zu befinden; denn ihr Teich, Tempel und Schultri waren ſchön und gut unterhalten. Der Tabak von Rawil iſt in der ganzen Gegend berühmt; auch werden hier gute Cigarren, (Tabaksröllchen) verfertigt, die in großen Quantitäten verſendet werden. Da mein von Bimilipatnam mitgenommener Vorrath davon beinahe alle war, ſo kaufte ich hier tauſend Stück für 3 Rupien. *)

Wir kamen nun durch die Dörfer Wakara, Pardom und andere, und ſetzten in Sangaries oder Kähnen von ausgehöhlten Kokosbäumen über zwei Arme eines Fluſſes. Die ganze Landſchaft ſtellte einen zuſammenhängenden Garten vor, und war mit einer

*) Ich wundre mich, daß man den oſtindiſchen Tabak nicht auch nach Europa ausführt, da er im Durchſchnitte genommen eben ſo gut iſt, als der weſtindiſche; ja an einigen Orten, wie z. B. zu Jaffana und Tutokeryn wird noch beſſerer gewonnen. D. V.

Menge wilder Palmen bewachſen, die oft ſo dicht beiſammen ſtanden, daß ein Menſch nicht zwiſchen zwei Stämmen hindurch kommen konnte. Dieſe wilden Palmen, die man in mehreren Theilen der Küſte ſehr zahlreich findet, tragen keine Früchte, und taugen bloß dazu, Latten und Balken aus ihren Stämmen zu ſchneiden. —

Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags kamen wir nach Darma-Ur, welches Dorf ſeinen Namen von einem hier befindlichen, ſehr ſchönen Tempel hat, welcher dem Darma-Deve, oder Gotte der Tugend und Menſchenliebe geweiht iſt. Solcher Tempel findet man noch hie und da einige in Indien zerſtreut; doch meiſtens iſt dieſer Gottheit bloß ein Kapellchen dicht bei den Tempeln des Schiwen errichtet. Dieſer Gott der Tugend und Menſchenliebe wird gewöhnlich in der Geſtalt eines weißen Ochſen dargeſtellt. — Es gereicht den Hinduern doch gewiß zur Ehre, auch Tempel und Kapellen der Tugend und Menſchenliebe zu haben!

In der Herberge, in welcher wir unſer Mittagmahl hielten, fand ich einen Pandarom oder Mönch, welcher unentgeldlich den Durchreiſenden, die es verlangten, Reißwaſſer reichte, das er ihnen aus einem kleinen kupfernen Topfe in die hohle Hand goß. *)

*) Es iſt hinduiſche Sitte, daß keiner den Mund an das Trinkgefäße bringt, aus welchem Mehrere trinken, damit nicht (nach ihren Begriffen) Einer den Andern verunreinige. Man gießt daher in ſolchen Fällen das Getränke in die zuſammengehaltenen hohlen Hände. D. V.

Unſer Weg gieng nun durch eine ſandige Ebene; zu unſerer Rechten lagen hohe Berge in der Ferne, und ungefähr um 5 Uhr bekamen wir den Strand des Meeres wieder zu Geſicht, welchem wir eine Strecke weit folgten, bis wir zu einem Fiſcherdorfe gelangten, in welchem wir übernachten wollten.

In und bei dieſem Dorfe fand ich zwar weder Schultri oder Herberge, noch Gebüſche, noch Baumgärten; ja ſelbſt nicht ein Mal einen Baum, und doch gefiel es mir hier; denn der heitere Himmel, die weitgedehnte Ausſicht auf das Meer hinaus, der angenehme, kühle Seewind, der uns entgegen wehte, die weißen Sanddünen und die Brandung am Ufer mit ihrem Silberſchaume; dies Alles zuſammen genommen hielt mich für jenen Mangel reichlich ſchadlos. Ich freute mich, hier wieder Gegenſtände zu ſehen, an deren Anblick ich gewöhnt war, und die ich eine Zeit lang vermißt hatte. Auch war ich ſehr vergnügt darüber, daß ich hier friſche Fiſche haben konnte. Die Fiſcherfahrzeuge *) waren in See gegangen, und man erwartete jeden Augenblick ihre Rückkunft.

Ich ſetzte mich daher an den Strand nieder, blickte in das Meer hinaus, und ſah den erſehnten Fiſcher-

*) Kattemaram (d. h. in malabariſcher Sprache: gebundene Balken) ſind kleine Floſſe, jeder von fünf 15 bis 23 Fuß langen Balken, die mit ſtarken Tauen an einander gebunden ſind; ſie haben kleine Segel, womit ſie über die Wogen hinfliegen, und können ſogar Stürmen trotzen. Auf jedem ſind nur zwei Mann. D. V.

floſſen entgegen. Bald kamen ſie mit vollen Segeln heran und flogen in die Wette an einander vorbei. Der fröhliche Geſang der rückkehrenden Fiſcher wiederhallte aus der Ferne an den Sandhügeln des Ufers, und Tauſende von Möven, welche der kleinen Fiſcherflottille nachfolgten, in der Hoffnung auch Etwas von dem Fange zu erhaſchen, ſchrieen darein. Vorſichtig ſetzten die Fiſcher mit ihren Floſſen über die heftige Brandung, nachdem ſie die Segel eingerefft hatten, und ruderten mit angeſtrengten Kräften durch den gewaltigen Wogendrang und waren beinahe alle zu gleicher Zeit am Strande angelangt. Ihre Weiber empfiengen ſie jauchzend am Ufer, und das ganze Dorf ſtrömte herbei, theils aus Neugierde, theils um einzukaufen. Auch ich mit Franciſko und meinen Kulis gieng zu ihnen hin, und erhandelte für vier Dabus (etwas Weniges mehr, als zwei holl. Stüver) einige gute und ſchmackhafte Fiſche für unſer Nachteſſen.

Man bekömmt in Indien ſelten lebendige Fiſche zu Kaufe; denn die Fiſche ſtehen entweder ſogleich ab, wenn ſie gefangen ſind, oder doch noch, ehe ſie ans Ufer gebracht werden. Die Fiſcher müſſen daher ihre gefangenen Fiſche entweder noch denſelben Abend friſch verkaufen, oder Alles was ihnen davon übrig bleibt, ohne Aufſchub zu Karwaat machen, d. h. trocknen; denn am folgenden Tage würden die Fiſche ſchon verdorben und ungenießbar ſeyn.

Ueberhaupt ſind die Eingebornen dieſes Landes, ſowohl Hinduer, als portugieſiſche Chriſten größere Lieb-

haber vom Karwaat, als von friſchen Fiſchen; auch beſitzen die hinduiſchen Makuas oder Fiſcher wirklich eine beſondere Geſchicklichkeit in dem Trocknen oder Dörren der Fiſche, ſo daß dieſe nicht zu viel von ihrer Kraft verlieren, noch allzu ſehr geſalzen ſind. Unter anderm iſt der ſogenannte Königs-Karwaat *), der, nach meiner Meinung unſern geräucherten Lachs weit übertrifft, ein herrliches Eſſen. Es giebt aber auch noch mehrere andere, ſehr ſchmackhafte Sorten von Karwaat. —

Ich blieb am Ufer, bis die Fiſcher alle ihre gefangenen Fiſche verkauft hatten. Sie wuſchen ſodann ihre Körbe aus, hiengen die Netze zum Trocknen an Stangen auf und zogen ihre Floſſe hoch auf den Strand; dann giengen ſie in ihre Hütten zur Ruhe, um am folgenden Tage mit Sonnenaufgang wieder in See zu ſtechen, und Fiſche zu fangen.

Wir erwählten uns eine Stelle zwiſchen den hohen Sanddünen zum Nachtlager. Ich legte mich in meinen Palankin, und meine Kulis ſtreckten ihre müden Glieder rund um mich her in den Sand aus. Hier wurde ich nicht von quälenden Muskiten geplagt; die kühle Seeluft wehte ſo angenehm, daß ich unbedeckt lag, um ihre Erfriſchung ganz genießen zu können, und das

*) Der Königsfiſch iſt etwas größer, als ein Kabljau; den beſten fängt man bei Sadras. Man dörrt und räuchert ihn; er wird zu den beſten Leckerbiſſen gerechnet, und weit umher verſchickt. D. B.

donnernde Toſen und Brüllen der Wellen in der nahen Brandung wiegte mich in einen ſanften Schlaf ein.

Mit Tagesanbruch ſetzte ich meine Reiſe weiter fort. Anfangs gieng unſer Weg noch eine Strecke weit an dem Meresufer hin; dann entfernte er ſich etwas von demſelben, doch befanden wir uns immer noch zwiſchen Sanddünen, von welchen mehrere mit Bäumen und Gebüſchen bewachſen waren; auch ſahen wir viele Rehböcke, die nicht ſehr ſcheu zu ſeyn ſchienen.

Gegen Mittag kamen wir zu dem großen Dorfe Pannekotte, das an dem gleichnamigen Fluſſe liegt. Aus der Menge von Schutthaufen und Ruinen zerfallener Tempel und anderer Gebäude, die ſich rings um dieſes Dorf her dem Auge darſtellten, konnte man, was auch die Sage beſtätigt, leicht ſchließen, daß dieſer Ort vor Zeiten eine anſehnliche und volkreiche Stadt geweſen ſey.

Ein widriger Schall tönte mir aus der Ferne in langen, ſchleppenden Tönen entgegen. Es war der Schall einer Poſaune (Tareh), der uns ein malabariſches Leichenbegängniß ankündigte. — Der Verſtorbene muß ein Mann von Stand oder Anſehen geweſen ſeyn; denn er wurde in einem Palankin auf den Verbrennungsplatz getragen.

Um ſechs Uhr Morgens begaben wir uns wieder auf den Weg, und fuhren in einem Sangarie (Kahn, aus einem ausgehöhlten Kokosbaume gemacht), über den Fluß. — Die Gegend, durch welche wir nun kamen, war ſehr waldig und wenig bewohnt. Nachmittags um

drei Uhr kamen wir auf einen groſsen Platz, wo wir einen Trupp von ungefähr dreiſsig Reiſenden, Männern und Weibern von mancherlei Kaſten antrafen, die ſich in eine Art von Karawane vereinigt hatten, um durch den Wald von Konar zu ziehen.

Man hatte nämlich ſchon vor langer Zeit zwei ermordete Menſchen in dieſem Walde gefunden, und dies war hinreichend, um das ganze umliegende Land mit Furcht und Schrecken zu erfüllen. Dieſes gieng ſo weit, daſs man ſich tauſend abenteuerliche Geſchichten von Räubern und Mördern, die in dieſem Walde hauſen ſollten, erzählte. Die gutartigen, menſchenfreundlichen Hinduer, ſind nicht an Räubereien und Mordthaten auf öffentlichen Straſsen gewöhnt, weil ſolche Verbrechen unter ihnen nicht vorkommen. Dieſer Vorfall machte daher auch einen ſo tiefen Eindruck auf die Landbewohner, ſo wie auf die Reiſenden, daſs ſeit dieſer Zeit Niemand es mehr wagte, allein durch dieſen furchtbaren Wald zu gehen; man wagte ſich nur gewaffnet und in einiger Anzahl in denſelben. Auch waren die meiſten Männer des Trupps mit Säbeln, Piken oder Stöcken bewaffnet. — Da ich eine Flinte und ein Paar Piſtolen bei mir hatte, und noch obendrein ein Europäer war, ſo erſuchten ſie mich, bei ihnen zu bleiben, und ſie am folgenden Morgen durch den Wald zu geleiten; welches ich auch gern bewilligte.

Da ich aber nicht Luſt hatte, die Nacht ohne Eſſen und Trinken auf dieſem freien Platze hinzubringen; ſo ließ ich mich in das benachbarte Dörfchen Manaar-Sua-

mie tragen, um daſelbſt zu Nacht zu ſpeiſen und zu ſchlafen; aber ich ward getäuſcht; denn ich fand beinahe nichts zu eſſen für mich.

Am andern Morgen machten wir uns alle bei Sonnenaufgange auf den Weg. Ich gieng zu Fuß an der Spitze des ganzen Zuges, die Flinte auf der Schulter und die Piſtole im Gürtel. — Wir zogen wohl zwei Stunden Weges durch dieſen verrufenen Wald, ohne etwas Anderes zu ſehen, als einige Hirſche und Rehe, und eine Menge rother Affen, die uns von den Bäumen herab angrinzten, und tauſend lächerliche Poſſen machten. Der Wald an ſich war ſehr anmuthig, und beſtand aus hohen und dicken Bäumen, die von einer unzähligen Menge verſchiedenartiger Vögel wimmelten, deren munterer Geſang und luſtiges Gezwitſcher ein ſeltſam verwirrtes Konzert bildete.

Als wir endlich wohlbehalten aus dem Walde auf einer offenen Ebene angekommen waren, nahmen meine bisherigen Reiſegeſellſchafter herzlichen Abſchied von mir, dankten mir für meinen Schutz, wünſchten mir Glück und Geſundheit, und ich . . . . . ſtieg wieder in meinen Palankin.

Das Land, durch welches wir nun kamen, ſchien ſehr gut bevölkert zu ſeyn; denn man zählte viele Dörfer und Weiler in demſelben, die alle mit Baumgärten, Betelpflanzungen, Palm- und Kokosbäumen umgeben waren; auch ſah ich mehrere Tamarinden-Wäldchen. — Bald

bekamen wir wieder das Meer zu Geſichte; ſchon von ferne hatte uns die kühle Seeluft entgegen gewehet. Wir kamen über einen Arm des Kiſtnafluſſes, deſſen beide Ufer dicht mit Schilfe bewachſen waren, in welchem eine Menge Waſſervögel niſteten. — Gegen Abend kamen wir in das ſchöne Dorf Opara, das mit ſchönen Bäumen und Gärten umgeben iſt und zwei große, den Gottheiten Siwa und Mariatale geweihte Tempel enthält. — Wir übernachteten hier, und kamen am folgenden Morgen frühe zu Jaggernaikpuram an.

Hier hatte ich unter anderen Bekannten auch einen ſehr guten Freund, Herrn Dormieux, bei welchem ich zu herbergen beſchloſſen hatte, weil ich Geſchäfte wegen einige Tage mich hier aufhalten mußte. — Mein Freund erſtaunte mich wieder hier zu ſehen — ich hatte ſchon vormals einige Monate an dieſem Orte zugebracht — und empfieng mich mit der herzlichſten Freude.

Mein Freund war Wittwer; eine ſiebenzehnjährige Tochter führte ſeine Wirthſchaft. Ach, die gute Henriette lag jetzt todtkrank darnieder; der Kummer über den plötzlichen Tod ihres Bräutigams kurze Zeit vor der Trauung, hatte ihr eine Auszehrung zugezogen; ich fand ſie ſchon ſehr ſchwach, und am dritten Tage nach meiner Ankunft ſtarb ſie. —

Da meine Geſchäfte nun abgethan waren, und dieſer Ort mich jetzt ohnehin anekelte, ſo eilte ich, ihn zu verlaſſen. Ich hatte ihn ſehr verändert gefunden. Denn

durch die Engländer war er in dem Kriege ſehr zu Grunde gerichtet und ſeine Einwohner ſo hart mitgenommen worden, daß man von dem Wohlſtande, der vormals hier herrſchte, kaum noch einen Schatten finden konnte. Die holländiſche Faktorei war muthwilliger Weiſe zerſtört, und der Handel beinahe völlig vernichtet.

O wie viele Beweiſe fand ich überall von dem ſchändlichen, niederträchtigen Betragen der Engländer in Indien! Als Freunde ſind ſie falſch, treulos, verrätheriſch; als Feinde — die ärgſten Barbaren! — Die Bewohner Indiens, die von ihnen befehdet werden, dürfen ſich, wenn ſie unterliegen, nur zum Bettelſtabe entſchließen! — Wann ſie durch unvermutheten Ueberfall oder Verrätherei (die zwei Mittel, die ſie am gewöhnlichſten anwenden) ſich eines Ortes oder Landes bemächtigt haben, ſo plündern ſie Alles rein aus; nichts entgeht ihrer Habſucht; was nur immer einigen Werth hat, das ſchleppen ſie fort, und wo offenbare Gewalt nicht hinreicht, die Einwohner um das Ihrige zu bringen; da nehmen ſie ihre Zuflucht zur Liſt und zum Betruge, und dieſe feinen Hülfsmittel ſchlagen ihnen ſelten fehl! — Ihre Raubſucht kennt in Indien keine Gränzen; denn beinahe nur ſolche Engländer ziehen in dieſes Land, welche Noth oder Geiz antreibt, nach Reichthum zu haſchen, den ſie ſodann um jeden Preiß zu erhalten ſuchen. — Darum gelten dieſe Vorwürfe auch nicht der ganzen Nation.

Nachmittags um vier Uhr verließ ich Jaggernaikpuram in Geſellſchaft des Kauffahrteiſchiffs-Kapitains

Huau, welcher ſich nach Korenga *) begab, wo ſein Schiff lag. Da mein Weg gerade vorbei führte, ſo gieng ich mit ihm; wir rauchten eine Cigarre, und erzählten einander unſere Abentheuer. Mein Gefährte war verſchiedene Male zu Borneo, Atchin und in anderen Theilen der malajiſchen Küſten geweſen, wo er ſich mehrmals in Gefahr befand, von den Eingebornen mit einem Kriß (Dolche) gemäuchelmordet zu werden. — Bei Korenga nahm ich von meinem neuen Freunde Abſchied, ließ den gedachten Ort linker Hand liegen, kam über den gleichnamigen Fluß, und dann noch über einen Arm deſſelben, der dicht bei Gollapalium vorbei läuft, wo wir Abends um ſechs Uhr anlangten. Es war ſchon dunkel und in der Schultri oder Herberge befand ſich Niemand als einige Korwas **) mit ihren Weibern und Töchtern.

Dieſes Gollapalium iſt ein ſchönes Dorf, das den Holländern gehörte, die hier viele Zeuche weben ließen. Es liegt in dem Gerichtsbezirke von Jaggernaikpuram. —

*) Hier iſt eine gute Rheede, auf welcher aber die Schiffe in der ſchlimmen Jahrszeit nicht vor Anker liegen, ſondern in den tiefen Schlamm am Ufer einlaufen, wo ſie dann feſtſitzen; aber auch ganz leicht wieder losgewunden werden können. D. V.

**) Eine Art herumziehendes Zigeunergeſindel. D. V. (Dahin gehören auch die Nut's und Bazeegurs, über welche im erſten Bande der Beiträge zur Kunde von Indien befriedigende Nachrichten mitgetheilt ſind. E.

Morgens mit Tagesanbruche ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort, und kamen durch eine mit hohen Bäumen bewachſene und mit Dörfern und Weilern angefüllte Landſchaft. Der Boden war ſandig, und behielt dieſe Eigenſchaft bis nach Daatſcherom, wo eine fette, ſchwarze Erde die Oberfläche bedeckte, und hier war das Gehölze dünn und die Bäume nicht gar hoch. Kokosbäume fand ich nicht; denn dieſe wachſen lieber im Sande, als in fetter, thoniger Erde.

Zu Daatſcherom frühſtückten wir. Um einer alten Bekanntſchaft willen wollte ich mich eine kurze Zeit aufhalten; aber ich traf ſie nicht mehr an, und Niemand konnte mir ſagen, wo ſie hingekommen wäre.

Dieſes Daatſcherom liegt 12 Stunden von Palikol, iſt eine unbefeſtigte holländiſche Handelsloge, und ſteht eben ſo wie Gollapalium unter Jaggernaikpuram. — Der eigentliche Name des Ortes iſt: Daaschierewarom, d. h. Dorf der Tänzerinnen, weil es, wie die Ueberlieferung ſagt, von einigen Tänzerinnen angelegt worden ſeyn ſoll. — Hier iſt ein berühmter Tempel, dem Rama *) und ſeiner Frau Sitta geweiht. — Zu einer beſtimmten Zeit des Jahres kommen viele Menſchen aus fernen Gegenden hieher, um das Feſt jener Gottheiten zu feiern. — Der gedachte Tempel iſt einer der ſchönſten längs der ganzen Küſte. Er iſt inwendig mit polirten Schieferplatten belegt, und hat einen ausgemauerten Teich.

*) Ein Name, den Wiſchnu bei einer ſeiner Menſchwerdungen trug. E.

Das Dorf ſelbſt iſt groß, wohlgebaut und angenehm gelegen. Im März wird hier ein Jahrmarkt gehalten, den viele Fremde beſuchen; daher leben auch die Einwohner in einigem Wohlſtande. Hier iſt auch ein ſchöner Mangowald mit hübſchen Alleen regelmäßig angelegt, welcher dem von Bimilipatnam nichts nachgiebt. —

Hier werden vielerlei Arten von Kattun gewebt, welche von beſonderer Güte ſind; beſonders ſchön, ja ſchöner, als irgendwo auf der ganzen Küſte werden die Baumwollenzeuche gewaſchen und gebleicht. Man verſteht dieſe Kunſt nirgends ſo gut wie hier.

Gegen Mittag kamen wir in das große Dorf Kolla genannt, wo wir große Alleen von Bananas- oder Piſangbäumen und viele Betelgärten fanden. — Hier befand ſich auch das Grab eines mohriſchen (d. h. muhammedaniſchen) Heiligen oder Santri's, mitten in einem anmuthigen Wäldchen; bei demſelben hatte ein Fakir ſeine Hütte aufgeſchlagen; wie dies gewöhnlich iſt, um für die Erhaltung des Grabes zu ſorgen. Ein ſolcher Einſiedler lebt bloß von den Almoſen, die ihm ſehr ſparſam zu Theil werden, und von den Erzeugniſſen ſeines Gärtchens oder des Platzes, der ſich um ſeine Hütte her befindet. Was ihm mangelt, muß er ſich erbetteln.

Von Kolla aus geht der Weg längs dem hohen Ufer des Fluſſes Unamundu hin, der in der Regenzeit ſo breit und tief iſt, daß man auf einer Prahm über

dieſelben ſehen muß. Jetzt war er aber ſo ſehr ausgetrocknet, daß man auch nicht einen Tropfen Waſſers darin fand.

Der Himmel hatte den ganzen Tag ſtürmiſch ausgeſehen; als wir aber an die Stelle kamen, wo wir durch das ſandige, wohl eine Viertelmeile breite Bette des Fluſſes ziehen ſollten, überfiel uns wirklich ein heftiger Orkan. Der Wind tobte immer ſtärker; meine Kulis konnten ſich kaum noch auf den Füßen erhalten, und ich mußte ausſteigen, um ihnen die Laſt zu erleichtern. Der Wind wirbelte den Sand ſo ſehr um uns her, daß wir nicht mehr ſahen, wo wir hingiengen. Endlich hörten wir den lärmenden Schall von muſikaliſchen Inſtrumenten; dieſem giengen wir nun nach, und erreichten, nachdem wir beinahe eine Stunde in dem Sande umhergeirrt waren, höchſt ermattet das andere Geſtade des Fluſſes, wo wir ein hübſches Dorf fanden, Avarie genannt, das wir noch in Zeiten erreichten, um einem bald nachher ausbrechenden Donnerwetter mit ſchrecklichem Regenguſſe zu entgehen, welches die ganze Nacht hindurch anhielt.

In dem Dorfe war eine geräumige Schultri oder Herberge, die uns ein ſicheres Obdach gegen das ungeſtüme Wetter anbot. Wir fanden in derſelben, außer fünf oder ſechs Reiſenden, auch eine Truppe von Datſcheries oder umherziehenden Tänzerinnen, unter welchen einige nicht übel ausſahen, beſonders ein Mädchen von ungefähr 18 Jahren, das eine freundliche, hübſch geformte Geſichtsbildung hatte, und ſo fein ge-

wachſen war, daß man die Mitte des Leibes hätte umſpannen können.

Um mir die Zeit zu verkürzen, ließ ich dieſe Mädchen vor mir tanzen. Kaum hatten die Schutri's oder Muſikanten zu ſpielen angefangen, ſo kam auch ſchon eine große Anzahl der Dorfbewohner herbeigelaufen, ſo ſchlimm auch das Wetter war; ja, das Gedränge ward ſo ſtark, daß man beinahe hätte erſticken mögen. Die Hinduer und Muhammedaner in Indien tanzen zwar nicht ſelbſt, weil ſie es für unanſtändig halten; aber ſie ſehen dem Tanze gern zu, und hören mit Vergnügen eine lärmende Muſik, die keinem Europäer harmoniſch klingt, dagegen finden ſie keinen Geſchmack an der europäiſchen.

Erſt tief in der Nacht begab ich mich zur Ruhe, und mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg. — Der Wind und Regen hatten aufgehört; das Laub der Bäume, das jetzt von dem Staube gereinigt war, prangte nun mit einem hellern und friſchern Grüne; die Luft war abgekühlt; Alles war heiter, und die ganze Natur ſchien der aufgehenden Sonne entgegen zu jauchzen. Das Land, das wir nun durchzogen, war hügelig und mit hohen Bäumen bewachſen, von deren Wipfeln uns die jubelnden Stimmen einer unzähligen Menge von Vögeln verwirrt entgegen ſchallten. Hie und da ſah man Dörfer und bei denſelben viele mit Tabak und Seſam (einer orientaliſchen Oelpflanze) bedeckte Felder. Das Seſamöl wird von den Eingebornen dieſer Länder häu=

ſig und zu mancherlei Gebrauch angewandt; ſie gebrauchen es nicht nur zur Bereitung der Speiſen, ſondern auch zur Arznei, hauptſächlich als Purgiermittel. Neugebornen Kindern wird jeden Monat Etwas von dieſem Oele eingegeben, als ein Präſervativ gegen alle Kinderkrankheiten.

Es war um eilf Uhr Vormittags, als wir zu dem holländiſchen Komtoir von Palikol kamen. Ich kehrte aber hier nicht ein, ob ich gleich mit den hieſigen Kompagniebeamten ſehr wohl bekannt war, und nahm lieber mein Mittagsmahl in einem angenehmen Wäldchen nicht weit von der Handelsloge ein. Denn wäre ich eingekehrt, ſo würde ich aufs freundſchaftlichſte und beſte bewirthet worden, aber auch genöthigt geweſen ſeyn, mich allzu lange hier aufzuhalten; denn ich kannte die Herren als luſtige Brüder, welche an dieſem einſamen, abgelegenen Orte jede Gelegenheit ergriffen haben würden, um ein Paar Wochen über in Freundes Geſellſchaft das Traurige ihrer abgeſchiedenen Lage zu vergeſſen. —

Das große und ſchöne Dorf Palikol liegt ungefähr 18 Meilen nordwärts von Maſulipatnam, in der Provinz Marſipur. Es gehört den Holländern, die es für 5000 Gulden von den Königen von Golkonda gepachtet hatten, und im Jahre 1613 hier eine Handelsloge errichteten. — Die Waaren, die von hier aus in den Handel kommen, ſind: allerlei Baumwollenzeuche, beſonders ſchöne Zitze, ferner Brennöl, Säcke, Bretter, Latten, Sparren, Bauſteine u. ſ. w. Auch

wird viel von dem Saamen Tantipitlu geſammelt, den man zur Bereitung des Indigo gebraucht.

Um vier Uhr verließen wir dieſen Ort. Das Land blieb eine gute Strecke weit reich an Bäumen und fruchtbar. Baumpflanzungen und Gärten wechſelten ſehr angenehm mit Gebüſchen und Hügeln ab. Schnell veränderte ſich aber die ganze Scene; eine große, dürre Sandfläche dehnte ſich vor uns aus; ſie war bloß mit niedrigem Geſträuche bewachſen. Hie und da ſah man Gruppen von wilden Palmen zerſtreut, und Weiler, von armen Holzhackern bewohnt. Erſt gegen Abend kamen wir in ein großes und volkreiches Dorf, Leitje-Powje genannt, wo wir ſtille hielten.

Die Schultri war anſehnlich und geräumig, aber ſchmutzig und voll von Kaſchi-Kauris mit ihren Töpfen, und anderen Reiſenden. Ich ließ daher meinen Palankin an das Ufer eines nahegelegenen ſehr ſchönen Weihers bringen, der mit herrlichen Kokosbäumen umringt war.

Die gedachten Kaſchi-Kauris oder Kaſchi-Joghis, ſind eine Art Pilgrime oder Mönche, die nach Kaſchi oder Benares wallfahrten, und von da Waſſer aus dem Ganges in großen thönernen Töpfen mit engen Hälſen mitbringen, deren jeder 20 bis 25 Nöſel hält. Dieſe Töpfe ſind, damit ſie nicht ſo leicht zerbrechen, mit dicken Netzen von Stricken umgeben und der Hals iſt mit Thon und Kalk feſt zugeſtopft, und dar-

auf das Siegel des Oberprieſters von Kaſchi gedrückt, welcher noch überdies jedem dieſer Pilger eine ſchriftliche Beſcheinigung mitgiebt, welche beſagt, daß das Waſſer in ſeinen Töpfen das ächte, an der gehörigen Stelle und mit den gewöhnlichen Ceremonieen geſchöpfte Gangeswaſſer ſey. *) — Mehrere dieſer Mönche treiben einen Handel mit ſolchem Waſſer, und verkaufen es an reiche Leute, die es ehrfurchtsvoll aufbewahren. Man gießt den Todtkranken und Sterbenden Etwas davon in den Mund und auf den Kopf; auch wird es zuweilen bei großen Gaſtmälern in kleinen Schälchen den Gäſten umher gereicht. — Die meiſten Pilger geben jedoch dieſes mit ſo vieler Beſchwerlichkeit aus der Ferne herbeigeholte Waſſer an den einen oder den andern berühmten Tempel des Siwa oder Schiwen ab.

Dieſe Kaſchi-Kauris ziehen in Truppen von zehen, zwanzig und mehr Köpfen nach und von Benares. Jeder trägt zwei ſolcher Töpfe, an jedem Ende eines Bambusrohres einen, mit Stricken angebunden, und die Mitte des Rohrs ruht auf der Achſel des Trägers.

Sobald ein Trupp ſolcher Pilger in eine Schultri kömmt, ſo wird ſie ſogleich von allen anderen Rei-

*) Das Waſſer des Ganges wird von den Hinduern für ſo heilig gehalten, als das Weihwaſſer von vielen Katholiken; denn nach der Mythologie der Braminen ſoll der Ganges unmittelbar aus den Himmel abſtammen.

ſenden, wenn ſie Anhänger der bramidiſchen Religion ſind, geräumt, um den Mönchen und ihren heiligen Töpfen Platz zu machen. Dieſes geſchieht nicht nur aus Ehrfurcht vor dem heiligen Waſſer, ſondern auch aus Höflichkeit und Mitleiden gegen die armen Leute, die ſo ſchwer beladen einen ſo weiten Weg zurücklegen. — —

Doch, wieder zu meiner Reiſe. — Nach Gewohnheit machten wir uns mit Tagesanbruch auf den Weg. Gerade vor dem Dorfe ſah ich einen ſchönen Banianenbaum, der ſeine Zweige weit umher verbreitet hatte, und unter demſelben war eine große, über eine Mannslänge breite, gemauerte Bank, auf welcher eine Menge Menſchen von allen Altern und Geſchlechtern theils noch ſchliefen, theils aufgewacht waren, und ſich nun zur Fortſetzung ihrer Reiſe anſchickten. Wie ſchön iſt das Klima, unter welchem man in freier Luft übernachten kann! Wie glücklich iſt das Volk, dem eine Bank zur Schlafſtelle, eine kleine Portion von Pflanzenſpeiſen zur Nahrung und ein Lappen Kattun zur Bekleidung genügt! —

Wir kamen durch die Stadt Mongletur, in welcher ein indiſcher Fürſt oder Radſchah reſidirt. Sie iſt nach indiſcher Art befeſtigt und hat in ihrer Mitte ein Kaſtell.

Um zehen Uhr kamen wir zu der Schultri von Kondapilli, welche die ſchönſte indiſche Herberge iſt, die ich auf dieſer Reiſe geſehen habe; ſie liegt an dem

Eingange eines Waldes. Ich fand in derſelben einige Reiſende, und darunter einen Baanpruſch *) oder Einſiedler, welcher die Waſſerſucht hatte, und dem Tode nahe war. Er war auf der Reiſe nach dem heiligen Tempel von Jagrenat begriffen, in deſſen Angeſicht er gewünſcht hatte, den Geiſt aufzugeben; aber er konnte nun nicht mehr weiter kommen.

Einſiedler, Büßer, Fakirs und dergleichen Leute giebt es in Indien nur allzu viele; die meiſten ſind Müßiggänger und Landſtreicher, die übrigen Fanatiker. Es giebt ihrer von mancherlei Namen, Orden und Sekten. Dieſe Leute ſtehen alle noch in Indien in großem Anſehen. Kein Sütter (von der unterſten Kaſte) kann Eremit werden. — Ein Hinduer von den oberen Kaſten wird oft Einſiedler, wenn er ſehr alt, oder Großvater iſt; er übergiebt ſein Vermögen dem älteſten Sohne, und zieht ſich dann von der Welt zurück in einen Wald, oder in eine andere einſame Gegend, wo er ſich eine Hütte von Stroh baut, und den Ueberreſt ſeiner Tage der Andacht weiht. — Seiner Frau ſteht es frei, ihn zu begleiten, doch dürfen beide nicht mehr als Eheleute mit einander leben. — Jeder Einſiedler muß eine ſehr harte, rohe Lebensart führen, allen Freuden des Lebens entſagten, ſeinen Leib kaſteien und ſeine Zeit mit Andachtsübungen hinbringen; iſt er nicht reich genug, ſeine

*) D. h. gefeſſelter Leib; denn Baan bedeutet in der Samskritſprache binden, und Pruſch ſoviel als Leib, zuweilen auch Seele. D. V.

nöthigſten Bedürfniſſe ſelbſt zu beſtreiten, ſo muß er zuſammen betteln.

Fühlt der Einſiedler ſein Ende nahe, ſo geht er nach Oſten oder Norden zu fort, ohne mehr als drei Mal in 24 Stunden zu ruhen, bis er vor Mattigkeit hinfällt und endlich den Geiſt aufgiebt. — Wünſcht er ſeinem Leben ſelbſt ein Ende zu machen, ſo ſind ihm nach den heiligen Büchern fünferlei Arten des Selbſtmords erlaubt, unter welchen er wählen kann; nämlich entweder ſich auszuhungern, oder ſich in Kuhmiſt zu begraben, denſelben mit eigener Hand anzuzünden, und ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt lebendig zu verbrennen; oder ſich in den tibetaniſchen Gebirgen in den Schnee zu vergraben; oder ſich in einen von den Kanälen zu begeben, durch welche der Ganges ſich in das Meer ſtürzt, daſelbſt ſeine Sünden herzuzählen, und unter immerwährenden Gebeten in dem Waſſer zu warten, bis ein Krokodill herbeikömmt, um ihn zu verſchlingen; oder endlich nicht weit von Allahabad, bei der Vereinigung des Fluſſes Dſchumna mit dem Ganges, ſich die Kehle abzuſchneiden, oder ſich zu erſäufen.

Die Saniaſſi's, Tapaswis und Avedutas führen noch eine weit härtere Lebensweiſe als die Baanpruſchs. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben davon zu ſprechen. — —

Wir hielten uns in dem genannten Dorfe Kondapilli eine ſtarke Stunde lang auf, damit die Kulis ausruhen konnten. Dann ſetzten wir unſere Reiſe

f einem ſandigen Wege durch Gebüſche fort. Ein
genehmer kühler Wind, der uns von Weſten her ent-
gen wehte, ließ mich vermuthen, daß wir uns wie-
r dem Strande näherten, und ich irrte mich nicht;
nn ungefähr um drei Uhr erblickten wir das Meer,
d bald darauf machten wir zu Peddapalam Halt.

Die Einwohner ſind meiſt alle Fiſcher; wir konn-
n hier keine andere Eßwaareu zu unſerm Mittags-
ahle erhalten, als etwas ſchlechten Reiß und Kar-
aat oder gedörrte Fiſche, mit welchen ſie wohl verſe-
n waren. Die Schultri war ganz verfallen und
öllig unbewohnbar; doch der Teich befand ſich noch in
nem guten Zuſtande, und war ſelbſt für ein ſo arm-
ſeliges Dorf ſchön. Er war mit hohen, ſchattigen Ta-
marinden umgeben, die ihre Aeſte weit über denſelben
ausbreiteten, und dadurch eine liebliche erquickende
Kühle erzeugten. In ſeinem kryſtallhellen Waſſer ſah
man die ſorgloſen Fiſche herum ſchwimmen und ſich
unter einander beluſtigen, während verſchiedene Kokus
am Rande unbeweglich auf ſie lauerten, und andere
mit ſtattlichen Schritten um den Teich her wandelten,
um Fröſche und andere Thierchen aufzuſchnappen.

Der Koku iſt eine Art Storch *), dem ägyptiſchen
Ibis, den Beſchreibungen zu Folge, die wir von die-
ſem haben, ſehr ähnlich. Er lebt für ſich allein, und
fliegt nie in Truppen; er nährt ſich bloß von Fiſchen,

*) Eine Gattung Ardea.

Fröſchen, Eidechſen, kleinen Schlangen und anderem Ungeziefer. Man findet ihn gewöhnlich an den Ufern der Bäche, Teiche, Sümpfe und Moräſte, auch in den unter Waſſer ſtehenden Reißfeldern, um auf ſeine Beute zu lauern. Die Nacht bringt er auf einem hohen Baume zu. Er hat einen langſamen, ſtattlichen Gang; oft ſteht er unbeweglich auf einem Beine ſtill, hat den Kopf zwiſchen die Schultern eingezogen, und läßt den Schnabel auf der Bruſt ruhen, als ob er in Nachdenken verſunken wäre. Seine Farbe iſt glänzend weiß; auch nicht ein einziges buntes Fleckchen iſt auf ſeinem Gefieder zu bemerken. Er hat einen ſehr feinen Flaum; aber ſein Fleiſch iſt trocken, mager und ungenießbar. — Der Koku ſteht bei den Hinduern in derſelben Achtung, wie bei uns der Storch, weil er, wie dieſer, das Ungeziefer wegfängt. — Der Koku iſt ſehr gefräßig. Oft iſt er mit Fiſchen, Fröſchen, Eidechſen und dergleichen nicht zufrieden, ſondern wagt ſich auch zwiſchen das Schilfrohr, um einen Aal in ſeinem ſumpfigen Schlupfwinkel zu überraſchen, und ihn mit ſeinem langen Schnabel hervorzuholen. Zuweilen aber wird er bei dieſem Fange garſtig betrogen; wenn er nämlich ſtatt eines Aals auf eine Waſſerſchlange ſtößt, die dann unverſehens ſeinen dünnen Hals umſchlingt, und mit ihren ſcharfen Zähnen ihm den Kopf abbeißt. Ich habe manch Mal den Rumpf eines ſolchen Vogels ohne Kopf auf dem Waſſer treiben geſehen. — —

Da wir wegen der Seltenheit der Lebensmittel nicht zu Peddapalam verweilen wollten, und mir auch

überdies der Ort nicht gefiel, ſo beſchloß ich, dem Rathe eines Einwohners zu Folge, nach Tallapalam zu gehen. Wir hatten noch Zeit genug dazu und konnten, ohne uns zu übereilen, bald nach Sonnenuntergang daſelbſt anlangen. Wir machten uns daher auf den Weg, und es war um 6 Uhr, als wir ankamen.

Als meine Kulis den Palankin vor der Schultri niederſetzten, die ich ſchon von ferne durchaus beleuchtet ſah, ſo konnte ich Anfangs nicht begreifen, was dies bedeuten ſollte? Als ich aber näher kam, erblickte ich eine Menge Feuer, auf welchen Reißtöpfe zum Kochen ſtanden. Kurz die ganze, große, geräumige Herberge, die noch mit zwei Kammern verſehen war, ſtak ſo voll von Menſchen, daß ich für mich und meine Leute keinen Raum mehr finden konnte. Es waren mehr als hundert engliſche Sipaien, mit ihren Weibern und Kindern, welche von Maſulipatnam kamen und ſich hier einquartiert hatten. —

Das war ein Lärm, das war ein Getümmel! Ich blieb einen Augenblick vor der Schultri ſtehen, um das Spektakel mit anzuſehen. Einige ſangen; Andere laſen bei einer Lampe; wieder Andere blieſen auf muſikaliſchen Inſtrumenten; während Einige, die von dem Genuſſe des Bang*) berauſcht waren, gleich anderen

*) Bang (Cannabis indica) eine Art Hanf, deſſen Same gemahlen, mit Arekanüſſen und Zucker vermiſcht, und zu Pillen gemacht wird, welche fröhlich machen und berau-

Betrunkenen lautſchreiend mit einander ſtritten. Mütter zankten mit ihren Töchtern; alte Weiber plapperten, und Andere ſangen ihre Kinder in den Schlaf.

Ich ließ meinen Palankin nach dem Gebüſche bringen, wo auch die übrigen ſtillen und friedlichen Reiſenden ihren Lagerplatz am Fuße der Bäume genommen hatten. Morgens um 4 Uhr begaben wir uns wieder auf den Weg. Der Mond ſchien noch in vollem Glanze; die frühen Krähen ließen ſich noch nicht hören; die Vögel hatten ihre Neſter noch nicht verlaſſen; doch der ſüße Duft der Früchte erfüllte das Gebüſche. Es war zu ſchönes Wetter, als daß ich mich wieder hätte dem Schlafe überlaſſen können; ich unterhielt mich daher mit der Rückerinnerung meiner bisherigen Begebenheiten. —

Um 7 Uhr hielten wir bei dem großen Dorfe Pakaal ſtille. Während meine Leute ihr Frühſtück zu ſich nahmen, gieng ich herumſpazieren, und beſah das Dorf. Vier große Tempel mit ihren Waſſerteichen, von welchen zwei ausgemauert waren, und drei Schultris zierten dieſen Ort. — Ich ſah auch einen Barbierer beſchäftigt, ſeinen Kunden die Köpfe mit ſcharfen Glasſcherben, die er bei ſich führte, glatt zu ſcheeren, ohne daß ſie einigen Schmerz davon empfanden. Zum Barte nehmen ſie aber keine Glasſcherben, weil dort die Haut nicht ſo glatt geſpannt iſt. —

ſchen, wie das Opium. Hindner und Mogolen bedienen ſich derſelben bei Gaſtereien, ſtatt des Weins, der ihnen verboten iſt. D. W.

Um 8 Uhr zogen wir weiter, und giengen gerade zu nach Maſulipatnam. Der Weg wurde nun ſchon lebendiger; Reiſende zu Fuß und zu Pferde, Landleute mit Zugemüſen und Früchten, Wäſcher mit ihren Eſeln; Alles kündigte uns die Nähe der Stadt an, die wir auch, nachdem wir noch durch einige Dörfer gekommen waren, Nachmittags um Ein Uhr erreichten.

So wie wir an die Stadt kamen, ſtieg ich aus dem Palankin, und die Kulis trugen mir ihn nach. — Ich war zu Maſulipatnam ganz fremd, und hatte daſelbſt weder Freunde noch Bekannte. Ich hatte mir vorgenommen, den erſten, den beſten Europäer oder Meſtizen, der mir begegnen würde, nach einer guten Herberge zu fragen, und vor der Hand in derſelben einzukehren, bis ich mir eine eigene Wohnung miethen könnte; denn meine Geſchäfte nöthigten mich wenigſtens ein Paar Monate, vielleicht noch länger in dieſer Stadt zu verweilen.

Man hatte mir bereits ein Haus gezeigt, das man mit dem Namen eines Gaſthofes beehrte, in welchem ein Meſtize Wirth war; aber es gefiel mir nicht, und ich machte mich wieder auf den Weg, um ein anderes aufzuſuchen, worin ich, nach der Verſicherung der Perſon, die mir es anwies, wohl verſorgt ſeyn ſollte. — Nun aber hörte ich eine bekannte Stimme, die mir zurief: „Soyez le bien-venu à *Masulipatnam!*" — (d. h. Seyn Sie zu Maſulipatnam willkommen!) — Ich ſah um mich . . . . . und erblickte Herrn Barlow,

einen meiner beſten Freunde von Sadras. — Unſere beiderſeitige Freude, uns wieder zu ſehen, war ſehr groß. Ich mußte auf der Stelle bei ihm einziehen. Ich nahm ſein mir ſehr willkommenes Anerbieten jedoch nur auf ſo lange an, bis ich eine mir anſtändige Wohnung gefunden hätte. — Ich bezahlte nun meinen Trägern den ausbedungenen Lohn für die Reiſe von Bimilipatnam bis hieher, und gab Jedem zum Geſchenke noch zwei Rupien darüber. Sie dankten mir herzlich und nahmen dann Abſchied von mir. Sie ſagten mir aber, daß ſie noch einige Tage hier bleiben würden, um zu ſehen, ob ſie nicht eine Rückfracht bekommen könnten.

Maſulipatnam liegt unter dem 17ten Grade N. Breite; 5 Meilen nordöſtlich von Diwi. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war dieſer Ort eine der blühendſten Städte in ganz Indien; ſie iſt auf einer kleinen Inſel erbaut, und von Natur feſter, als durch Kunſt. Auf der Seite gegen das feſte Land hin iſt ſie von einem, eine gute halbe Meile langen, Moraſte umgeben, der ſie deckt; denn wenn man die darüber führende Brücke abbricht, ſo kann man ihr nicht leicht beikommen. Aber dieſer Moraſt verbreitet gewöhnlich in der trocknen Jahreszeit einen unerträglichen Geſtank und Giftdünſte, welche viele Krankheiten verurſachen. Das umliegende Land bringt Reiß, Holz und Tabak in Ueberfluß hervor; auf der Inſel Diwi wächſt auch die Pflanze Tſchaai, welche Stellen liebt, die von der Flut überſtrömt werden, und eine ſchöne, dauerhafte grüne Farbe giebt.

Die Schnupftücher von Maſulipatnam ſind hinreichend bekannt *); es werden hier auch mancherlei Zeuche und ſchöner Zitz gewebt, welcher nächſt dem von Palikol und Sadras für den beſten auf dieſer Küſte gehalten wird.

Dieſe Stadt gehörte vor Zeiten zu dem Königreiche Golkonda bis zur Zeit, als Aureng Saheb dieſes Reich überwältigte, und es mit dem mogolſchen vereinigte. Seither haben die Engländer ſich dieſen Platz zuzueignen gewußt, über welchen ſie nun mit ihrer gewöhnlichen Tyrannei herrſchen, indem ſie nicht nur allen Handel der Einwohner an ſich gezogen haben, ſondern auch dieſe Unglücklichen durch Auflagen niederdrücken, ſie ausſaugen und ihnen das Leben verbittern.

Die Stadt hat einige breite und ſchöne Straßen, vier Thore, viele öffentliche Bäder, verſchiedene anſehnliche Götzentempel und Moſcheen, die ihr zur Zierde gereichen; auch iſt ſie ziemlich volkreich. Die Einwohner ſind von mancherlei Nationen; denn neben den Hindüern wohnen hier auch ſogenannte Mohren oder Muhammedaner, und eine beträchtliche Anzahl Armenier, welche letztere, wie man ſagt, die geheimen Agenten der Engländer ſind. — Maſulipatnam ſteht auch wegen ſeiner für die ſchönſten und beſten auf der ganzen Küſte gehaltenen Tänzerinnen (oder gewöhn-

*) Die ſogenannten Maſulipatnam-Tücher werden aber nicht hier, ſondern im Sirkar Guntur verfertigt.

lich ſo genannten Bajaderen) im Rufe. Dieſen mag ſie wohl ehemals verdient haben; jetzt aber fand ich nicht viele, welche dieſen Ruf begründen konnten; auch konnte ich keinen Anlaß finden, dieſer Stadt deshalb einen Vorzug einzuräumen.

Da ich hier der hinduiſchen Tänzerinnen gedenke, und mich dabei erinnere, daß die Reiſebeſchreiber bisher theils nur unvollſtändige, theils unrichtige Schilderungen von denſelben mitgetheilt haben, ſo will ich dieſen Gegenſtand in dem folgenden Abſchnitte ausführlich abhandeln, und ich hoffe, meinen Leſern damit nicht unwillkommen zu ſeyn.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Tänzerinnen oder Devedaſchis.

Die hinduiſchen Tänzerinnen, welche gewöhnlich mit dem portugieſiſchen Namen Bajaderen genannt werden, heißen eigentlich in dem Lande ſelbſt Devedaſchies, welches Wort der in Samſkritſprache zuſammengeſetzt iſt aus Deve (Gottheit) und Daſchie (Sklavin), und damit werden eigentlich und hauptſächlich die dem Dienſte der Tempel und der Götter geweihten Tänzerinnen benannt. (Die zu keinem Tempel gehörigen, herumreiſenden Tänzerinnen heißen Daatſcheries, wie wir im vorhergehenden Abſchnitte geſehen haben.)

In einigen Ländern, wie z. B. Ceylan, Pegu, Siam u. a. nennt man ſie Arambheh, nach Rambheh, der Göttin der Tanzkunſt, Tochter von Soreſoutie, Göttin der Harmonie und Muſik. — Rambheh, eine von den fünf Kebsweibern des Indro, Gottes des Dunſtkreiſes, hat zwei Töchter, Nandie, die Zärtlichkeit, und Bringie, das Vergnügen.

Die Tänzerinnen bringen alljährlich der Rambheh ſowohl als ihrer Mutter, ſo wie auch dem Gotte der Liebe, Kaam*), Opfer.

Die vorzüglichſte Beſchäftigung dieſer Devedaſchies iſt, vor dem Bilde der Gottheit, welcher ſie dienen, es ſey im Tempel oder auf der Straße, wenn das Idol bei feierlichen Proceſſionen umhergetragen wird, zu tanzen, und das Lob und die Thaten dieſer Gottheit abzuſingen.

Zwiſchen den Tänzerinnen der vornehmſten Tempel und denen, welche man bei Feſten und anderen Gelegenheiten rufen läßt, um zu tanzen, und die Gäſte zu beluſtigen, iſt ein großer Unterſchied.

*) Dieſer Gott iſt ein Sohn der Maja (Täuſchung oder Bezauberung); er führt Bogen und Pfeile; der erſtere iſt von Zuckerrohr; die Spitzen der letzteren beſtehen aus Blüten der Amra oder Manga, in deren jeder eine Biene verborgen iſt. Er hat keinen Tempel, doch wird er zu Matea, nicht weit von Agra, verehrt. Ein Fiſch in einem rothen Felde iſt ſein Wappen und Baſſant oder der Frühling begleitet ihn auf ſeinen Zügen. D. B.

Von dieſen letzteren giebt es verſchiedene Gattungen und Klaſſen, z. B. die Nataks, Kaan, Kuthenies, Sutredharis u. ſ. w. Einige derſelben leben unabhängig beyſammen in Truppen von zehen und mehreren Köpfen, ziehen im Lande herum, und theilen ihren Gewinn mit den Muſikanten, die ſie begleiten. Andere ſtehen unter der Aufſicht von Dajas oder alten vormaligen Tänzerinnen, die allein allen Gewinn ziehen, und dieſen Mädchen dafür Koſt und Kleidung geben. Noch andere ſind wirkliche Sklavinnen von ſolchen alten Weibern, welche ſie in ihren jüngeren Jahren durch Kauf oder Annahme an Kindesſtatt an ſich gebracht, und in ihrer Kunſt unterrichtet haben, um in ihren alten Tagen nicht brodlos zu ſeyn.

Außer dieſen giebt es noch mancherlei Arten von Tänzerinnen und Tänzern, und Sängern, welche meiſt alle umherziehende Fremdlinge ſind, von welchen ich hier nicht ſpreche. Dahin gehören die Bykar, welche die Kriege der Götter beſingen; die Darhie aus der Landſchaft Pendſchab, welche gewöhnlich den Armeen folgen, und die Thaten der in der Schlacht Gefallenen und der Helden beſingen, oder die Truppen zum Kampfe aufmuntern; die Duſſun, auch aus Pendſchab, welche Durpud und Sehläh (d. h. Lobgeſänge) bei Hochzeiten und Geburtsfeſten ſingen; die Sestedahli, welche meiſt in Guzurat oder Malva zu Hauſe, und zugleich Dichter und Muſiker ſind; ihre Weiber, die gewöhnlich jung und ſchön ſind, tanzen und ſingen meiſterhaft, und viele andre mehr.

Von allen dieſen ſpreche ich hier nicht, ſondern von den eigentlichen Devedaſchies, die in vielen Punkten von denſelben verſchieden ſind. Dieſer Devedaſchies giebt es zweierlei Hauptgattungen; die vom erſten Range ſind im Dienſte der zwei vornehmſten Gottheiten Wiſchnu und Schiwa. — Brama, die dritte oberſte Gottheit, hat weder Tempel noch Dienſt, folglich auch keine Prieſter und Tänzerinnen.

Die Devedaſchies der gedachten erſten Klaſſe wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels der Gottheit, welcher ſie geweihet ſind, und wo ſie ſchon als Kinder aufgenommen, und in der Muſik, dem Tanze und dem Geſange unterrichtet werden. Sie lernen auch leſen und ſchreiben, welches den Weibern und Töchtern der Privatleute verboten iſt; denn eine honnette Frauensperſon würde ſich ſchämen zu geſtehen, daß ſie leſen und ſchreiben könne.

Ohne beſtimmte Erlaubniß der Oberprieſter darf eine Devedaſchie vom erſten Range nicht aus dem Umfange des Tempels gehen; doch wann das Götzenbild des Tempels bei einer Proceſſion durch die Straßen umher getragen wird, müſſen ſie, wie geſagt, vor demſelben tanzen und ſingen.

Die Devedaſchies der zweiten Klaſſe ſind dem Dienſte der unteren Götter, z. B. dem Kalie, Kartiek, Lokhia, Saraſutie, Indro u. ſ. w. geweiht. Dieſe wohnen nicht in dem Umfange der Tempel ihrer Götzen, ſondern außerhalb deſſelben, wo ſie wollen, doch

in demſelben Orte, und genießen einer vollkommenen Freiheit; ſie können thun was ſie wollen, und gehen wohin ſie wollen; außer daß täglich eine beſtimmte Zahl derſelben der Reihe nach den Dienſt im Tempel verſehen, und bei öffentlichen Proceſſionen alle erſcheinen müſſen.

Der vollen Freiheit ungeachtet, die ſie genießen, iſt es ihnen doch verboten, ſich mit den unreinen niedrigen Kaſten oder mit Europäern und Muhammedanern abzugeben.

Ganz natürlich dürfen die Tänzerinnen der erſten Klaſſe noch weit weniger vertrauten Umgang mit den niederen Kaſten haben; auch ſind in dieſem Falle ſchwere Strafen darauf geſetzt. Der Schaſter (ein Auszug aus den heiligen Büchern) befiehlt, daß wenn Einer aus der niedern Klaſſe der Schutters ſich mit einer Devedaſchie vom erſten Range fleiſchlich vermiſcht habe, demſelben die Hälfte ſeiner Mannheit geraubt, und er, wann er von dieſer Operation wieder hergeſtellt iſt, zum Lande hinaus gejagt werden ſoll; die Devedaſchie aber, die ſich auf dieſe Weiſe vergangen hat, ſoll, nachdem man ihr den Kopf kahl geſchoren und mit Eſelsharn gewaſchen und beide Ohrläppchen abgeſchnitten hat, öffentlich von einem Tſchandal oder Schuhmacher*) mit Ruthen auf den bloßen Rücken gegeißelt werden.

*) Sonnerat nennt die Schuſter Sakliel; ſie ſind ſo verachtet, wie die allerniedrigſten Menſchen unter den Hinduern, weil ſie Kuhleder verarbeiten, und doch trägt Jedermann ſolche Schuhe. E.

Wenn ein Bramin ſich mit einer Tänzerin oder Devedaſchie vom zweiten Range fleiſchlich vermiſcht, ſo muß er ſich durch ein Bad reinigen und eine Geldbuße bezahlen, dies nennt man die Snaan; vergeht er ſich aber mit einer noch geringern, z. B. von der Klaſſe der Nataks, Sutredharies, Kaan u. ſ. w., ſo muß er der großen Buße (Peraſchehut) ſich unterwerfen, welche mit vielen Koſten und Mühſeligkeiten verknüpft iſt, um nicht aus der Kaſte geſtoßen zu werden; iſt es aber ein Pundit oder Schriftgelehrter, der dieſe Sünde begangen hat, ſo ſoll man ihm den Blogthuk*) auf die Stirne brennen, und ihn zum Lande hinaus jagen. — Dieſe Geſetze werden noch in denjenigen Ländern Indiens, die weder unter muhammedaniſcher noch europäiſcher Oberherrſchaft ſtehen, genau befolgt.

Die zu den Tempeln gehörigen Tänzerinnen ſind verpflichtet, das Lob, die Siege und andere Thaten der Götter zu beſingen; allen ihren Feſten beizuwohnen und vor ihnen zu tanzen, ſowohl im Tempel, als bei öffentlichen Umgängen; die Blumenkränze zu flechten, mit welchen die Götzenbilder verziert werden, und die Blumenſträuße zu binden, deren man ſich bei Opfern und zur Verzierung der Altäre bedient. Sie müſſen ferner den Tempel und die Zellen der Prieſter im innern Hofe rein halten, und

*) Dieſes eiſerne Inſtrument zum Brandmarken iſt ein Stämpel, der das weibliche Schamglied ausdrückt.

D. B.

überhaupt alle weiblichen Arbeiten für dieſelben verrichten. Auch ſollen ſie die Wolle reinigen, aus welcher die Kleider der Götzenbilder gewebt werden; die Farbe zubereiten, mit welcher deren Stirn bezeichnet wird; die Lampen im Tempel putzen, mit Oel und mit Dachten verſehen; die Hefen dieſes Oels aufbewahren, mit welchen die Brandopfer angezündet werden, u. ſ. w. Die, welche in dem Tempel des Wiſchnu dienen, müſſen auch die Affen füttern, die man zum Andenken des Honnumaan unterhält*).

Dieſe und andere Geſchäfte liegen den Devedaſchies ob, welche daneben auch die Beiſchläferinnen der Braminen und anderer Männer aus den höheren Kaſten ſind, um zu verhindern, daß dieſe ſich nicht mit gewöhnlichen Buhldirnen oder gemeinen Tänzerinnen abgeben, als wodurch ſie ſich ihrer Kaſte verluſtig machen würden.

Indeſſen muß man nicht glauben, daß die Religion oder die heiligen Bücher der Hinduer die Unkeuſchheit ſelbſt zwiſchen Perſonen von gleicher Kaſte erlauben. Der Schaſter ſagt: Die Hurer ſollen durch Jam Raadſch (den Todtenrichter) verurtheilt werden, eine beſtimmte

*) Nämlich, als Wiſchnu (zu Folge der hinduiſchen Mythologie) in ſeiner ſechsten Verwandlung, als Rama den Raben, König von Lonkai (Ceylan) bekriegte, ſtand ihm ein Heer von großen Affen, unter der Anführung ihres Königs Honnumaan (Anamonta) bei, welcher zum Danke dafür in gewiſſer Hinſicht vergöttert wurde.

d. B.

Zeit von Jahren auf einem Bette von Dornen zu ſchlafen, und ein Bild von glühendem Kupfer oder brennendem Schwefel zu umarmen. Je gelehrter oder in den heiligen Büchern erfahrner Jemand iſt, beſonders wenn er ein Schriftgelehrter oder Weiſer iſt, deſto ſtrenger ſoll er in dieſem Falle beſtraft werden, und deſto länger ſoll ſeine Strafe dauern.

Beſonders diejenigen, welche Keuſchheit gelobt haben, als nämlich die Baanpruſchs, Dapaswie, Jokis, Saniaſſis und andere Büßer, verlieren durch Begehung einer fleiſchlichen Sünde auf Ein Mal alles Verdienſt ihrer guten Handlungen und Büßungen von vielen Jahren her, die dann als ungeſchehen angeſehen werden. Um ſich von dieſer Sünde wieder zu reinigen, müſſen ſie eine Wallfahrt nach Ramaſur, Sorgonaath oder nach einem andern heiligen Platze unternehmen, wo ſie ſodann nach einer langen Reihe von Cäremonien verpflichtet ſind, ihr Gelübde der Keuſchheit zu erneuern, und dann ein noch ſtrengeres Leben zu führen.

Nur allein Unverheuratheten iſt der Umgang mit Freudenmädchen, doch von einer ſchicklichen Kaſte erlaubt; daſſelbe iſt auch einem Ehemanne geſtattet, wenn ſeine Frau mit einer Krankheit behaftet iſt, die ihn hindert, ihr beizuwohnen.

Die Devedaſchies werden, mit Zuſtimmung ihrer Aeltern, ſchon von Kindheit auf zu dieſem Stande erzogen. Die von dem erſten Range werden aus den vor-

nehmſten Kaſten der Boiſey*) und die vom zweiten Range aus den vornehmſten Zweigen der Schütters genommen. Die Tantirbas oder Weber machen es ſich zur Pflicht, wenn ſie fünf Töchter haben, eine derſelben dem Tempel zu weihen.

Ein Mädchen, das eine Deyedaſchie werden ſoll, muß verſchiedene Erforderniſſe beſitzen. Sie muß ſchön von Geſicht, gerade und gut gewachſen, überhaupt wohlgebaut ſeyn; ſie darf kein körperliches Gebrechen, weder eine ekelhafte oder unheilbare Krankheit an ſich haben, noch von den Kinderpocken blatternarbig ſeyn; auch darf ſie noch nicht mannbar oder mit Jemanden verlobt ſeyn. Dieſe und mehrere andere Eigenſchaften werden von den angehenden Devedaſchies ſowohl vom erſten, als vom zweiten Range erfordert; doch bei den letzteren nimmt man es im Ganzen nicht ſo ſehr genau.

Wann Aeltern ein Töchterchen dieſem oder jenem Tempel weihen wollen, ſo thun ſie es dem Oberprieſter deſſelben zu wiſſen, welcher alsbald herbei kömmt, um das Mädchen zu beſichtigen. Findet er daſſelbe tauglich zu dieſem Stande, ſo wird ſogleich der Logno-potr oder Vertrag aufgeſetzt, vermöge deſſen die Aeltern auf alle Rechte an ihr Kind Verzicht thun, und unterzeichnet.

Das Mädchen wird ſodann, feierlich aufgeputzt, im Triumphe nach dem Tempel geführt, wozu man aber

*) Waſchier — die dritte Kaſte? E.

in dem Päntſchjogam oder Kalender einen glückli- chen Tag erwählt. Im Tempel wird das Kind von den Devedaſchies aus den Händen der Aeltern empfangen, und nachdem ſie es in dem Tirtha oder zum Tempel gehörigen Teiche gebadet haben, ziehen ſie ihm ganz neue Kleider an, und ſchmücken es mit den zum Tem- pel gehörigen Juwelen. So geputzt ſtellt der Oberprie- ſter das Mädchen dem Gotte vor, und läßt es das Gelübde nachſprechen, ſich für das ganze Leben dem Dienſte dieſer Gottheit zu weihen. Zur Beſtätigung des Gelübdes wird ihr ein Blumenkranz, mit welchem das Idol geſchmückt war, um den Hals geworfen, und ihr von der Milch, mit welcher es gewaſchen worden iſt, zu trinken gegeben. Hierauf nimmt der Oberprieſter einen Pfriem, durchbohrt ihr damit ein Ohrläppchen, und das Mädchen iſt nun auf immer zum Dienſte der Gott- heit verbunden.

Von dieſer Stunde an wird die Neuaufgenommene in Allem, was ihr zu wiſſeu nöthig iſt, unterrichtet, ſie lernt leſen, ſchreiben, ſingen, tanzen, Muſik, die Geſchichte der Götter, beſonders derjenigen Gottheit, de- ren Dienſt ſie geweiht iſt; ferner die Mongols und Kejurs, eine Art von Lobgeſängen, und dergl. Auch ſtudiert ſie verſchiedene Bücher, nur nicht die Scha- ſters und Beids; denn dieſe zu leſen iſt den Deveda- ſchies verboten.

Es iſt unwahr, was einige Reiſebeſchreiber ſagen, daß nämlich eine junge Devedaſchie genöthigt ſey,

ſich zuerſt dem Oberprieſter des Tempels zu überlaſſen, welchem ſie angehört; im Gegentheile ſteht es ihr frei, ihre Liebhaber innerhalb oder außerhalb des Tempels zu wählen, wenn es anders nur Leute aus den beiden oberen Kaſten ſind, oder auch ihr ganzes Leben hindurch im jungfräulichen Stande zu bleiben.

Die Tänzerinnen der geringeren Gottheiten, oder die Devedaſchies vom zweiten Range werden zwar auf dieſelbe Weiſe zum Dienſte der Tempel eingeweiht, und erhalten denſelben Unterricht, wie die vom erſten; aber ſie ſind nicht ſo ſehr gebunden, da ſie, wie gedacht, außerhalb der Tempel wohnen; auch tanzen und ſingen ſie nicht allein vor den Götzenbildern, wofür ſie ein beſtimmtes Einkommen an Reiß und Geld erhalten, ſondern werden auch zu dieſem Ende zu allen Feierlichkeiten berufen, zu Hochzeiten, Gaſtereien, vornehme Perſonen bei ihrer Ankunft zu empfangen, Geſchenke zu überbringen u. ſ. w. Auf dieſe Art haben ſie ein reichlicheres Einkommen, mehr Vergnügen und Freiheit, als die vom erſten Range. Außer dem Gehalte, den ſie von den Tempeln ziehen, und dem was ſie von ihren Liebhabern erhalten, werden ſie auch bei allen Gelegenheiten, wo man ſie rufen läßt, mit Geld, Kleidern, Zeuchen, oft auch mit Juwelen reichlich beſchenkt. Auch ſind ihre Liebhaber, meiſtens vom Kaufmannsſtande, reicher und freigebiger, als die Braminen. Solche Tänzerinnen gewinnen daher oft ſehr viel Geld, und Manche derſelben tragen für 8 bis 10,000 Rupien Gold und Juwelen auf dem Leibe. Von dem,

was ſie bei Hochzeiten und dergleichen Feierlichkeiten verdienen, erhalten die Muſikanten auch ihren Antheil.

Unter dieſen Tänzerinnen, ſelbſt bei den unterſten Klaſſen derſelben, findet man weder die Unverſchämtheit, noch das anſtößige, widrige Betragen in Gebärden und Mienen, wie bei den Luſtdirnen in Europa. Im Aeußerlichen betragen ſie ſich ſo ſittſam, wie die ehrbarſten Frauen. Unter vier Augen aber thun ſie bei ihren Liebhabern Alles, was dieſen gefallen kann; ſie behandeln ſie mit ſo viel zärtlicher Aufmerkſamkeit, und wiſſen ſich ſo ſehr einzuſchmeicheln, daß es ungemein ſchwer iſt, ſich aus ihren Netzen loszuwickeln. Sie ſuchen auch nicht, wie die europäiſchen Buhlerinnen, ihre Liebhaber zu betrügen, zu beſtehlen und zu Grunde zu richten, um ſie nachher, wenn ſie nichts mehr von ihnen ziehen können, zu verlaſſen, und ſich an Andere zu hängen. Nein, ſie begnügen ſich mit einer mäßigen Belohnung und ſind überhaupt genommen ſehr treu. Man hat viele Beiſpiele, daß ſolche Tänzerinnen ſich nach dem Tode ihrer Liebhaber mit denſelben haben verbrennen laſſen.

Sie bekommen ſelten Kinder; denn ſie beſitzen verſchiedene Mittel, um unfruchtbar zu bleiben; bringt aber eine ein Kind zur Welt, ſo wird es, wenn es ein Mädchen iſt, in dem Gewerbe der Mutter erzogen; iſt es aber ein Junge, ſo wird derſelbe Muſikant.

Die Kleidung einer Devedaſchie iſt ſehr anlockend, und ganz dazu geeignet, um eine gefällige Ge-

ſtalt und Bildung auf das Vortheilhafteſte darzuſtellen. Ihre rabenſchwarzen Haare glänzen wie ein Spiegel von dem wohlriechenden Oele,*) womit ſie dieſelben einſchmieren, und hängen in einem langen, dicken Zopfe bis auf die Hüften herab; in denſelben ſind kleine runde Goldplättchen in abgemeſſenen Zwiſchenräumen von einander eingeflochten, und am Ende iſt eine ſeidene Quaſte mit geſponnenem Golde befeſtigt. Oben auf dem Hinterkopfe glänzt der Tſchorenka, eine runde, goldene Scheibe von der Größe einer flachen Hand. Auf der Stirne iſt das Haar zu beiden Seiten gleich abgetheilt, und von derſelben laufen längs den Schläfen hinter den Ohren herum einige feine goldene Kettchen, welche mit in den großen Zopf eingeflochten ſind. —

Die Ränder ſowohl, als die Läppchen ihrer Ohren ſind durchbohrt, und in denſelben tragen ſie nach ihrem Vermögen Juwelen oder goldene Ringelchen und andern Schmuck. — In der Naſe tragen ſie einen goldenen Ring von der Dicke einer Stricknadel, welcher zwei bis drei Zoll im Durchmeſſer hat; eine Perle oder auch ein anderer Edelſtein iſt gewöhnlich in dieſen Ring gefaßt. **)

*) Sie gebrauchen gemeiniglich die wohlriechende Wurzel Pieſchtok dazu, welche in kleine Stückchen geſchnitten und in Kokosöl geſotten wird. Mit dieſem Oele ſalben ſich die Tänzerinnen nicht nur die Haare auf dem Kopfe, ſondern auch an andern Theilen des Körpers. D. B.

**) Dieſe Naſenverzierung ſcheint Anfangs den erſt nach Indien gekommenen Europäern ſehr ſeltſam und wider-

Sie ſchminken ſich auch, doch nicht roth und weiß, ſondern gelb; ſie bedienen ſich der Kurkuma dazu, indem ſie ihr Geſicht, den Hals, die Arme, und was ſonſt noch von ihrem Körper entblößt iſt, damit beſchmieren. Es iſt eine beſondere Gattung von Kurkuma, welche in der Samſkritſprache Gondha-Hoviedra genannt wird, eine ſchöne goldgelbe Farbe und einen ſehr angenehmen, lieblichen Geruch hat. — Dieſe Schminke läßt ihnen gar nicht übel. — Zuweilen nur geſchieht es, daß ſie ſich die Wangen roth bemalen, weil ſie ſehr blaß von Farbe ſind. Um die rothe Schminke zu erhalten, dürfen ſie nur ein wenig ungelöſchten Kalk in die mit Waſſer abgeriebene Kurkuma thun, die dann ſogleich ihre gelbe in eine hochblutrothe Farbe verwandelt.

Auf der Stirne haben dieſe Tänzerinnen ein kleines Goldplättchen von der Größe eines Stübers, das mittelſt eines klebrigen Harzes, Tikas genannt, an die Haut befeſtigt wird. — Den Rand der Augenlieder färben ſie ſich mit Tſchokko-Tſchaai ſchwarz; dies iſt eine Kompoſition, unter welche hauptſächlich Antimonium kömmt. Dieſer Anſtrich giebt den Augen ſehr viel Lebhaftigkeit, und macht ſie größer ſcheinen, als ſie wirklich ſind.

Um den Hals tragen die Devedaſchies mehrere Schikols oder goldene Ketten. Den Buſen bedeckt

lich; wenn ſie aber ein Mal daran gewöhnt ſind, ſo finden ſie, daß dieſer Schmuck zu dem übrigen Putz der Tänzerinnen paßt, und keine üble Wirkung thut.

D. V.

auf bloßer Haut ein Leibchen mit ganz kurzen Aermeln, die nur etwa ſechs Zoll weit über den Ellenbogen ſich enden; das Leibchen ſelbſt iſt bloß groß genug, um die Brüſte einzuſchließen; es iſt vorne nicht zugeſchnürt, ſondern nur die zwei letzten Enden deſſelben werden unter den Brüſten zuſammen geknöpft, ſo daß ſie dieſe, ohne ſie zu drücken, umfaſſen, und hinaufwärts halten. Denn die Hindu er glauben, daß große Augen und kleine, aber harte runde Brüſte die vorzüglichſte Schönheit eines Frauenzimmers ausmachen. Darum tragen die Tänzerinnen ſo viele Sorge für ihre Brüſte, um ſie ſo lange als möglich feſt und rund zu erhalten. Darin zeichnen ſie ſich ſehr vor vielen Europäerinnen aus, welche ihr Möglichſtes thun, um dieſes Geſchenk der Natur durch Schnürbrüſte und dergleichen Dinge zu verderben. — Unter den Devedaſchies findet man viele, welche die Natur mit einem ſehr ſchönen Buſen begabt hat, und die, um dieſes Geſchenk in möglichſter Vollkommenheit zu erhalten, ihre Brüſte in durchſichtige, fleiſchfarbige Formen einſchließen, die auf dem Rücken mit Bändern befeſtigt ſind. —

Vom Magengrübchen bis zum Nabel iſt der Leib dieſer Tänzerinnen ganz nackt. Dabei tragen ſie lange, dichtanſchließende Hoſen meiſt von geſtreiftem Seidenzeuche, welche bis zu den Knöcheln hinab reichen. — Das Röckchen beſteht aus einem gewöhnlich 9 Ellen langen und 1½ bis 2 Ellen breiten Stücke Zeuch, welches verſchiedene Male um den Unterleib gewickelt wird, und zwar ſo, daß es vorne eine Menge Falten bildet, hinten aber ganz ſtraff

angezogen iſt, und dicht anliegt, damit man die Form der Hüften und der Hinterbacken genau bemerken kann. — Dieſes Röckchen iſt gewöhnlich von weißem Zitz oder Mouſſelin, oder auch von Seidenzeuch, je nachdem es die Vermögensumſtände der Tänzerin geſtatten. Damit dieſes los umgewickelte Röckchen beim Tanzen nicht herabfalle, iſt es über den Hüften mit einem Gürtel von geſchlagenem Silber befeſtigt, der ſich mit einem runden Federſchloſſe ſchließt, und über welchen die oberen Enden des Röckchens vorragen.

Außer dieſen Kleidungsſtücken tragen die Tänzerinnen noch eine Art von Schleier, von feinem, durchſichtigen Zeuche, der ihren Buſen etwas loſe verhüllt, über eine der Schultern geht, auf dem Hintertheile einen zierlichen Bogen bildet, und mit beiden Enden in den Gürtel geſteckt iſt.

Arme und Beine, Fußzehen ſowohl, als Finger, haben ſie mit einer Menge ſilberner und goldener Ringe bedeckt. — Die Spitzen der Nägel färben ſie mit dem Safte einer Pflanze Mindie, auch Lakſcha genannt, roth. — Satt der ehemals in Europa Mode geweſenen Muſchen oder Schönpfläſterchen im Geſichte, bringen ſie hie und da in demſelben ein blaues Fleckchen an. — Die Weiber der Korwas ſind es, die ihnen ſolche Zierrathen nicht nur ins Geſicht, ſondern auch auf die Arme und andere Theile des Körpers, den Buſen ausgenommen, anbringen und mit einer Nadelſpitze allerlei Figuren von Blumen, Vögeln und dergleichen durch Stiche in die Haut

zeichnen, in welche ſodann feiner Holzkohlenſtaub oder Schießpulver eingerieben wird.

Die hinduiſchen Tänzerinnen ſind große Liebhaberinnen von Blumen; ſie behängen ſich auch, wenn ſie tanzen, mit Blumenkränzen, und ſelten ſieht man ſie, ohne einen Blumenſtrauß in den Händen zu haben. So lieben ſie auch alle wohlriechende Oele, beſonders das Roſenöl, Otta genannt.

Eine junge und ſchöne Tänzerin in ihrem vollen Putze, mit ihrem leichten, zwangloſen Betragen und ihrem ſtolzen Gange, iſt wahrlich ein bezauberndes, verführeriſches Geſchöpfe. Ihr einfacher Kopfputz, die leichte Verhüllung eines ſchönen, durchblickenden Buſens, der nackte runde Arm, das dicht anliegende, künſtlich gefaltete Röckchen, das ſchöne Formen zeichnet, die niedlichen Windungen des Schleiers — mit einem Worte, die ganze Kleidung dieſer Mädchen iſt ganz dazu eingerichtet, ihre Reize zu erhöhen, ihnen einen beſondern Glanz zu geben, und über ihre ganze Perſon einen hinreißenden Zauber auszugießen. Jede Bewegung ihrer Kleider zeigt ſich in dem gefälligſten Lichte, und ihre ganze Geſtalt ſtellt ſich dem Auge auf die angenehmſte Weiſe dar, ohne die Sittſamkeit zu beleidigen.

Da die Braminen ſo eifrig darauf bedacht ſind, ihre Tempel vor allen Verunreinigungen ſorgfältigſt zu bewahren, und keinen Europäer oder einen Hinduer von den niedrigen Kaſten in denſelben zuzulaſſen, ſo dringt ſich dabei die Frage auf, warum ſie dennoch Tänzerin-

nen, Perſonen aus den Kaſten der Beiſche und Schutters, und die noch obendrein ein unzüchtiges Leben führen, in das Innerſte ihrer Tempel und vor die Bilder ihrer Gottheit kommen laſſen? — Sie geben zu ihrer Entſchuldigung vor, daß die Tänzerinnen nie bei wichtigen Religions-Ceremonieen, wie z. B. den Homans, oder Brandopfern, Joogs oder täglichen Opfern, Sraadh oder Todtenopfern, Sandhia oder Opfern in harten Zeiten, unfruchtbaren Jahren, bei Krieg und in anderen Nothfällen, u. ſ. w. Dienſte leiſten dürfen; ſondern bloß allein bei den Naatkorm, Nantaks, Jatras und anderen Feierlichkeiten, die bloß dazu beſtimmt ſind, ſich der Freude zu überlaſſen, und die Gottheit mit Lobgeſängen zu ihrem Ruhme zu verherrlichen, wozu man Muſik und Tanz anwendet, was man aber nicht anders haben kann, als wenn man Leute dazu nimmt, welche Profeſſion davon machen.

Sowohl die Hinduer, als die Mohren oder Muhammedaner in Indien halten den Tanz für eine verächtliche Leibesübung, die eines rechtlichen, angeſehenen Mannes und einer ehrbaren Frauensperſon unwürdig iſt; ſie ſetzen denſelben in den gleichen Rang mit dem Seiltanze und anderen Gaukelpoſſen dieſer Art.

Hingegen entehrt das Tanzen die Devedaſchies nicht, weil dieſes ihre Beſtimmung iſt, welcher ſie ſich freiwillig zum Dienſte der Gottheit und zum Vergnügen des Publikums geweiht haben. — Die Muſikanten (Jontries) aber, welche gewöhnlich zu den niederen

Stämmen der Schutters gehören, oder Söhne von Tänzerinnen ſind, iſt es nicht erlaubt, das Innerſte des Tempels zu betreten; ſondern ſie müſſen am zweiten Eingange unter dem Portale ſtehen bleiben, um ihre Blasinſtrumente und Cymbeln zu ſpielen.

Doch dürfen ſich auch die Tänzerinnen, wenn ſie ſchon der Gottheit geweihte und gewiſſermaßen geheiligte Perſonen ſind, dem Götzenbilde nicht eher nähern, als wenn ſie ſich vorher gebadet haben, und überhaupt rein ſind. Zu dieſer Reinheit wird erfordert, daß ſie an demſelben Tage keine Zwiebeln, keinen Knoblauch und keinen Laalſaag (eine Art blutrothes Küchengewächſe) gegeſſen haben; daß ſie Betel im Munde haben; daß ſie nicht krank, nicht verwundet, nicht ſchwanger, mit keinem Gebrechen behaftet ſind, auch nicht die monatliche Reinigung haben. Sie würden ſich eine ſchwere Strafe zuziehen, wenn ſie in einem oder dem andern Falle dennoch das Innerſte des Tempels betreten wollten. Ueberdies dürfen ſie auch nicht mit vielen Kleidern erſcheinen. —

Ihre Tänze ſind von eben ſo verſchiedenen Arten, als die unſrigen. Einige derſelben beſtehen in ſachten und ſchnellen Bewegungen der Glieder, die jedoch regelmäßig und angenehm ſind; andere wieder in leichten und künſtlichen Schritten und Luftſprüngen. Es ſind ſehr auffallende Pantomimen. Mit einer überraſchenden Genauigkeit wiſſen dieſe Tänzerinnen, während ſie ſingen und tanzen, durch Leibesſtellungen und Gebärden, eine

Liebesgeſchichte, oder ſonſt einen Gegenſtand, ja auch ein Gefecht figürlich darzuſtellen. Sie haben es in der Kunſt, Leidenſchaften auszudrücken, ſo weit gebracht, daß unſere geſchickteſten Balletttänzerinnen mit allen ihren Leibesverdrehungen nur als Marionetten neben ihnen figuriren würden.

Ehe der Tanz beginnt, ſtehen die jungen Devadaſchies, das Geſicht mit ihrem Schleier bedeckt, in einer Gruppe beiſammen. Nun erſchallt der einförmige Ton des Turteh *); nach dieſem erhebt ſich der melancholiſche Schall des Nagaſſaram, **) dieſem folgt der Karna ***), der klingende Talan ****), der Matalam †), der Dool ††) und andere Inſtrumente. Sie fangen nicht alle mit einander an zu ſpielen, ſondern eines nach dem andern. — Endlich tritt der

*) Dies iſt eine Art von Dudelſack mit zwei Pfeifen, deren eine, worein man bläſt, drei, die andere vier Löcher hat; dieſes Inſtrument tönt wie ein Baſſon. d. B.

**) Eine Art Hoboe, die ſehr traurige und melancholiſche Töne von ſich giebt. d. B.

***) Eine Art Flöte ohne Löcher. d. B.

****) Zwei Kupferplatten, die gegen einander geſchlagen werden.

†) Eine lange kleine Trommel, die quer vor dem Leibe getragen, und mit den bloßen Händen geſchlagen wird. d. B.

††) Eine große lange Trommel, auf welche an beiden Enden mit hölzernen Klöppeln geſchlagen wird. D. B.

Schelimbikaren*) hinter die Devedaſchies, die nun mit Einem Male ihr Geſicht enthüllen; dann vorwärts treten und ſich in Reihen bilden. Mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit und Kunſt wirbeln ſie unter einander herum, oder tanzen Paarweiſe, und bewegen dabei ihre Augen, Arme, Hände und Finger, ja alle ihre Glieder mit unbeſchreiblicher Geſchicklichkeit und dem ſprechendſten Ausdrucke. Der Schelimbikaren, der ihnen immer auf den Ferſen iſt, wird dabei nicht müde, ſie mit ſeinen Becken und durch ſein Zurufen aufzumuntern, wozu die alten Tänzerinnen

*) Schelimbie oder Tal werden zwei kleine runde Becken genannt, etwas kleiner, als eine Handfläche, deren eines von Stahl, das andere von Kupfer iſt. Dieſe kleinen Becken ſchlägt der davon benannte Schelimbikaren, welcher den Balletmeiſter vorſtellt, und der ſowohl durch Gebärden, als mit ſeiner Stimme und mit jenen Becken den Takt angiebt, und den Tanz dirigirt. — Andere Inſtrumente der Hinduer ſind: Das Binch, eine Art Zither mit kupfernen Saiten; das Ravonoſtrom, eine Geige, die von dem Könige Ravon auf Ceilan (daher ihr Name) erfunden ſeyn ſoll. Ferner ſind die Junter, Whien, Kinner, Sirbhjen, Ambirtieh und Rewah Saiteninſtrumente von verſchiedenen Geſtalten. Das Sirmondel hat 22 Saiten, einige von Eiſen-, andere von Kupferdrath, und wieder andere von Därmen. Die Zahl der Blasinſtrumente der Hinduer iſt ebenfalls anſehnlich; ſie haben mancherlei Trompeten, Hörner, Flöten u. ſ. w. Endlich haben ſie auch noch verſchiedene Arten von Trommeln, Cymbeln und dergl., die alle bei verſchiedenen Gelegenheiten gebraucht werden. D. B.

oder Dajas in die Hände klatſchen und ſingen. Vorzüglich in geſchloſſenen oder Privatgeſellſchaften ſtellen ſolche Mädchen all ihre Kunſt zur Schau. Der liebliche Geruch des Rauchwerks und der Blumen; der Reiz ſo vieler Annehmlichkeiten, die ſie ſo geſchickt auszukramen wiſſen; der Geſang, die Muſik; Alles vereinigt ſich um die Leidenſchaften in Aufruhr zu bringen, wollüſtige Gefühle zu erwecken und die Sinne zu beſtürmen. Inzwiſchen behaupten ſie öffentlich ſo viele Sittſamkeit und Zurückgezogenheit, und wiſſen ſo ſehr die jungfräuliche Schamhaftigkeit nachzuäffen, daß man ſie alle für Veſtalinnen halten ſollte.

Die Devedaſchies vom erſten und zweiten Range werden mit vieler Achtung und Auszeichnung behandelt; ſie ſtehen unter dem Schutze des Publikums und genießen viele Vorrechte. Sie werden auch mit dem Titel Begumie (d. h. Madame) beehrt. Man erkennt ſie für unentbehrliche Zierden des Gottesdienſtes ſowohl, als der Feſte und Privatbeluſtigungen.

Bei Ehrenbezeugungen, die man angeſehenen Fremden erweiſt, oder wenn man ihnen entgegen geht, ſpielen dieſe Mädchen die erſte Rolle, und wenn das Nazareh oder Geſchenk der erſten Audienz einem Vornehmen oder Fürſten gemacht werden ſoll, ſo überbringt es eine Devedaſchie; es iſt alle Mal die erſte aus einem kleinen Trupp von 8 oder 10 Tänzerinnen; ſie überreicht das Geſchenke, das immer eine ungleiche Zahl ſeyn muß, z. B. wenigſtens 11, oder 111, oder 1101

u. ſ. w. Kupken, auf einer mit Betelblättern und Arekanüſſen belegten ſilbernen Platte, und nachdem ſie es mit den erforderlichen Ceremonieen hingegeben hat, kehrt ſie rücklings gehend zu ihren Begleiterinnen zurück, und nun beginnt Muſik und Tanz. —

Dies ſey jedoch genug über dieſen allzu ergiebigen Gegenſtand.

Sechſter Abſchnitt.

Die Ratten und der heiße Landwind zu Maſulipatnam. — Der ſchwärmeriſche Prieſter. — Von den Strafen und Hinrichtungen der Engländer und Holländer in Indien. — Abreiſe von Maſulipatnam.

Da, wie geſagt, meine Geſchäfte mich nöthigten, acht bis zehen Wochen in Maſulipatnam mich aufzuhalten, ſo eilte ich um ſo mehr, mir eine beſondere Wohnung zu ſuchen, da ich nicht nur bei meinem Freunde Barlou allzu enge logirt war, ſondern es noch überdies wegen der vielen Ratten von verſchiedenen Gattungen, von welchen das Haus wimmelte, nicht

*) Man findet nämlich auf dieſer Küſte drei verſchiedene Arten von Ratten; die erſte iſt die gemeine Haus- und Waſſerratte; die zweite heißt Mondjur, iſt etwas größer als eine Maus, von bläulichter Farbe, mit einer ſehr ſpitzigen Schnauze, und giebt einen ſo unangenehmen, durchdringenden Biſamgeruch von ſich, daß man Kopfſchmerzen da-

mehr in demſelben aushalten konnte. Denn kaum wurde es dunkel, ſo kamen dieſe Thiere aus allen Winkeln hervor, ſo daß man ſich nicht mehr vor ihnen zu retten wußte; ſie liefen, wenn ich ſchlief, über mich hin, und plagten mich ſo abſcheulich, daß ich das Haus verlaſſen mußte, ſo gern ich auch bei meinem Freunde geblieben wäre.

Ich fand bald ein bequemes Häuschen, das ich miethete; es beſtand aus drei an einander ſtoßenden Zimmern; das mittlere, das auf der Oſt- oder Seeſeite ganz offen, und auf derſelben bloß von einem Wetterdache gedeckt war, das auf hölzernen Pfeilern ruhte, ſchien mir während der Zeit, in welcher der heiße Landwind wehte, zum Wohn- und Schlafzimmer am tauglichſten.

Gern hätte ich noch vor dieſer ſchrecklichen Zeit, die ungefähr ſechs Wochen im April und Mai dauert,

von bekömmt, alle Lebensmittel, über welche dieſes Thierchen hinläuft, ungenießbar werden, und ſelbſt das Weißzeuch in dieſem Falle gewaſchen werden muß, um es von dem unerträglichen Geſtanke zu befreien. Die dritte Art iſt die Peertſchellje, von der Größe eines kleinen Ferkels und giebt auch ungefähr denſelben Laut, wie dieſes von ſich. (Ohne Zweifel eine Art Cavia? E.) Dieſes Thierchen wühlt ſich in die Erde und thut dadurch den Häuſern großen Schaden. An beide letztere Arten wagt ſich keine Katze; die eine hält ſie durch ihren abſcheulichen Geruch von ſich ab, und die andere ſetzt ſich durch ihre Größe und Stärke in Reſpeckt.

D. V.

dieſen Ort verlaſſen, und meine Reiſe weiter fortgeſetzt; aber meine Geſchäfte erlaubten es nicht, ich mußte bleiben, und dieſe unangenehmen Tage ſo gut als möglich hinzubringen ſuchen.

Jeder ſucht ſich vor den ſchädlichen Einflüſſen dieſer ſchrecklichen Jahrszeit zu verwahren; man gebraucht zu dem Ende allerlei Präſervative, beſonders rühmt man dazu einen Aderlaß; ich aber konnte mich nicht dazu entſchließen.

Mit Recht hält man den Strich der Erde, welcher unter dem Aequator liegt, für den heißeſten. Ich habe beinahe ein Jahr in dieſem Erdſtriche gewohnt; habe zu mehreren Malen die Linie paſſirt; ja ich habe ein Mal wegen einer Windſtille, wo die Hitze auf dem Meere doppelt ſo heftig iſt, als auf dem Lande, vierzehn Tage lang auf einem Schiffe unter dem Aequator zugebracht. Die Sonne ſticht und brennt glühend. Ihre Strahlen fallen ſenkrecht nieder; doch dies Alles iſt nichts gegen die erſtickende Hitze in gedachter Zeit zu Maſulipatnam. Ich kann ſie mit nichts beſſer vergleichen, als mit einem Glutofen, in deſſen Nähe man verweilen muß.

In der erſten Woche iſt dieſe Hitze noch einiger Maaßen erträglich; doch nimmt ſie dann von Tag zu Tage ſo ſehr zu, daß man am Ende nicht mehr weiß, wohin man ſich wenden ſoll, um einige Erleichterung zu erhalten. Das Blut kocht in den aufgeſchwollenen Adern; der Athem wird kurz und ſchwer; das Geſicht

und die Hände werden verſengt; die Haut wird trocken wie Pergament; alle Ausdünſtung ſtockt, und kein Mittel kann ſie wieder herſtellen; man bekömmt heftigen Kopfſchmerz, der von einer Halskrankheit begleitet iſt, ſo daß man kaum ſchlucken kann, und doch wird man dabei von einem unlöſchbaren Durſte gequält. Vergebens ſucht man allerlei Mittel hervor, um ſich abzukühlen; alle ſonſt ihrer Eigenſchaft nach kalte Körper ſind jetzt warm, ja wenn man ſie der freien Luft ausſetzt, werden ſie heiß. Das beſte und einzige Hülfsmittel zur Erleichterung iſt noch dieſes, daß man den größten Theil des Tages in einer mit Waſſer angefüllten Badewanne zubringe.

Der Dunſtkreis, der in dieſem Klima ſonſt ſo rein und helle iſt, wird nun dunkel, düſter und mit einem unſichtbaren Nebel umhüllt, der dem ganzen Horizonte eine trübe blaue Farbe giebt. Die Sonne verliert ihren Goldglanz und ſteht in Geſtalt einer violetten Scheibe am Himmel. Eine allgemeine Dürre verbreitet ſich über das Land. Teiche und Sümpfe trocknen aus; alle grünen Pflanzen werden entfärbt und verſengt; die Blätter der Bäume ſchrumpfen zuſammen und fallen wie Schneeflocken auf die Erde; die Vögel verbergen ſich in das dichteſte Gebüſche; die wilden Thiere verkriechen ſich in ihre Höhlen; Alles flieht und ſucht ſich zu retten; überall herrſcht eine Todesſtille wie um Mitternacht.

Um dieſe Zeit iſt es gefährlich, beſonders in den Mittagsſtunden aus dem Hauſe zu gehen. Die Luft iſt dann

allzuſehr mit elektriſchem Feuer geſchwängert; man ſieht ſogar nahe an der Erde die Strahlen deſſelben hin und her ſchießen, und wenn man das Unglück hat, ſie mit dem Athem einzuziehen, ſo iſt man auf der Stelle todt. Darum wickeln ſich diejenigen, welche um dieſe Zeit genöthigt ſind, vor die Thüre hinaus zu gehen, ein doppeltes Tuch um Mund und Naſe. Viele Menſchen fallen jährlich als Opfer dieſer Art von Samiel *). — Merkwürdig iſt es, daß Leute, welche dieſe Feuerluft einathmen, auf der Stelle über den ganzen Körper blaugefleckt werden, und aufſchwellen, als wären ſie am ſtärkſten Gifte umgekommen.

Bei allen dieſen Ungemächlichkeiten und Plagen ſtürmt es gewöhnlich noch den ganzen Tag, und der Sand wird ſo ſehr in der Luft herum gewirbelt, daß man nicht ſehen kann; er bedeckt Alles, und dringt überall durch, ſelbſt bis in die am beſten verſchloſſenen Zimmer. Zuweilen wird er ſo ſehr durch Wirbelwinde in die Höhe getrieben, daß er auf eine kurze Zeit den Tag zur Nacht macht, und dann fällt er wieder glühend herunter.

Dieſe unerträgliche Hitze wird von dem Landwinde erzeugt, der um die Mitte der heißen Jahreszeit, über die Moräſte und ſandigen Heiden, welche Maſulipatnam auf der Weſtſeite umgeben, weht, und die Glut, welche er mitbringt, über die ganze Landſchaft

*) Der Samiel (oder Samum) iſt ein bekannter tödlicher Wind in den arabiſchen Sandwüſten. D. B.

verbreitet. Er erhebt ſich gewöhnlich Morgens um 10 Uhr, und dauert ununterbrochen fort bis Abends um 4 Uhr, wo dann der Seewind, der die ganze Zeit über als eine Wolkenbank am Horizonte ruht, endlich durchbricht, und mit ſeinem erfriſchenden Hauche die nach Luft ſchnappenden, abgematteten Geſchöpfe erquickt. Auf Ein Mal iſt es, als ob eine drückende Laſt von der Bruſt abgewälzt würde; man athmet wieder freier; die Schweißlöcher öffnen ſich; der brennende Durſt hört auf; Alles kömmt wieder zum Vorſcheine; Menſchen und Thiere erfreuen ſich und ſcheinen wie neugeboren zu ſeyn.

Doch zuweilen geſchieht es, daß der Landwind in ſeinem Kampfe mit dem Seewinde die Oberhand behält, und dieſen bis an das Ende des Geſichtskreiſes zurücktreibt; dann folgt auf einen glühenden Tag eine gleich heiße Nacht. Von Zeit zu Zeit empfindet man einen erſtickenden Qualm; man fühlt eine Unbehaglichkeit, eine Uebelkeit, die nicht zu beſchreiben iſt. Aengſtlich und beklommen wälzt man ſich auf dem Lager hin und her, und ſucht vergebens durch den balſamiſchen Schlaf ſich zu erquicken. — Der Schlaf flieht die peinlich brennenden Augenlieder; man liegt da, wie in einem hitzigen Fieber; man ſtehet zehen Male auf, und legt ſich zehen Male wieder nieder, ohne Ruhe zu finden. So ſchrecklich auch der Tag iſt, ſo iſt doch die Nacht noch weit ſchrecklicher, wenn um dieſe Zeit der heiße Landwind weht. Die Luft iſt dann noch dicker, ſchwerer, mühſamer zu athmen und heißer, als bei Tage. Dazu kommen dann noch die Moskiten, die, ſo wie alles Ungeziefer, zu dieſer Zeit noch heftiger ſtechen und plagen, als ſonſt.

Dieſe ſchreckliche Zeit von ſechs Wochen, während welcher man zu gar nichts fähig iſt, werde ich ewig nicht vergeſſen; ſie hätte mir beinahe das Leben gekoſtet! —

Meine Geſchäfte riefen mich nach Madras, und von da, wenn es möglich wäre, noch weiter gegen Süden; ſobald die heißen Tage vorüber waren, traf ich die Anſtalten zu meiner Abreiſe.

Die Leſer werden ſich erinnern, daß ich bei meinem Abzuge von Jaggernaikuram mit dem Schiffskapitän Huan Bekanntſchaft machte, und denſelben bis nach Korenga begleitete. Dieſer kam nach Maſulipatnam, um mich aufzuſuchen. Sein Patron hatte Bankerott gemacht, und dadurch war nun nicht nur ſein Schiff, ſondern auch ſein noch guthabender Sold verloren. Er war jetzt, mit Einem Worte, bettelarm, und erſuchte mich, ihn einige Tage zu beherbergen.

Ich hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Manne und nahm ihn auf. Als er hörte, daß ich nach Madras reiſen wollte, beſchloß er, mich zu Fuß dahin zu begleiten, und bat mich bloß, ihm bis zu dieſem Orte freie Zehrung zu geben. Von Madras aus hoffte er Gelegenheit zu finden, nach Ceilan hinüber zu kommen, wo er ſich ſchmeichelte, wieder ein Schiff oder ſonſt einen Dienſt zu bekommen.

So gern ich auch allein gereiſet wäre, ſo konnte ich ihm doch ſeine Bitte nicht abſchlagen. Ich hatte ihn liebgewonnen, und wollte ihn nun auch nicht hülflos an

einem Orte zurücklaſſen, wo kein Mittel für ihn war, ſich weiter zu helfen. —

Ehe ich von Maſulipatnam abreiſte, war ich noch Augenzeuge von einem ſeltſamen und lächerlichen Schauſpiele, welches ein kurz vorher von Goa angekommener portugieſiſcher Miſſionar der ganzen Stadt zum Beſten gab.

Sein feſter Vorſatz war, die blinden Heiden zu Chriſten zu machen, d. h. ſie zu taufen, ihnen ein Kreuzchen umzuhängen und ſie ein Ave Maria herplappern zu lehren. — Da er die Landesſprache ſehr ſchlecht redete, ſo ſah er wahrſcheinlich bald ein, daß ſeine Predigten nicht vielen Eindruck auf das verſtockte Volk machen würden; er beſchloß deshalb, ſich eines kräftigern Mittels zu bedienen, das, wie er wähnte, die Heiden unwiderſtehlich zu ihm hinziehen würde. Vermuthlich hatte er geſehen, wie die hinduiſchen Büßer ſich kaſteien und Schmerzen verurſachen, und nun wollte er zeigen, daß auch chriſtliche Prieſter ſich mit eben ſo viel Muth das Fleiſch züchtigen können, als die Tapaswies.

Er bewohnte ein kleines Häuschen; in demſelben entkleidete er ſich mehrere Nachmittage nach einander bis auf den Gürtel, ſetzte ſich unter ein offenes Fenſter und zerfleiſchte ſich den dicken, fetten Rücken mit einer Mönchsgeiſel, daß ihm das Blut hinab lief; dabei hielt er in der andern Hand ein Kruzifix und murmelte Gebete

her. — Man kann leicht denken, welch Auſſe
ein Spektakel an einem Orte machte, wo man
chen Dinge nicht gewohnt iſt! —

Hunderte von Menſchen blieben auf der
ſtehen, um den Pfaffen ſein Weſen treiben z
und dies war gerade das, was der Mönch w
denn er wollte Aufſehen erregen. — Topaſ
rias und anderes gemeines Volk, das ſich zur
liſchen Religion bekannte, warfen ſich vor dem
Manne nieder, und baten um ſeinen Segen, den
nen auch mit vieler Gravität und geiſtlichem
the mit ſeinem nackten Arme zum Fenſter hin
theilte.

Die Engländer trieben, wie leicht zu er
ihren Spott mit ihm, und verhöhnten ihn mit a
Schimpfreden; aber er ließ ſich dadurch nicht ir
chen. — Die Hinduer wußten nicht, was ſie
ihm machen ſollten; Einige hielten ihn für einen
päiſchen Fakir oder Tapaswie; Andere glaubten
ſey ein Büßer, der ſchwere Sünden auf dem Gew
habe, die er durch leibliche Kaſteiung abbüßen wolle;
wieder Andere hielten ihn für verrückt und bemitleid
ihn; die meiſten aber zuckten die Achſeln, und gieng
herzlich lachend von dannen.

Auf ſolche Art wird das Chriſtenthum unter d
Heiden verächtlich gemacht, die ohnehin in Indien g
nichts Gutes von den Chriſten, und ſehr wenig v
ihren Prieſtern ſehen; denn die proteſtantiſchen Predige

Ländern ſind, wenige ausgenommen, Faullen- Hausdiener, und die katholiſchen Geiſtlichen ie Tirannen über ihre Neubekehrten *), und ch bei den Uebrigen lächerlich.

machte nun Anſtalten zur Abreiſe, und dungte f Kulis bis nach Madras, nämlich acht, chſelnd meinen Palankin, und vier, um meine Waſſer von Maſulipatnam angekommenen u tragen. — Ich mußte aber noch einen drei- annehmen, der meinen Vorrath von Arrak, Ei- Thee und andere kleine Nothwendigkeiten, nebſt Päckchen Wäſche trug, welches die ſämmtlichen gkeiten des Kapitäns Huau enthielt.

ie Reiſe nach Madras gedachten wir, Unfälle inderniſſe abgerechnet, in vierzehen Tagen zurück n; wir verſahen uns daher auf dieſe Zeit, weil europäiſche Niederlaſſung auf dieſem Wege an- en iſt, mit allerlei Bedürfniſſen, die man in den n gewöhnlich nicht haben kann.

Alles war nun zu unſrer Abreiſe beſtellt; ich hatte meinen Freunden und Bekannten Abſchied genom- t, und erwartete am folgenden Morgen bei Son-

*) Eine Beſtätigung davon findet man in des franz. Miſſio- nars Perrin kürzlich erſt erſchienenen Reiſe nach Indien, worin er geſteht, daß die Miſſionare die Hinduer für die geringſte Vergehung zu Ruthenhieben und Prügeln verurtheilen. Eine ehrenvolle Ausnahme davon machen je- doch die proteſtantiſchen Geiſtlichen zu Trankebar. E.

nenaufgang meine Kulis; als ich Abends erhitzt und ermüdet nach Hauſe kam, von einem Kopfſchmerz und Fieber befallen wurde, und die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen konnte. Ich befürchtete nun wirklich krank zu werden. — In dieſem Zuſtande traf mich Kapt. Huau an dem zur Abreiſe beſtimmten Morgen, und rieth mir noch einige Tage abzuwarten und jetzt nicht abzureiſen; mein Dobaſchi, der inzwiſchen mit den Trägern herbeigekommen war, ſtimmte auch damit überein, und, entſchloſſen, dieſem Rathe zu folgen, ſchickte ich meine Kulis zurück.

Bald darauf ſagte mein Dobaſchi: „Nun, mein „Herr, können Sie auch die Exekution mit anſehen, die „auf dieſem Platze Statt finden wird; denn gegen „Mittag werden ein Paar arme Parias aufge„henkt, die eines Diebſtahls beſchuldigt ſind."

Dies war mir genug. Ich ließ ſogleich meine Kulis zurückrufen, und eilte, meines Fiebers uneingedenk, abzureiſen, um nur keiner Hinrichtung beiwohnen zu müſſen; denn ſolche Trauerſpiele konnte ich niemals mit anſehen, und an die Juſtizmorde, welche die Europäer in Indien an den Eingebornen verüben, kann ich ohne Schauder gar nicht denken! — Gott ſtehe den armen Hinduern bei, welche der europäiſchen Juſtiz in die Hände fallen! — Wie ſchändlich iſt nicht die europäiſche Handhabung der Gerechtigkeit in ganz Indien! Wie viele arme Hinduer, die kein Geld hatten ſich loszukaufen, haben nicht ſchon unter europäi-

ſchen Henkershänden ſterben müſſen, die erſt nachher für unſchuldig erkannt worden ſind!

Die Engländer ſetzen keine andere Todesſtrafe an, als das Aufhängen; aber die Holländer hatten bisher noch in ihren oſtindiſchen Niederlaſſungen alle ſchauderhafte Leibes- und Lebensſtrafen der verfloſſenen Jahrhunderte, Lebendigverbrennen, Rädern, Kopfabſchlagen, Spießen, u. ſ. w. im Gebrauche; beſonders werden die Sklaven unmenſchlich hart behandelt, wann ſie ſich gegen ihre Herren vergehen, obgleich dieſe durch ihre Tyrannei die Veranlaſſung gaben.

Bei den Hinrichtungen werden in Indien, hauptſächlich auf der Küſte Koromandel, gar wenig Ceremonieen gemacht; man fördert die Verbrecher ab, wie man die Hunde todtſchlägt. Niemand, wenigſtens von den Landeseingebornen, wohnt einer Hinrichtung bei. Man hält dieſes für ſchändlich. Ein hinduiſches Mädchen, welcher man nachſagte, ſie hätte eine Exekution mit angeſehen, würde ſchwerlich mehr einen Mann bekommen. — So weit geht hier die Achtung für Menſchengefühl! — —

Ich reiſete ab. Meine Kulis waren junge, ſtarke Kerle, und flogen mit mir durch die Stadt. — Kapt. Huau war mit meinem Franciſko und den Bagaträgern voran gegangen. Wir holten ſie bald ein, und bildeten nun nur Einen Trupp zuſammen.

Siebenter Abſchnitt.

Das Reiſen. — Lieblicher Abend. — Okalgatta. — Der Jopiteh, Joghie. — Verbrannte Hütten. — Der Kottwal. — Das Gewitter.

Glücklich ſind diejenigen, welche reiſen können! — Es iſt ja wahrlich in der Welt nichts Angenehmeres, als das Reiſen! — Doch, man verſtehe mich wohl, ich meine in einem milden Klima, ja wenn ich es ſagen darf, in Oſtindien, unter den menſchenfreundlichen Hinduern und ..... in einem Palankin; denn dieſes iſt gewiß die bequemſte und ſicherſte Reiſemaſchine, die je erfunden worden iſt! —

In Europa iſt das Reiſen weit unbequemer und unangenehmer. Ich begreife nicht, wie man ein Vergnügen darin finden kann, in den nördlichen Theilen deſſelben zu reiſen. Ich habe auch, mit aller Gemächlichkeit und mit voller Börſe Holland, Teutſchland, Frankreich und einige andere Länder durchreiſet; aber ſtatt des Vergnügens, das doch auch ein Zweck des Reiſens iſt, hatte ich nichts als Aerger, Verdruß, Angſt, Mühſeligkeiten, Gefahren, und dabei noch große Koſten. — Unglücksfälle können einen Reiſenden in jedem Lande treffen; aber alle die Unannehmlichkeiten, welchen ein Reiſender in Europa ausgeſetzt iſt, findet man in Indien nicht, wenigſtens nicht längs der ganzen Küſte bis nach Bengalen u. ſ. w.

Grobe und brutale Poſtmeiſter und Poſtillione; ſchlechte oder doch theure Gaſthöfe, in welchen der Beutel der Reiſenden auf eine heilloſe Weiſe gefegt wird; Straßengeld, Zollbediente, Aufpaſſer, Gaudiebe, Räuber und ſo weiter, giebt es in Indien nicht; der ſchlechten Wege, des Stoßens in den Wägen, des Umwerfens, des fatalen Fahrens auf den Poſtwägen u. ſ. w. nicht zu gedenken. Wer vermag es, alle die tauſendfältigen Verdrüßlichkeiten, Aergerniſſe und Beſchwerlichkeiten aufzuzählen, die man in Europa auf Reiſen hat? Fährt man auch mit Extrapoſt, ſo iſt man nicht beſſer daran; außer daß man ſchneller fortkömmt, von den Gaſtwirthen derber geprellt wird, und mehreren Gefahren von Räubern und Mördern ausgeſetzt iſt. — Beſonders bemitleidete ich immer den Zuſtand der elenden Poſtpferde und ärgerte mich über die Unbarmherzigkeit der Poſtknechte *). —

Ich hatte Maſulipatnam frühe genug verlaſſen, um nicht Zeuge von der Hinrichtung der armen Parias ſeyn zu müſſen. — Das Vergnügen, dieſem Anblicke zu entgehen, und einen Ort zu verlaſſen, der keine Annehmlichkeiten für mich hatte; wo ich all die Pein litt, welche die damalige Jahreszeit den lebenden Geſchöpfen verurſachte, und wo mein Herz blutete, wenn ich ſehen mußte, mit welcher barbariſchen Härte die Engländer die Eingebornen drücken; dieſes Vergnügen und

*) Die weitern Expektorationen unſers gefühlvollen Holländers über dieſen längſt erſchöpften Gegenſtand haben wir hier weggelaſſen. E.

die kühle Morgenluft, die ich nun einathmete, machten, daß ich mich ſchnell wieder erholte; mein Kopfſchmerz ließ nach, und ich verfiel in einen ſanften und ruhigen Schlaf.

Dieſer Schlaf war jedoch uicht von langer Dauer; denn ein Zufall unterbrach ihn; Einer von den Kulis, die meine Koffer trugen, wurde plötzlich von einer Uebelkeit befallen; wir mußten, nachdem wir kaum eine Stunde Wegs zurückgelegt hatten, in dem nächſten Dorfe Halt machen, um einen andern Träger zu ſuchen, den wir auch, doch nur mit vieler Mühe, fanden. Es war darüber ſpät geworden, die Sonne brannte ſchon ſehr heiß; wir konnten nun vor Mittag nicht weit mehr kommen, und darum entſchloß ich mich, in dieſem Dorfe, Korgupeent genannt, auszuruhen, und zu Mittag zu eſſen; worauf wir dann unſre Reiſe weiter fortſetzten, bis wir ungefähr um 5 Uhr Abends zu Malal ankamen.

Dieſes Dorf iſt zwar klein, hat aber dennoch einen hübſchen Tempel und Teich, und viele Mango- und Kokosbäume. Da mir die Schultri nicht gefiel, ſo lagerten wir uns unter einen großen Tamarindenbaum. — Während nun unſere Leute das Abendeſſen zubereiteten, beredete ich meinen Reiſegefährten Huau mit mir einen Spaziergang durch das Dorf zu machen.

Es war ein unvergleichlich ſchöner Abend; die Sonne gieng unter und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Kronen der ſanft durchrauſchten Palmen und die Spitze des

Tempels. Die geflügelten Schaaren kamen von allen Seiten herbei, als hätte die Trompete zum Abzuge geblaſen, um ſich ſichere Ruheplätze auf die einbrechende Nacht zu ſuchen. Die ſchneeweißen Kukos *) erhoben ſich aus den Teichen und Sümpfen und ſetzten ſich auf die Palmen und Kokosbäume; in großer Zahl kamen auch die Papagajen heran, die ſchon von ferne her ihre Ankunft durch ein lautes Geſchrei ankündigten; ihnen folgten die widerlich krächzenden Krähen, welche mit ihrem Heere die Luft verdunkelten und ſich auf den höchſten Bäumen ihre Ruheplätze ſuchten; eine Menge anderer und kleinerer Vögel flog hinterdrein. Bald war die Luft entvölkert; doch zogen noch die wilden Gänſe und Enten in langen Reihen ihren Sümpfen zu. — Jetzt brach die Nacht ein, und die Baurs erſchienen, die ſich in weiten Kreiſen um die Wipfel der Bäume drehten; die Grillen begannen ihren eintönigen Geſang, und das Froſchgequak betäubte die Ohren.

Die vorgenannten Baurs ſind eine große Art von Fledermäuſen **), gelblich roth von Kopf und Hals, und am übrigen Körper ſchwarz; ſie fliegen ſehr hoch und ſchnell, haben ein erſtaunlich ſcharfes Geſicht, und können mit ihren Zähnen die härteſte Frucht durchbeißen. Ihre Flü-

*) Wovon ſchon oben. C.

**) Es iſt ohne Zweifel die *Vespertilio vampyrus.* (franz. *la Roussette*, teutſch auch der fliegende Hund genannt). welche aber nicht mit dem Vampyr in Südamerika zu verwechſeln iſt. (Sonnini's Zuſätze zu Sonneratt's Voyage, T. IV. p. 92.) C.

Dieſe ſchreckliche Zeit von ſechs Wochen, während welcher man zu gar nichts fähig iſt, werde ich ewig nicht vergeſſen; ſie hätte mir beinahe das Leben gekoſtet! —

Meine Geſchäfte riefen mich nach Madras, und von da, wenn es möglich wäre, noch weiter gegen Süden; ſobald die heißen Tage vorüber waren, traf ich die Anſtalten zu meiner Abreiſe.

Die Leſer werden ſich erinnern, daß ich bei meinem Abzuge von Jaggernaikuram mit dem Schiffskapitän Huan Bekanntſchaft machte, und denſelben bis nach Korenga begleitete. Dieſer kam nach Maſulipatnam, um mich aufzuſuchen. Sein Patron hatte Bankerott gemacht, und dadurch war nun nicht nur ſein Schiff, ſondern auch ſein noch guthabender Sold verloren. Er war jetzt, mit Einem Worte, bettelarm, und erſuchte mich, ihn einige Tage zu beherbergen.

Ich hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Manne und nahm ihn auf. Als er hörte, daß ich nach Madras reiſen wollte, beſchloß er, mich zu Fuß dahin zu begleiten, und bat mich bloß, ihm bis zu dieſem Orte freie Zehrung zu geben. Von Madras aus hoffte er Gelegenheit zu finden, nach Ceilan hinüber zu kommen, wo er ſich ſchmeichelte, wieder ein Schiff oder ſonſt einen Dienſt zu bekommen.

So gern ich auch allein gereiſet wäre, ſo konnte ich ihm doch ſeine Bitte nicht abſchlagen. Ich hatte ihn liebgewonnen, und wollte ihn nun auch nicht hülflos an

einem Orte zurücklaſſen, wo kein Mittel für ihn war, ſich weiter zu helfen. —

Ehe ich von Maſulipatnam abreiſte, war ich noch Augenzeuge von einem ſeltſamen und lächerlichen Schauſpiele, welches ein kurz vorher von Goa angekommener portugieſiſcher Miſſionar der ganzen Stadt zum Beſten gab.

Sein feſter Vorſatz war, die blinden Heiden zu Chriſten zu machen, d. h. ſie zu taufen, ihnen ein Kreuzchen umzuhängen und ſie ein Ave Maria herplappern zu lehren. — Da er die Landesſprache ſehr ſchlecht redete, ſo ſah er wahrſcheinlich bald ein, daß ſeine Predigten nicht vielen Eindruck auf das verſtockte Volk machen würden; er beſchloß deshalb, ſich eines kräftigern Mittels zu bedienen, das, wie er wähnte, die Heiden unwiderſtehlich zu ihm hinziehen würde. Vermuthlich hatte er geſehen, wie die hinduiſchen Büßer ſich kaſteien und Schmerzen verurſachen, und nun wollte er zeigen, daß auch chriſtliche Prieſter ſich mit eben ſo viel Muth das Fleiſch züchtigen können, als die Tapaswies.

Er bewohnte ein kleines Häuschen; in demſelben entkleidete er ſich mehrere Nachmittage nach einander bis auf den Gürtel, ſetzte ſich unter ein offenes Fenſter und zerfleiſchte ſich den dicken, fetten Rücken mit einer Mönchsgeiſel, daß ihm das Blut hinab lief; dabei hielt er in der andern Hand ein Kruzifix und murmelte Gebete

her. — Man kann leicht denken, welch Aufſehen ſol-
ein Spektakel an einem Orte machte, wo man dergl-
chen Dinge nicht gewohnt iſt! —

Hunderte von Menſchen blieben auf der Straſ-
ſtehen, um den Pfaffen ſein Weſen treiben zu ſehen
und dies war gerade das, was der Mönch wünſchte;
denn er wollte Aufſehen erregen. — Topaſen, Parias und anderes gemeines Volk, das ſich zur katholiſchen Religion bekannte, warfen ſich vor dem heiligen Manne nieder, und baten um ſeinen Segen, den er ihnen auch mit vieler Gravität und geiſtlichem Hochmuthe mit ſeinem nackten Arme zum Fenſter hinaus ertheilte.

Die Engländer trieben, wie leicht zu erachten, ihren Spott mit ihm, und verhöhnten ihn mit allerlei Schimpfreden; aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen. — Die Hinduer wußten nicht, was ſie aus ihm machen ſollten; Einige hielten ihn für einen europäiſchen Fakir oder Tapaswie; Andere glaubten, er ſey ein Büßer, der ſchwere Sünden auf dem Gewiſſen habe, die er durch leibliche Kaſteiung abbüßen wolle; und wieder Andere hielten ihn für verrückt und bemitleideten ihn; die meiſten aber zuckten die Achſeln, und giengen herzlich lachend von dannen.

Auf ſolche Art wird das Chriſtenthum unter den Heiden verächtlich gemacht, die ohnehin in Indien gar nichts Gutes von den Chriſten, und ſehr wenig von ihren Prieſtern ſehen; denn die proteſtantiſchen Prediger

Beſtürzung an; er ſprang auf und lief in größter Eile davon. Vermuthlich hatte die Ueberraſchung, einen Vers in der heiligen Sprache aus dem Munde eines Europäers zu hören, ihn auf die Gedanken gebracht, es ſey ein böſer Geiſt, der die Geſtalt eines Weißen angenommen habe, um ihn in ſeiner Andacht zu ſtören. — Er floh ohne rückwärts zu ſehen, und warf eine Hand voll Sand über ſeine linke Schulter, um den böſen Geiſt von ſich abzuhalten. — Es that mir wehe, dieſen frommen Mann beunruhigt zu haben; denn jeder Reiſende muß die Religionsgebräuche des Landes ehren, das er beſucht. —

Man nennt dieſe Art von Joghies, zum Unterſchiede von den übrigen Bettelmönchen, Jopiteh-Joghies*), welches in der Samſkritſprache einen Mann bezeichnet, der ſich dem Nachdenken über Gott und ſeine Eigenſchaften geweiht hat, und darin verharrt.

Die Pflichten der Joghies ſind folgende. — Ein wahrer Joghie (ſagt der Schaſter) muß fühllos ſeyn für Kälte und Wärme, für Schmerz und Vergnügen, für Ehre und Verachtung; er muß das Gute und Schlimme in gleichem Werthe halten. Wenn er die tauſend heiligen Namen der Gottheit **) überdenken will, muß er ſich

*) Jopiteh bedeutet nachdenkend, und Joghie, ein frommer, gottesfürchtiger Menſch. Das Wort Joog hat in der Samskritſprache eine Menge von verſchiedenen Bedeutungen. D. V.

**) Die Samskritſprache iſt ſo wortreich, daß ſie für den Namen Gottes tauſend verſchiedene Benennungen hat, welche

nenaufgang meine Kulis; als ich Abends erhitzt und ermüdet nach Hauſe kam, von einem Kopfſchmerz und Fieber befallen wurde, und die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen konnte. Ich befürchtete nun wirklich krank zu werden. — In dieſem Zuſtande traf mich Kapt. Huau an dem zur Abreiſe beſtimmten Morgen, und rieth mir noch einige Tage abzuwarten und jetzt nicht abzureiſen; mein Dobaſchi, der inzwiſchen mit den Trägern herbeigekommen war, ſtimmte auch damit überein, und, entſchloſſen, dieſem Rathe zu folgen, ſchickte ich meine Kulis zurück.

Bald darauf ſagte mein Dobaſchi: „Nun, mein „Herr, können Sie auch die Exekution mit anſehen, die „auf dieſem Platze Statt finden wird; denn gegen „Mittag werden ein Paar arme Parias aufge„henkt, die eines Diebſtahls beſchuldigt ſind.“

Dies war mir genug. Ich ließ ſogleich meine Kulis zurückrufen, und eilte, meines Fiebers uneingedenk, abzureiſen, um nur keiner Hinrichtung beiwohnen zu müſſen; denn ſolche Trauerſpiele konnte ich niemals mit anſehen, und an die Juſtizmorde, welche die Europäer in Indien an den Eingebornen verüben, kann ich ohne Schauder gar nicht denken! — Gott ſtehe den armen Hinduern bei, welche der europäiſchen Juſtiz in die Hände fallen! — Wie ſchändlich iſt nicht die europäiſche Handhabung der Gerechtigkeit in ganz Indien! Wie viele arme Hinduer, die kein Geld hatten ſich loszukaufen, haben nicht ſchon unter europäi-

ſchen Henkershänden ſterben müſſen, die erſt nachher für unſchuldig erkannt worden ſind!

Die Engländer ſetzen keine andere Todesſtrafe an, als das Aufhängen; aber die Holländer hatten bisher noch in ihren oſtindiſchen Niederlaſſungen alle ſchauderhafte Leibes- und Lebensſtrafen der verfloſſenen Jahrhunderte, Lebendigverbrennen, Rädern, Kopfabſchlagen, Spießen, u. ſ. w. im Gebrauche; beſonders werden die Sklaven unmenſchlich hart behandelt, wann ſie ſich gegen ihre Herren vergehen, obgleich dieſe durch ihre Tyrannei die Veranlaſſung gaben.

Bei den Hinrichtungen werden in Indien, hauptſächlich auf der Küſte Koromandel, gar wenig Ceremonieen gemacht; man fördert die Verbrecher ab, wie man die Hunde todtſchlägt. Niemand, wenigſtens von den Landeseingebornen, wohnt einer Hinrichtung bei. Man hält dieſes für ſchändlich. Ein hinduiſches Mädchen, welcher man nachſagte, ſie hätte eine Exekution mit angeſehen, würde ſchwerlich mehr einen Mann bekommen. — So weit geht hier die Achtung für Menſchengefühl! — —

Ich reiſete ab. Meine Kulis waren junge, ſtarke Kerle, und flogen mit mir durch die Stadt. — Kapt. Huau war mit meinem Francisko und den Bagageträgern voran gegangen. Wir holten ſie bald ein, und bildeten nun nur Einen Trupp zuſammen.

Siebenter Abſchnitt.

Das Reiſen. — Lieblicher Abend. — Okalgatta. — Der Jopiteh ⸗ Joghie. — Verbrannte Hütten. — Der Kottwal. — Das Gewitter.

Glücklich ſind diejenigen, welche reiſen können! — Es iſt ja wahrlich in der Welt nichts Angenehmeres, als das Reiſen! — Doch, man verſtehe mich wohl, ich meine in einem milden Klima, ja wenn ich es ſagen darf, in Oſtindien, unter den menſchenfreundlichen Hinduern und ..... in einem Palankin; denn dieſes iſt gewiß die bequemſte und ſicherſte Reiſemaſchine, die je erfunden worden iſt! —

In Europa iſt das Reiſen weit unbequemer und unangenehmer. Ich begreife nicht, wie man ein Vergnügen darin finden kann, in den nördlichen Theilen deſſelben zu reiſen. Ich habe auch, mit aller Gemächlichkeit und mit voller Börſe Holland, Teutſchland, Frankreich und einige andere Länder durchreiſet; aber ſtatt des Vergnügens, das doch auch ein Zweck des Reiſens iſt, hatte ich nichts als Aerger, Verdruß, Angſt, Mühſeligkeiten, Gefahren, und dabei noch große Koſten. — Unglücksfälle können einen Reiſenden in jedem Lande treffen; aber alle die Unannehmlichkeiten, welchen ein Reiſender in Europa ausgeſetzt iſt, findet man in Indien nicht, wenigſtens nicht längs der ganzen Küſte bis nach Bengalen u. ſ. w.

Grobe und brutale Poſtmeiſter und Poſtillione; ſchlechte oder doch theure Gaſthöfe, in welchen der Beutel der Reiſenden auf eine heilloſe Weiſe gefegt wird; Straßengeld, Zollbediente, Aufpaſſer, Gaudiebe, Räuber und ſo weiter, giebt es in Indien nicht; der ſchlechten Wege, des Stoßens in den Wägen, des Umwerfens, des fatalen Fahrens auf den Poſtwägen u. ſ. w. nicht zu gedenken. Wer vermag es, alle die tauſendfältigen Verdrüßlichkeiten, Aergerniſſe und Beſchwerlichkeiten aufzuzählen, die man in Europa auf Reiſen hat? Fährt man auch mit Extrapoſt, ſo iſt man nicht beſſer daran; außer daß man ſchneller fortkömmt, von den Gaſtwirthen derber geprellt wird, und mehreren Gefahren von Räubern und Mördern ausgeſetzt iſt. — Beſonders bemitleidete ich immer den Zuſtand der elenden Poſtpferde und ärgerte mich über die Unbarmherzigkeit der Poſtknechte *). —

Ich hatte Maſulipatnam frühe genug verlaſſen, um nicht Zeuge von der Hinrichtung der armen Parias ſeyn zu müſſen. — Das Vergnügen, dieſem Anblicke zu entgehen, und einen Ort zu verlaſſen, der keine Annehmlichkeiten für mich hatte; wo ich all die Pein litt, welche die damalige Jahreszeit den lebenden Geſchöpfen verurſachte, und wo mein Herz blutete, wenn ich ſehen mußte, mit welcher barbariſchen Härte die Engländer die Eingebornen drücken; dieſes Vergnügen und

*) Die weitern Expektorationen unſers gefühlvollen Holländers über dieſen längſt erſchöpften Gegenſtand haben wir hier weggelaſſen. C.

Die vorerwähnte Geſchichte hatte mein Blut in die heftigſte Wallung gebracht, und ich zürnte beinahe eben ſo ſehr auf den feigen Dorfſchulzen, als auf den niederträchtigen Engländer. Ich kannte die Gewalt und das Anſehen der hinduiſchen Kottwals; ſie haben mehr Geſchäfte und eine größere Verantwortlichkeit, als gewöhnliche europäiſche Dorfſchulzen, aber weniger Einkommen. — Sie ſollen für die Ruhe und Sicherheit ihres Dorfes beſorgt ſeyn; ſie ſollen Seelenregiſter führen, und über die Untergebenen, wie ein Vater über ſeine Kinder wachen; ſie dürfen keine Geſchenke annehmen, noch ſich unerlaubte Vortheile zueignen; die ganze Polizei ihres Ortes iſt ihnen übertragen; ſie müſſen für die Vollziehung aller religiöſen und bürgerlichen Geſetze ſorgen, u. ſ. w. u. ſ. w., wozu ihnen dann auch die erforderliche Gewalt eingeräumt iſt; aber freilich gilt dieſes nur von den Kottwals, die unter hinduiſcher oder muhammedaniſcher Oberherrſchaft ſtehen; denn in den Gebieten und Ländern, welche unter dem Drucke der habſüchtigen Engländer ſchmachten, herrſcht keine ſolche Ordnung mehr, ſondern bloß Deſpotism und Tyrannei! — —

Ich reiſete weiter. Eine halbe Stunde von dem Dorfe Serligatta kamen wir auf einen hohen Hügel, von welchem herab wir in der Ferne das Meer erblickten, das wir aber bald wieder aus dem Geſichte verloren. Unſer Weg gieng eine Zeit lang über eine dürre, ſandige Haide, auf welcher wir nicht eine einzige Hütte, ſogar auch nicht einen einzigen Baum erblickten; wir fanden nur Geſträuche und Stauden, in deren Gebüſchen

ſich eine Menge Haſen, auch Schakalle (Goldfüchſe) aufhielten.

Wir eilten eine einzeln am Wege ſtehende Schultri zu erreichen, die uns einen ſichern Schutz gegen das fürchterliche Gewitter anbot, das im Begriffe war, über uns auszubrechen. Die Hitze war beinahe den ganzen Tag unerträglich, und die Luft ſchwül und trocken. Die Muskiten und andere Fliegen kamen aus ihren Hinterhalten in den Gebüſchen hervor, und fielen uns mit unbeſchreiblicher Wut an. — Der Himmel umwölkte ſich; Alles verkündigte ein ſchröckliches Ungewitter. Um demſelben zu entgehen, waren wir ſchon entſchloſſen, in das nächſte Dorf Narrekudreh, das wir erſt verlaſſen hatten, zurückzukehren; doch meine Kulis hofften noch die gedachte einzeln ſtehende Schultri vor dem Ausbruche des Gewitters zu erreichen; aber wir waren noch eine Viertelſtunde davon entfernt, als der ganze Himmel ſich plötzlich verfinſterte. Meine Träger liefen nun aus Leibeskräften der Herberge, die wir ſchon wahrnehmen konnten, mit mir entgegen, und kaum waren wir daſelbſt angelangt, ſo brach auch das Gewitter mit entſetzlicher Gewalt aus; es donnerte Schlag auf Schlag, und die Blitze leuchteten ſo blendend, daß man die Augen nicht ganz öffnen konnte.

Zum Glücke war die Herberge, in welche wir uns noch zu rechter Zeit flüchteten, mit einem doppelten Schirmdache, einem äußern und innern verſehen, und in zwei Kammern abgetheilt. Wir lagerten uns unter das

innere Schirmdach, wo wir noch Raum fanden, obgleich, nach meiner Schätzung, etwa ſechzig Reiſende, Weiber und Kinder mit eingerechnet, hier beiſammen waren. Wir befanden uns daher etwas eingeengt; doch herrſchte unter allen dieſen Leuten von verſchiedenen Kaſten und Völkerſchaften völlige Ruhe und Eintracht. Jeder ſuchte dem Andern ſo wenig als möglich im Wege oder läſtig zu ſeyn. Einer gab dem Andern nach. Jede Familie, auch manche einzelne Perſon kochte für ſich ihren Reiß zum Nachteſſen, ohne ſich mit der Andern abzugeben. Jeder ſpeiſete für ſich, und verzehrte ſeinen Avella (in der Hülſe geröſteten Reiß), oder Agappa (Reißkuchen), oder was er ſonſt hatte, in völliger Ruhe, ohne ſich um die Uebrigen zu bekümmern.

Was mich am meiſten wunderte, war, daß ich unter allen dieſen Leuten nicht eine einzige Perſon fand, welche einige Furcht vor dem Gewitter geäußert hätte. Allen war demnach ein Gefühl unbekannt, das ſo vielen gebildeten Europäern zur Schande gereicht. Die Kinder ſchliefen oder ſpielten, die Männer ſangen, laſen oder ſprachen mit einander; die Weiber und Mädchen ſtritten ſich, und kochten dabei das Eſſen. — Alle zeigten dieſelbe Ruhe und Munterkeit, als wenn es der ſchönſte Abend geweſen wäre.

Der ſtarke Marſch hatte meinen Reiſegefährte Huau ſo ſehr ermüdet, daß er ſich ſogleich nach dem Nachteſſen ſchlafen legte; ich wollte ihm darin nachfolgen; aber die fürchterlichen Donnerſchläge, das heftige Rauſchen des Regens und das verwirrte Geräuſch ſo vieler Menſchen, die

hier beiſammen waren, machten mir das Einſchlafen unmöglich. Ich richtete mich daher wieder auf, ſteckte eine Cigarre an, und ſuchte Jemand, mit welchem ich meine Langeweile durch Schwazzen vertreiben könnte. Ich erblickte einen Mohren oder Muhammedaner, der ganz allein ſaß, und ſeinen Betel kaute. — Ich winkte ihm und ſchenkte ihm ein Glas Arrak ein, nachdem ich das Glas zuerſt rein gemacht hatte. Er nahm es mit Höflichkeit *) an, wiewohl mit der linken Hand (welches in Indien eine Unhöflichkeit iſt); doch entſchuldigte er ſich deshalb ſogleich vollgültig; denn er hatte keine rechte Hand mehr; er hatte ſie als Sipai in der Schlacht bei Perambani verloren.

Ich war erfreut, Jemanden gefunden zu haben, welcher dieſer ſo wichtigen Schlacht perſönlich beigewohnt hatte, und erſuchte daher meinen neuen mohriſchen Freund, mir die Geſchichte derſelben zu erzählen, wozu er auch ſogleich bereit war.

Da der Bericht von dieſer Schlacht, welchen er mir auf dieſe Weiſe mittheilte, vollkommen mit den glaubwürdigſten der ſchon bekannten Beſchreibungen derſelben übereinſtimmt, ſo will ich ihn hier, mit einigen Erläuterungen und Zuſätzen verſehen, meinen Leſern unter meiner Bürgſchaft vorlegen.

*) Die Muhammedaner in Indien trinken durchaus keinen Wein, weil er im Koran ausdrücklich verboten iſt; aber da in dieſem heiligen Buche nichts vom Arrak, Branntwein und anderen ſolchen ſtarken Getränken ſteht, ſo halten ſie dieſe für erlaubt. D. V.

Achter Abſchnitt.

Die Schlacht von Perambani. — Der Kiſchna. — Die unerwartete Genugthuung. — Das Dorf Elletur. — Die engliſche Raub-Expedition. — Etwas über die Kriege und Beſitzungen der Europäer in Indien.

Zu Anfange des Kriegs zwiſchen den Engländern und dem Nabob von Maſſur, Hyder Ali Khan Bahader, im Jahr 1780, kehrte der brittiſche Oberſtlieutenant Bailly mit 800 Mann europäiſcher Infanterie, 10 Bataillons Sipajen, einigen Artilleriſten und 15 Stück groben Geſchützes aus der Provinz Guntur zurück, die er ausgeplündert hatte, um ſich mit der Hauptarmee unter dem General-Major Sir Hector Munro, die nicht weit von Chengleput im Lager ſtand, wieder zu vereinigen.

Die ſchlimme Jahrszeit war bereits eingetreten; einige Flüſſe, über die der brittiſche Oberſtlieutenant ſetzen ſollte, waren ſchon ſehr angeſchwollen, wodurch ſein Marſch erſchwert und verzögert wurde; doch von dem Feinde ward er nicht beunruhigt; nur machten umherſchwärmende Kavallerie-Korps zuweilen einen Verſuch, ſeinen Nachtrab anzufallen. Ihr eigentlicher Zweck war aber, wie man in der Folge ſah, die Engländer zu beobachten, und von allen ihren Bewegungen dem Tippu Saheb Nachricht zu geben. Dieſer Sohn des Hyder Ali hatte ſich mit einem ſtarken Truppenkorps zwiſchen

die brittiſche Hauptarmee und das detaſchirte Korps des gedachten Oberſtlieutenants geſtellt, um dieſes leztere zu erwarten.

Sobald Oberſtlieutenant Bailly ſichere Kunde davon erhielt, machte er Halt; weil er ſich für zu ſchwach hielt, um dem Feinde die Spitze bieten zu können. Er ſchickte daher auf der Stelle verſchiedene Harkarrahs (Boten, auch Spione) an den General Munro ab, um denſelben von dem Vorhaben des Feindes zu benachrichtigen, ihm die gefährliche Lage anzuzeigen, in welcher er ſich damals befand, und ihn zu bitten, durch eine Bewegung vorwärts dem Feinde eine Diverſion zu machen, und ihm dadurch Gelegenheit zu geben, ſein detaſchirtes Korps mit der Hauptarmee zu vereinigen.

General Munro blieb deſſen ungeachtet, aus welchen Gründen, iſt nicht bekannt, unbeweglich in ſeinem Lager ſtehen, ohne ſich, wie es ſchien, um den Oberſtlieutenant Bailly viel zu bekümmern. — Erſt drei Tage nachher ſchickte er ihm den Oberſt Fletcher mit einer Kompagnie Kadetten, zwei Regimentern Bergſchotten und zwanzig Grenadier-Kompagnien von Sipajen zu Hülfe.

Dieſes Detaſchement kam nach einem großen Umwege, den es machen mußte, glücklich bei dem Korps von Bailly an, und dieſer hielt ſich nun für ſtark genug, um dem Tippu Saheb, falls dieſer ihn angreifen ſollte, Troz bieten zu können. — Von dem Feinde war

jedoch noch nichts zu ſehen, als in der Ferne herum ſchwärmende leichte Reiter, welche aber die Engländer nie aus den Augen verloren. Die Britten machten ſich zum Kampfe gefaßt, und rückten immer vorwärts.

Am zweiten Tage ſeines Marſches kam das brittiſche Armeekorps ungefähr um 12 Uhr Mittags ſehr ermüdet in einem großen Walde, Namens Perambani an, durch den es ziehen mußte, und wo man auszuruhen gedachte. — Hier hatte Tippu Saheb einen Hinterhalt angelegt, der ſeine erwünſchte Wirkung that. — Denn Bailly, der nicht das Mindeſte davon vermuthete, zog mit ſeinen Truppen ganz unbeſorgt in dieſen Wald. Kaum befanden ſie ſich in der Mitte deſſelben, ſo wurden ſie in der Fronte und in den Flanken von drei verdeckten Batterien begrüßt, welche fürchterlich auf ſie feuerten. — Die brittiſchen Truppen liefen ſogleich Sturm auf eine derſelben, und eroberten ſie; aber das Feuer der beiden anderen wütete ſo ſchröcklich, daß ſie dieſelbe eiligſt wieder verlaſſen und ſich zu dem übrigen Korps zurückziehen mußten. Bald aber ſahen ſie ſich auf allen Seiten von den Feinden umzingelt. Nun blieb ihnen nichts anders mehr übrig, als ſich mannhaft zu wehren, und ſich wo möglich durch die Feinde hindurch zu ſchlagen. Es gelang ihnen auch, doch mit vieler Mühe und hartem Kampfe, aus dem Walde herauszukommen, in welchem die brittiſchen Truppen wegen des dichten Gebüſches nicht deployiren konnten; doch außerhalb des Waldes erblickten ſie nun das Lager der Mäſſurer vor ſich, und die Armee in Schlachtordnung, mit neuen Batterien, die auf ſie losdonnerten.

Bailly erſchrak nicht über dieſe drohende Gefahr; er nahm ſeine Maaßregeln darnach, und bildete aus ſeinem Armeekorps ſchnell ein Bataillon quarré, das an jeder Ecke Kanonen hatte, und ſo erwartete er die Angriffe des Feindes, um ſie mit Nachdruck abzuweiſen.

Nun ſtürmten die Mäſſuriſchen Reuter von allen Seiten auf die bewegliche Feſtung heran, und munterten einander mit wildem Geſchrei auf. Drei Male wiederholten ſie den Anfall, und jedes Mal wurden ſie gezwungen, mit großem Verluſte zurück zu weichen; denn aus mehreren tauſend Feuerſchlünden blitzte ihnen der Tod entgegen. Wütend wie ein vom Felſen zurückprallender Waldſtrom kehrten ſie geſchlagen zurück.

Inzwiſchen donnerte das grobe Geſchütz unaufhörlich auf die Mäſſuriſchen Haufen los, die ihnen aber hierin nichts ſchuldig blieben, und ihnen noch überdies unzählige Fougeitos oder Feuerpfeile *) zuſchickten. Mörderiſch

*) Dieſe Feuerpfeile, deren ſich die Hindu er im Kriege bedienen, ſind eiſerne Stangen von 8 bis 10 Fuß Länge und ungefähr 3 Zoll Dicke; an dem einen Ende derſelben iſt ein ſchwerer eiſerner Köcher oder Scheide mit Pulver gefüllt, welches durch ein kleines Loch in der Scheide oder Büchſe angezündet wird und dann fliegt die Stange mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit davon, dreht ſich immer im Kreiſe herum, und kann oft da, wo ſie niederfällt, 5 bis 6 Menſchen tödten oder gefährlich quetſchen. Es ſind beſondere Leute dazu abgerichtet, dieſe Feuerpfeile zu ſchleudern, zu deren Regierung viele Kraft und Geſchicklichkeit erfordert wird, um ihnen eine horizontale Richtung zu geben. D. V.

wüteten dieſe feurigen Wurfpfeile in den enggeſchloſſenen Gliedern des brittiſchen Heerhaufens; doch dieſer blieb, ungeachtet eine große Zahl fiel, wie eine unerſchütterliche Mauer Mann an Mann ſtehen, und bildete ein Bollwerk von Feuerröhren mit aufgeſteckten Bajonnetten.

So wurde lange gefochten. Beide Heerhaufen ſchwebten lange zwiſchen Furcht und Hoffnung; alle Anfälle der Mäſſuriſchen Reuterei wurden glücklich zurückgeſchlagen; aber dagegen war es auch dem Anführer Bailly unmöglich, das feindliche Heer zu durchbrechen; als mit Einem Male das Gefecht entſchieden wurde; ein Feuerpfeil fiel mitten in das Viereck, welches das brittiſche Korps bildete, traf einen Pulverwagen, und ſprengte dieſen nebſt noch drei andern in die Luft. Dieſer entſetzliche Unfall brachte die brittiſchen Truppen in Verwirrung; Beſtürzung und Schrecken bemächtigten ſich dieſer Krieger; die meiſten, welche die Urſache dieſer fürchterlichen Exploſion nicht kannten, glaubten, der Feind ſey ſchon mitten unter ſie eingedrungen. Viele dachten ſchon auf die Flucht und verließen ihren Poſten, und in den wogenden Gliedern entſtanden Oeffnungen. — Dieſes bemerkte der Sohn des Mäſſuriſchen Helden von dem Rükken des Elephanten herab, auf welchem er ſaß; er ſah den entſcheidenden Augenblick herangekommen, und befahl mit donnernder Stimme einen allgemeinen Angriff.

Schnell wie ein Blitz ſtürzten nun ſeine Reuter aufs neue mit geſenkten Speeren und wütendem Geſchreie auf die Britten los, deren Anführer eiligſt die Glieder wie-

der herzuſtellen ſuchten; aber dieſe Eile vermehrte nur die Verwirrung; mit ängſtlichem Zurufen rannten ſie hin und her, um Alles wieder in die vorige Ordnung zu bringen, und die feindliche Kavallerie mit den Bajonnetten abzutreiben! — Aber, es war leider ſchon zu ſpät! — Gleich einem Orkane ſtürmten nun die Mäſſuriſchen Reiter heran, und jetzt gelang es ihnen, die Glieder des brittiſchen Heerhaufens zu durchbrechen, und von allen Seiten her zuſammen zu ſtürzen. Mit fürchterlichem Geſchreie kamen das Fußvolk und die übrigen Truppen des Tippu Saheb hinterdrein. Die Verwirrung ſtieg unter den Engländern aufs höchſte, und nun ward das unordentliche Gefecht allgemein, und ein entſetzliches Gemetzel begann. — Es war ein Grauſen erregender Anblick bei dieſem tobenden Gewirre und Mordgewühle! Ein Theil der brittiſchen Truppen ſuchte ſich aus dem Gedränge loszuwickeln und zu entkommen; ein andrer, die ſchottiſchen und bengaliſchen Truppen, Bailly an ihrer Spitze, fiengen verzweiflungsvoll von Neuem an zu fechten, und kämpften wie Raſende; ſie verbreiteten Schrecken und Tod um ſich her; aber ſie mußten unter der Uebermacht erliegen. — Bailly mit einigen Wenigen entgieng dem Tode und wurde kriegsgefangen; dieſes hatte er den franzöſiſchen Artilleriſten zu danken, die ſich bei Tippu Sahebs Armeekorps befanden, und es verhinderten, daß er mit den ihn umgebenden Offizieren und Soldaten niedergehauen wurde.

Das Schlachtfeld war mit Blut, mit Leichen und Verſtümmelten überdeckt. Der Verluſt der Engländer in

dieſem Treffen wird zu 2100 Europäern und 8000 Sipajen angegeben, die alle zuſammen geſäbelt wurden. — So endigte ſich dieſes erſte Gefecht zwiſchen den Kriegführenden Parteien!

General Munro befand ſich mit der Hauptarmee nur 7 engliſche (1¾ teutſche) Meilen von dem Kampfplatze entfernt. Sobald er Bailly's Niederlage durch Sipajen von deſſen Korps, die ſich mit der Flucht gerettet hatten, erfuhr, zog er ſich in ſo großer Eile 26 engliſche Meilen weit nach Chenglepur zurück, daß er ſeine Bagage, ja ſogar ſein grobes Geſchütz dahinten ließ, welches dann dem Feinde in die Hände fiel.

Würde damals Hyder Ali mit ſeiner Hauptarmee gegen Madras gezogen ſeyn, und hätte Tippu Saheb ſein Korps verſtärkt, und den General Munro in Chenglepur eingeſchloſſen, ſo würde Madras, in dem Zuſtande, in welchem es damals war, gewiß in ſeine Hände gefallen ſeyn, ehe Hülfe aus Bengalen hätte herbeikommen können. Dann würden die weißen Tyrannen von dieſer Küſte vertrieben worden ſeyn. — Welch' ein Glück für die Menſchheit in Indien; welch ein Ruhm für den Nabob, wenn er dieſe große That vollbracht hätte! — —

Mein Geſellſchafter endigte ſeine Erzählung; Mitternacht war vorüber, und das Gewitter wütete noch, das erſt ſpäter aufhörte. Ich legte mich nun zur Ruhe nieder; aber das Geräuſch der Reiſenden, die ſich vor Tage wieder auf den Weg begaben, weckte mich bald

aus meinem Schlafe auf. Nicht lange nachher wurden auch meine Leute wach, und wir reiſeten weiter.

Ein lieblich kühler Morgen bewillkommte uns. Der Staub war von den Baumblättern abgewaſchen; der Boden war hart; die Luft hatte ihre Federkraft wieder erhalten; die ganze Natur ſchien verjüngt zu ſeyn, und Alles hatte ein heiteres Anſehen.

Unſer Weg gieng durch eine hügelige, hie und da mit lichten Gruppen verſchiedener Bäume bewachſene Landſchaft, und aus den Gebüſchen wehte uns der ſüße Duft von Kalderablumen und anderen wohlriechenden Pflanzen entgegen.

Der Boden war ſo ſandig und trocken, wie wir bisher noch keinen geſehen hatten; doch verwandelte er ſich allmälich in eine fette ſchwarze Erde; ein ſicherer Beweis, daß wir uns nicht mehr weit vom Fluſſe Kiſchtna *) befanden. Die Landſchaft nahm, je näher wir demſelben kamen, eine anmuthigere Geſtalt an; wir ſahen jetzt angebaute Aecker, Gärten voll ſchöner Obſtbäume

*) Dieſer Fluß ſcheidet Golkonda von Karnatik; er entſpringt in dem bekannten Gebirge Ballegat (Gat) durchſtrömt die Provinzen Dekan (im engern Verſtande) und Viſiapur, bis er längs den Diamantengruben herabfällt; bei Anargundur vertheilt er ſich in drei Arme, die ſich einige Zeit nachher wieder in zwei vereinigen, deren ſüdlichſter und größter bei dem Dorfe Sippelur, und der andere bei Kallepillie ins Meer fällt.

D. B.

von allerlei Arten, Reiß- und andere Getraidefelder, auch zerſtreute Dörfer und Weiler.

Der Fluß, bei welchem wir bald ankamen, war ſchon weit in ſein Bette zurückgetreten, und durch die Sonnenhitze ſehr vermindert worden; wann aber in der Regenzeit die Waldſtröme von den Bergen herabſtürzen, und von allen Seiten her Waſſergüſſe dieſem Fluſſe zuſtrömen; dann ſchwillt er ſchnell und fürchterlich an; er tritt an vielen Orten aus ſeinen Ufern, und nimmt dann bei der großen Ueberſchwemmung des Landes umher, die Geſtalt eines Meeres an. — Da, wo der Fluß wegen der hohen Ufer nicht austreten kann, ſtrömen ſeine eingeengten Wogen mit fürchterlichem Ungeſtüme und äußerſter Schnelligkeit dahin. Oft muß man, beſonders wenn es ſtark geregnet hat, mehrere Tage warten, ehe man über dieſen Strom fahren kann. Dies war aber nicht der Fall, als wir an ſeinem Ufer anlangten. Wir paſſirten ihn gegen Kiſchtnapatnam über, wo der Fluß auch in der trockenen Jahreszeit mehr als 15 Fuß tiefes Waſſer hat *), ohne alle Schwierigkeit; doch mußten wir über eine halbe Stunde warten, ehe wir die nöthigen Fahrzeuge zum Ueberſchiffen erhalten konnten. Man bedient ſich nämlich zur Ueberfahrt der Reiſenden großer,

*) Hier widerſpricht Hr. Haafner unſeren Geographien und Charten; denn dieſen zu Folge liegt Kiſchtnapatnam am Fluſſe Kandeler und der Kiſchtna oder Kriſchna fließt viel weiter nördlich. — Ein Verſuch dieſes Räthſels zu löſen, kann hier nicht Raum finden, und muß auf eine andere Gelegenheit verſpart werden. E.

runder Körbe mit flachem Boden, die ringsum und unten mit Leder überzogen ſind. Sie haben gewöhnlich zwölf Fuß im Umfange; doch giebt es auch größere, welche 10 bis 12 Perſonen faſſen können, von welchen immer zwei den Korb mit Pagaien (Rudern) ſteuern und fortſtoßen müſſen. In ſolchen Körben darf man ſich, wie leicht zu erachten, nicht viel bewegen, um ſo mehr, da ſie allezeit im Kreiſe herum treiben. Palankine und Hakkaries (zweiräderige Fuhrwerke) werden in doppelten, d. h. mit Bretern an einander gefügten Sangaries oder ausgehöhlten Kokosſtämmen übergeführt.

Die Zeit ward mir hier bei dem Warten nicht zu lange; denn ich befand mich in einer wahrhaft paradieſiſchen Gegend, wo die anmuthigſten Ausſichten ſich vor meinen ſtaunenden Augen längs dem herrlichen Fluſſe hin ausbreiteten. — Still floß jetzt derſelbe in maleriſchſchönen Bogenkrümmungen dahin, und noch am Ende ſeiner weiten Laufbahn umſchlang er mit ſeinen blauen Armen die beholzten Inſeln, die ſich vor ſeinem Ausfluſſe befinden. Rechts und links, ſo weit man ſehen konnte, ſpiegelten ſich die ſchwankenden Kronen der Palmen und Kokosbäume in ſeinen Fluten, und weiterhin boten niedliche Wäldchen auf kleinen Hügeln dem Auge einen ſchönen Ruhepunkt an. — Das Rufen und Singen der Arbeiter jenſeits des Waſſers, die kreiſchenden Stimmen der Weiber, das Gebell der Hunde, das Blöken des Viehes, das in den Gebüſchen Schatten, und Waſſer um ſeinen Durſt zu löſchen ſuchte, ſchallte in verwirrten Tönen zu uns herüber.

Zu Kiſchtnapatnam traf ich meinen Bedien Franciſko wieder, der ſchon um Mittag hier angeko men war. — Es war um vier Uhr und die Sonne ſta noch hoch; dennoch beſchloß ich da zu bleiben, und dieſen Tag nicht weiter zu reiſen; theils weil mir das ſch Dorf Kiſchtnapatnam ſo ungemein wohl gefiel, u ich nicht hoffen durfte, bald wieder einen ſo angene men Ort zu finden; theils um meinem Reiſegefährt Huau Zeit zu geben, auszuruhen, da ihn, wie ich ſa das ungewohnte Gehen äußerſt ermüdete.

Dicht an dem Ufer, an welchem wir landeten, ſta eine kleine Schultri, die ich, wegen ihrer ſchönen La zu unſerer Nachtherberge erwählte, ob ſie gleich ſchon e was baufällig war, und man mir ſagte, daß hi noch drei andere Schultris wären, worunter auch ei große und ſchöne aus der alten Zeit. Doch, die herrlich Ausſicht längs dem Fluſſe, die ich hier genoß, die Kühle welche das Waſſer verbreitete, und das erfriſchende Lüft chen, das uns über den Fluß herüber entgegen wehte verleiteten mich, der erſtgedachten kleinen Schultri de Vorzug zu geben. Es waren auch nur wenige Reiſend darin, nämlich einige Kaſchie-Kauris *) mit ihren ge füllten Töpfen, welche eine Seite dieſer Herberge in Beſi genommen hatten; auf der andern lagerten wir uns, und die zwei übrigen waren wegen der Baufälligkeit dieſe Hauſes unbrauchbar.

*) Von welchen oben im vierten Abſchnitte ausführlich geſprochen worden iſt. C.

Der hinduiſchen Geſchichte zu Folge war Kiſchtna-
am vor Zeiten die Haupt- und Reſidenzſtadt eines
tigen Königs. Einige verſichern, ſie ſey von Kiſchtna
t worden, der auch ſelbſt einige Zeit hier reſidirt
Dem ſeye, wie ihm wolle, von ihrer alten Pracht
Herrlichkeit iſt nichts mehr übrig, als zwei alte Tem-
und die vorgedachte große Schultri.

Das Dorf ſchien mir ſehr volkreich zu ſeyn; auch
en wir darin Lebensmittel in Ueberfluß und um ei-
Spottpreiß. — Kaum hatten wir in der Schultri
genommen, als ein Paar Fiſcher (es befanden ſich
mehrere mit ihren Kähnen auf dem Fluſſe) zu uns
ruderten, um ihren Fang uns zu Kaufe anzubieten.
kaufte Fiſche für unſer Nachteſſen und Francisko
tete ſie dann zu.

Inzwiſchen wollte ich, nach meiner Gewohnheit, ei-
Spaziergang in und um das Dorf machen, um deſ-
Gebäude und andere Merkwürdigkeiten zu beſehen;
r ich blieb, als wir auf der andern Seite des Fluſſes
n Palankin ankommen ſahen, welcher auch ſogleich
rgeſetzt wurde. — Ein junger engliſcher Offizier ſtieg
Land, und einer meiner Kulis entdeckte mir ſogleich,
er ihn für denſelben erkenne, der eine Stunde früher
wir von Maſulipatnam abgereiſet, und der tolle
heber der Feuersbrunſt zu Serligatta ſey. — Wo
er ſich inzwiſchen aufgehalten haben müſſe, konnten wir
nicht errathen; denn wir hatten immer geglaubt, er ſey
eine beträchtliche Strecke Weges vor uns hinaus.

Sein Anblick brachte mein Blut in Wallung, un ich konnte den Wunſch nicht unterdrücken, eine Gelege heit zu finden, an ihn zu kommen, um ihn wegen ſein ſchlechten Aufführung zu Serligatta zu Rede zu ſtelle und ihn zu einer Entſchädigung der Verunglückten zu nö thigen. Dieſe Gelegenheit bot ſich mir ſchneller dar, al ich gedacht hatte, und ich erreichte meinen Zweck über mein Erwartung.

Es war nämlich die ganze Seite der Schultr wo wir uns gelagert hatten, frei, und ob ich gleich mei nen Palankin unter das Obdach ſtellen ließ, ſo blie doch noch Raum genug auf dieſer Seite für andre Reiſen de übrig. — Sobald der gedachte Engländer an Land geſtiegen war, kam er auf uns zu, und blieb vo der Schultri ſtehen. Nachdem er uns eine Weile ſtar angeſehen hatte, fragte er uns endlich mit rauher Stim me: „Was für Landsleute ſeid ihr?“ — „Wi ſind Holländer!“ antwortete ich, und ſah ihn nich an. — „Holländer!“ — hörte ich ihn halblaut mur meln — „Gott verdamme die Holländer!“ — Hierauf fuhr er in einem trotzigen gebieteriſchen Tone fort „Laßt dieſen Palankin wegnehmen, und mach mir Platz!“ —

Wenn eine hinduiſche Familie, ja wenn nur ein einziger Hinduer mich um dieſe Gefälligkeit erſucht hätte, ſo würde ich ihm auf der Stelle willfahrt haben; doch mit dieſem unverſchämten Engländer, der uns mit ſo vielem Trotze und Verachtung begegnete, und auf welchen

ich ohnehin ſchon einen Zahn hatte, wollte ich durchaus nicht unter Einem Dache ſchlafen. — Ich antwortete ihm daher in einem ſchneidenden Tone und mit einer Miene voll Verachtung: „Der Palankin bleibt wo er iſt! „Ihr könnt Euch eine andre Stelle ſuchen; es ſind noch mehrere Schultris im Dorfe!“ —

Man hätte ihn in dieſem Augenblicke ſehen ſollen! Er zitterte vor Zorn; ohne ein Wort zu ſprechen, warf er wütende Blicke auf mich, und legte die Hand an den Degen; er ſchien im Begriffe zu ſeyn, auf mich loszuſtürzen. Aber meine unerſchrockene, trotzige Stellung, der Anblick meines Hirſchfängers, und der Gedanke, daß er es mit uns beiden zu thun bekommen würde, ſchienen ihn zurück zu halten. Er drehte ſich plötzlich um, ſchimpfte noch ein insolent fellow! (unverſchämter Flegel!) und verließ uns fluchend.

Nun erblickte er die Kaſchie-Kauris, welche die andere Seite der Schultri beſetzt hatten, und gerade jetzt mit ihrem Nachteſſen beſchäftigt waren. Mit donnernder Stimme rief er ihnen zu, und da er die Landesſprache nicht verſtand, gebot er ihnen durch Zeichen, ſich auf der Stelle von da wegzupacken. — Die guten Leute, welche dieſe Störung nicht erwarteten, ſchienen Anfangs nicht zu verſtehen, was er mit ihnen wollte. —

Da der brutale Engländer ſah, daß ſie Trotz ſeines gebieteriſchen Tones keine Bewegung machten, ihre Stelle zu verlaſſen, ſo zog er vom Leder, ſtürzte wie ein Raſen-

der auf ſie los, und hieb mit ſeinem Degen, ohne zu ſehen, wen er traf, blindlings auf ſie ein. — Ein Jammergeſchrei erhob ſich unter dieſen erſchrockenen und unbewaffneten Menſchen, beſonders da er ſein Möglichſtes that, um ihre heiligen Töpfe zu zerſchmeißen, oder zur Schultri hinauszuſtoßen. Mit einem entſetzlichen Geheulte warfen ſie ſich vor ihre Töpfe hin, um ſie zu beſchirmen; ſie deckten ſie mit ihren Leibern, und achteten der Hiebe nicht, die der raſende Engländer ihnen ſowohl mit der flachen Klinge, als mit der Schärfe des Degens beibrachte. Schon waren einige verwundet; ſchon floß das Blut von ihrem Rücken herab; es war ein gräßlicher Anblick! —

Länger konnte ich nun dieſem Unfuge nicht mehr zuſehen; ich konnte mich nicht mehr zurückhalten; außer mir vor Zorn ſtürzte ich nun mit entblößtem Hirſchfänger auf den Engländer los, und ſchrie ihm zu: „Elender, „halt ein, halt ein! Willſt Du auch dieſe armen Men„ſchen morden?“ — Der niederträchtige Wicht ſah mich auf ihn zukommen, und ehe ich ausgeredet hatte, war er mir auf dem Leibe, und wollte mir einen verrätheriſchen Stoß beibringen, der mich gewiß durchbohrt haben würde, wenn ich ihn nicht in Zeiten mit dem linken Arme abgewendet hätte; zu gleicher Zeit ſchlug ich ihm mit meinem Hirſchfänger den Degen aus der Hand. „Nehmt weg, „Franciskо; nehmt weg, Kapitän Huau!“ rief ich den Beiden zu, die inzwiſchen mir zu Hülfe herbeigekommen waren. Sie nahmen den Degen weg, und ich ſetzte hinzu: „Laßt mich jetzt nur machen; ich will ſchon „allein mit ihm fertig werden!“ —

Ohne darauf zu achten, daß er nun unbewaffnet war, und ich noch meinen Hirſchfänger in der Hand hielt, gieng der tolle Engländer jetzt mit geballten Fäuſten auf mich los, als wollte er mit mir boxen. Ich ließ ihn ohne Furcht anlaufen, trat einige Schritte zurück, warf meinen Hirſchfänger weg, erſah meinen Vortheil, unterlief ihn, packte ihn bei den Beinen, und warf ihn mit ſolcher Gewalt auf das Eſtrich hin, daß ich dachte, er hätte ſich den Hirnſchädel an einem Pfeiler des Gebäudes zerſchmettert. Auf dieſe Art zu kämpfen war er ſicher nicht gefaßt! — Hingeriſſen von Zorn und Wut warf ich mich in dem Augenblicke auf ihn, gab ihm einige Fauſtſchläge ins Geſicht, und rief meinem Freunde Huau in engliſcher Sprache zu: „Geben Sie mir eiligſt Stricke her, „ich will den Schurken binden; er iſt ein Mörder und „Mordbrenner; wir wollen ihn gefangen nach Madras „führen!“

Der Engländer ſchien von dieſen Worten, wie vom Donner getroffen. Er machte keine Bewegung mehr, um ſich von mir loszureißen, ſondern ſchrie höchſt erſchrokken: „Um Gottes Willen, Herr, thun Sie das nicht; „laſſen Sie mich aufſtehen; ich gebe Ihnen mein Ehren„wort, daß ich Friede halten, und die Schwarzen entſchä„digen will!“ —

Ich ließ ihn hierauf los, er ſtand auf, und wir umringten ihn. — „Mein Herr!“ (ſagte er ganz verlegen zu mir) „ich habe dieſen Leuten eine Vergütung verſpro„chen, und ich werde Wort halten; aber war es recht,

„war es brav, daß Sie einen Europäer, einen engliſchen „Offizier wegen eines Trupps ſolcher ſchwarzen Hunde „anfielen, und auf eine ſo unwürdige Art mißhan„delten?“ —

„Was ſchwatzen Sie von Hunden? (antwortete ich hitzig.)“ Dieſe Leute, die Sie ſo ſehr verachten, be„ſitzen gewiß mehr Gefühl und Tugend, als Sie, ob „ſie gleich ſchwarz ſind! Was haben Ihnen die armen „Leute gethan, über die Sie ſo wütend mit dem Degen „herfielen, und deren Köpfe Sie zerſchmeißen wollten? „Wiſſen Sie auch, daß ſich in denſelben Waſſer befin„det, das dieſe Pilger über 500 Meilen weit herbeige„holt haben? — Es iſt nicht mehr als billig, daß Sie „ihnen eine Entſchädigung für ihren Schrecken, ihre „Schmerzen und ihre Wunden geben; aber Sie müſ„ſen auch den Mann entſchädigen, deſſen Frau Sie in „den Kindsnöthen den Tod zugezogen haben, als Sie „aus Muthwillen das Dörfchen in Brand ſchoſſen!“ —

Er gab mir keine Antwort darauf, zuckte die Achſeln und ſagte bloß: „Es thut mir leid; ich will Al„les bezahlen; beſtimmen Sie nur, wie viel?“ —

Ich ärgerte mich über die empörende Gefühlloſigkeit dieſes engliſchen Offiziers, und ohne Hoffnung, eine hinreichende Summe von ihm zu erhalten, forderte ich dennoch fünf und dreißig Pagoden von ihm, nämlich zehen für die Kaſchir-Kauris, zehen für den Mann, deſſen Frau in den Geburtsſchmerzen geſtorben

war, und für jeden Beſitzer der drei zu Serligatta abgebrannten Hütten fünfe. — Ohne ein Wort darüber zu ſagen — ich hatte ein großes Geſchrei über die ſtarke Forderung, und ſtatt der Zahlung Flüche von ihm erwartet — gieng er zu ſeinem Palankin, öffnete ein Käſtchen, und brachte mir, zu meinem und des Kapitäns Huau größtem Erſtaunen, ſtatt der 35 verlangten, 45 dreibildige Pagoden! *) —

Dieſe unerwartete Freigebigkeit rührte mich, und würde mich ganz wieder mit ihm ausgeſöhnt haben, wenn er auch nur im Mindeſten einiges Mitleiden mit den von ihm mißhandelten Menſchen geäußert hätte. So aber verlor ſeine Gabe in meinen Augen allen Werth; doch freute ſie mich, weil ich dadurch in den Stand geſetzt wurde, den armen Hinduern ihren Schmerz und Verluſt einiger Maaßen zu vergüten. — Der engliſche Offizier verlangte ſodann ſeinen Degen zurück, den ihm auch Kapt. Huau ſogleich überreichte; er verſicherte uns nochmals, daß alles Geſchehene ihm leid ſey, ſtieg in ſeinen Palankin, rief uns noch ein Lebewohl zu, und zog ab, als ob nichts vorgefallen wäre. — Was für wunderliche Leute giebt es doch unter den Engländern!

Das Jammergeſchrei der Kaſchie-Kauris und unſer Gefecht hatte beinahe alle Einwohner des Dorfes

*) Pagoden ſind indiſche Goldmünzen, deren es mehrere Gattungen von verſchiedenem Werthe giebt. Die Pagode mit drei Bildern iſt eine der geſchätzteſten, und gilt ungefähr 2½ Rthlr. ſächſ. S.

herbeigezogen, die in größter Angſt und Beſtürzung einem für ſie ſo neuen Schauſpiele aus der Ferne zuſahen.

Kaum aber war der engliſche Offizier abgezogen, als die ganze Menge näher herbei kam. Die Kaſchie-Kauris machten mir nun tiefe Bücklinge und ſtatteten mir für meinen Schutz ihren Dank ab. Ich theilte die für ſie beſtimmten zehen Pagoden unter diejenigen aus, welche geſchlagen und verwundet worden waren. Die armen Leute weinten darüber aus Freude! — Der Tollkopf hatte abſcheulich unter ſie eingehauen; einige hatten tiefe blutige Striemen auf dem Rücken und auf den Schultern; Einer hatte ſogar einen Stich in den Arm erhalten.

Nun fragte ich nach dem Kottwal (Schulzen) des Dorfes; er war unter den Zuſchauern, und kam ſogleich zu mir. Ich erzählte ihm den Vorfall zu Serligatta, gab ihm 15 Pagoden für die drei abgebrannten Hütten und 20 für den Mann, deſſen Frau bei dem Brande um's Leben gekommen war — gewiß ein elender Erſatz! — und bat ihn, dieſes Geld auf der Stelle durch einen vertrauten Mann an den Kottwal von Serligatta abzuſenden.

Ohne mich weiter von den Dankſagungen und Lobſprüchen, womit die Kaſchie-Kauris ſowohl, als die ſämmtlichen Einwohner des Dorfes mich überhäuften, aufhalten zu laſſen, gieng ich nun mit Kapt. Huau in die Schultri zurück, um ein Gläschen auf den Schrecken zu trinken. — Dieſer Freund geſtand mir, daß er befürchte, dieſer Vorfall möchte verdrüßliche Folgen für

mich haben, indem der junge Engländer wohl ſuchen werde, auf irgend eine Weiſe ſich an mir zu rächen. Ich ſah dies bei kälterem Blute ſelbſt ein. Doch, wie hätte ich ſollen gleichgültiger Zuſchauer bleiben, da der Mordbrenner, der ſchon zu Serligatta ſo viel Unheil geſtiftet hatte, die armen Kaſchie-Kauris mißhandelte und zu morden drohte, ja ſie ſchon ſehr unglücklich gemacht hätte, wenn er, wie es ſeine Abſicht war, nur ihre Töpfe zerſchmiſſen, und auf dieſe Weiſe ſie der Früchte ihrer großen Mühſeligkeiten beraubt hätte! — Nein, ich wäre ein feiger Schurke geweſen, wenn ich dieſes zugelaſſen hätte!

Während ich mich noch mit meinem Reiſegefährten über dieſen Vorfall beſprach, hörten wir Muſik, und bald darauf ſahen wir einen Trupp Tänzerinnen heran kommen; der Kottwal war an ihrer Spitze, und zwei Männer, welche Körbe trugen, begleiteten ihn; eine Menge Einwohner des Dorfes folgte nach; ſo näherte ſich der Zug der Schultri. — Der Dorfſchulze trat nun zu mir, ſetzte die beiden Körbe, die mit Obſt und Backwerk angefüllt waren, zu meinen Füßen hin, und ſprach: „Empfangen Sie, mein Herr, dieſes geringe „Geſchenk, das ich Ihnen im Namen aller Einwohner „dieſes Dorfes zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit für „die den Kaſchie-Kauris erwieſene Menſchen„liebe und den ihnen gegebenen Schutz überbringe!“ — Hierauf überreichte die erſte Tänzerin mir einen Blumenkranz und meinem Gefährten einen Strauß. Dann ſangen die Mädchen ein Lied zu meinem Lobe, worin

ſie meine Menſchenliebe, meinen Muth und was ſonſt noch weiter herrlich prieſen und mit allem orientaliſchen Schwulſte meine bewieſene Tapferkeit mit den Heldenthaten des hinduiſchen Kriegsgottes Kartiek verglichen.

Nachdem ſie ungefähr eine Stunde getanzt hatten, dankte ich ihnen und beurlaubte ſie, indem ich der erſten Tänzerin, dem Gebrauch zu Folge, das beſtimmte Geſchenk anbot; aber die Tänzerinnen weigerten ſich alle einmüthig, Etwas von mir anzunehmen; ſie ſangen hierauf noch ein ſehr artiges Abſchiedslied, wünſchten mir in Namen des ganzen Dorfes Glück und Wohlergehen, und zogen dann ab.

Dieſes beſtätigt den Erfahrungsſatz, daß man ſich nicht beſſer der Freundſchaft und Gewogenheit der Menſchen verſichern kann, als wenn man Achtung für ihre religiöſen Meinungen bezeugt, und, wenn es die Noth erfordert, ſelbſt ihre gottesdienſtlichen Ceremonieen mit dem Schwerte vertheidigt. — Hieraus ſowohl, als aus dem Umſtande, daß es noch nie erhört worden war, daß ein Europäer ſich zum Vertheidiger hinduiſcher Religionsgebräuche gegen einen andern Europäer aufgeworfen, und dabei ſogar ſein Leben aufs Spiel geſetzt habe, läßt ſich die Hochſchätzung erklären, welche mir die Hinduer nach jener That bewieſen.

Nachdem die Devebaſchies ſich entfernt hatten, blieb ich mit dem Kapt. Huau noch eine gute Weile bei dem Punſchnapfe, unſerm gewöhnlichen Abendgeſellſchaf-

ter, ſitzen; endlich begab ſich mein Gefährte zur Ruhe; ich aber konnte noch nicht ſchlafen; die Geſchichte des verfloſſenen Tages gieng mir noch immer im Kopfe herum; überdies war der Abend ganz entzückend ſchön, ſo daß ich ihn nicht ungenoſſen vorbeigehen laſſen konnte. Ich ſteckte daher eine Cigarre an und ſetzte mich auf eine Klippe am Ufer, von wo aus ich bei dem hellen, glanzreichen Scheine des Vollmondes den Fluß überſehen konnte. — Ein herrliches Nachtſchauſpiel! —

Eine tiefe Stille hatte ſich über die ganze Landſchaft ausgebreitet. — Alles ſchien den Schlaf der Natur zu ehren. Nur zuweilen hörte man das Geheul der Schakals, das über das Waſſer herüber ſchallte, und das gellende Geſchrei der Mienkurwies *), die einander antworteten. —

Die dichten Gebüſche, die hohen Bäume mit ihren ſchwarzen Schatten; die ſüße, mit Wohlgerüchen angefüllte Abendluft; das ſanfte Gemurmel und Geplätſcher der Wogen, die an das Ufer anſchlugen; die

*) Dies ſind Vögel von der Größe eines Staares, welche ſehr helle Stimmen haben. Man hört ſie gewöhnlich bei Nacht, wo ſie einander zuzurufen ſcheinen; ihre Stimme iſt jedoch angenehm. Sie halten ſich auf den überhängenden Zweigen der Bäume an Flüſſen und Teichen auf, um auf kleine vorbeiſchwimmende Fiſche zu lauern. Das Geſieder dieſer Vögel iſt ſehr ſchön und von allerlei Farben; ihr Schnabel iſt krumm, wie bei den Papagaien.

D. B.

Strahlen des Mondes, welche auf dem Waſſer ſich wiederſpiegelten; die Sterne, welche an dem Himmelsgewölbe ſchimmerten; alle dieſe Gegenſtände erfüllten meine Seele mit ſüßer Wonne.

Es wurde Mitternacht, ehe ich mich in meinen Palankin zur Ruhe legte. Mein Schlaf war unruhig; verdrüßliche Träume quälten mich. Der Tag brach ſo eben an, als ich aufwachte. Ich befahl dem Francisko Kaffee zu kochen, wickelte bloß ein Tuch um den Mittelleib und gieng, mich an einer Stelle im Fluſſe zu baden, wo ſchon zu demſelben Ende eine große Zahl von den Dorfbewohnern, Männer, Weiber und Mädchen verſammelt waren. Die guten Leute hatten mich wegen des Vorfalls am Tage vorher ſo lieb gewonnen, daß ſie mir alle ein herzliches Salam-aya zum Morgengruſſe entgegen riefen, und mich fragten, wie ich mich befände; ja ſelbſt die Frauensperſonen, die ſich ſonſt ſo ſehr vor den Europäern ſcheuen und ſie fürchten, waren eben ſo freundlich, badeten in meiner Nachbarſchaft und äußerten nicht die mindeſte Beſorgniß oder Furcht.

Ganz erfriſcht und erquickt ſtieg ich aus dem Waſſer. In der Zwiſchenzeit waren meine Kulis und auch Kapitän Haau aufgeſtanden. Wir tranken eiligſt unſern Kaffee, und gerade als wir abziehen wollten, kam der Dorfſchulze und brachte mir einen Ola oder Brief von dem Kottwal von Serligatta, worin derſelbe mir auf das herzlichſte für die überſandten Goldſtücke dankte. Wir zogen nun ab.

Ungefähr anderthalb Meilen von Kiſchtnapatnam liegt das Dorf Elletur, wo wir Halt machen und frühſtücken wollten. Es lag zwar außer unſerm Wege; aber die Neugierde verleitete mich, es aufzuſuchen; denn meine Leute hatten mir geſagt, daß ſich daſelbſt verſchiedene alte Gebäude befänden, worunter auch ein großer, ſchöner, der Mariatale *), Göttin der Kinderpocken, geweihter Tempel war.

Ich hatte nämlich meinen Kulis ſtrenge befohlen, durch kein Dorf zu ziehen, oder keines vorbeyzugehen, ohne mir es vorher angezeigt zu haben, wenn ſich ein altes Denkmal oder Gebäude, oder ſonſt eine Merkwürdigkeit darin befände.

Das Land, durch welches wir nun reiſeten, beſtand meiſt aus unüberſehbaren Reiß- und Getraidefeldern. Hie und da erhoben ſich grüne Hügel mit Palm- und Kokoswäldchen bekrönt, gleich Inſeln aus dem wogenden Halmenmeere.

Wir kamen über das Flüßchen Mietaar, deſſen beide Ufer dicht mit hohem Schilfe beſetzt ſind, in welchem eine unzählige Menge von wilden Enten, Tauchern und anderen Waſſervögeln ihre ſichere Wohnung aufgeſchlagen hatten.

*) Sie wird auch Boſchantaranie und Ganga genannt und iſt eine der vornehmſten Gottheiten der Parias; aber die höheren Kaſten verabſcheuen ihren Dienſt.

D. V.

Als wir zu Elletur ankamen, fanden wir das Dorf beinahe ganz verlaſſen. Viele Hütten ſtanden leer und zerfielen; überall herrſchte Todesſtille! — Die Kinderpocken hatten hier, wie man uns ſagte, gewütet, eine Menge Menſchen weggerafft, und die meiſten der übrigen Einwohner genöthigt, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Dieſe Flüchtlinge erwartete man mit jedem Tage zurück, da nun die Seuche gänzlich aufgehört hatte.

Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß die Kinderpocken ſo ſchröcklich an einem Orte gewütet haben ſollten, wo doch der Göttin derſelben ein ſchöner Tempel errichtet iſt und große Verehrung erwieſen wird. Man belehrte mich aber, daß dies daher rühre, weil man die Göttin dadurch erzürnt habe, daß die Einwohner aus Mangel an Geld das ihr geheiligte gewöhnliche Feſt das letzte Mal nicht feiern konnten.

Kindiſche Menſchen, müßt ihr denn alles Unglück, das euch trifft, immer nur einer erzürnten Gottheit zuſchreiben? — Dieſe Begriffe ſind jedoch allen unaufgeklärten Völkern eigen. Gleich allen anderen Abgöttern der alten und neuen Zeit haben auch die Gottheiten der Hinduer, ſowohl die unteren, als oberen, alle menſchliche Leidenſchaften an ſich; nur allein Brrma (Bruma), das höchſte, ewige, ungeſchaffene Weſen, von allen Leidenſchaften und Schwachheiten frei, iſt nur allein gut und wohlwollend gegen ſeine Geſchöpfe; da hingegen andere Gottheiten der Hinduer,

wie z. B. die genannte Mariatale, ferner Borſchiok, Schonio und andere, die Menſchen ſtrafen, und ihnen Uebels zufügen. — —

Es war um neun Uhr, als wir dieſes Dorf verließen. Unſer Weg gieng über einen ſtets abwechſelnden Boden; dann kamen wir auf eine ſparſam mit Geſtrüppe bewachſene Heide, auf welcher eine Menge Schakals hin und her liefen; einige kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und gafften uns dreiſt an. Nachher zogen wir lange durch Strecken Landes, die mit düſteren Wäldern und hohen, dichtbelaubten Palmen bedeckt waren.

Schon ſeit einiger Zeit hatten wir Alle ein ſeltſames Geräuſch, gleich dem Heulen des Windes oder dem Toſen der Meereswogen, in der Luft gehört. Wir konnten nicht begreifen, was das ſey? — Es ſchien, als ob es von der anderen Seite eines dicht verwachſenen Waldes herkomme, längs welchem wir hinzogen. — Endlich konnten wir Menſchenſtimmen unterſcheiden. Wir glaubten nun, es ſeyen Fakirs oder andere Pilger, die oft in großen Haufen mit einander wallfahrten. Bald aber ſahen wir zu unſerm größten Erſtaunen, als wir an das Ende des Waldes gekommen waren und den Weg einſchlugen, der an demſelben hinlief, einen Heerhaufen von einigen Tauſend Sipajen vor uns, die ſich zu beiden Seiten des Weges gelagert hatten, um auszuruhen und zu Mittag zu eſſen.

Nun war es zu ſpät, dieſen Leuten auszuweichen; denn ſie hatten uns ſchon geſehen; ſonſt würde ich umge-

kehrt ſeyn, oder einen Umweg genommen haben; mir war nicht wohl bei der Sache; wie leicht konnte der von mir gezüchtigte Offizier dabei ſeyn — die Sipajen werden ja von engliſchen Offizieren angeführt — und dieſe Gelegenheit benutzen, um unter irgend einem Vorwande aus Rache mich gefangen nehmen zu laſſen. Kapitän Huau theilte meine Beſorgniſſe mit mir. An eine Flucht war jetzt nicht mehr zu denken. Ich zog daher in banger Erwartung, mich meinem Schickſale überlaſſend, fort. Wir kamen glücklich hindurch, und ſchon freute ich mich meiner Rettung, als Kapitän Huau mir ängſtlich zurief, es komme ein Reuter hinter uns hergeſprengt. Ich konnte ihm nicht entlaufen; er holte uns bald ein, und wir kamen auch dies Mal mit dem bloßen Schrecken davon. Es war ein engliſcher Offizier, der mich höflich grüßte, und mich im Namen des Generals Clinton fragte, ob ich von Maſulipatnam komme, und ob der neue engliſche Gouverneur *) bereits daſelbſt angelangt ſey, oder wann man ihn erwarte? Da ich ihm hierauf antwortete, daß ich zwar von Maſulipatnam komme, wo der neue Gouverneur bei meiner Abreiſe noch nicht angekommen ſey, aber nicht gehört habe, auf welche Zeit man ihn erwarte; auch ſey er mir nicht begegnet — ſo ſagte er mir Lebewohl und ritt in vollem Galopp zurück.

Mein Reiſegefährte war ebeu ſo erfreut als ich, daß wir ſo ungehudelt durchgekommen waren. Doch da ich

*) Der alte Gouverneur Michelſon war drei Wochen vor meiner Abreiſe von Maſulipatnam geſtorben.

D. V.

befürchtete, es möchte dem General etwa beifallen, mich zurückholen zu laſſen, um mich weiter auszufragen, oder mir einen Brief nach Madras mitzugeben, ſo trieb ich meine Kulis an, ſchnell vorwärts zu gehen, und bald verloren wir das Lager aus dem Geſichte.

Es war um Ein Uhr Nachmittags, als wir in dem großen und volkreichen Dorfe Pampetu anlangten, das mit Betelpflanzungen, Obſtgärten, Tamarinden und Arekanußbäumen angefüllt und umgeben iſt. Aber deſto ſchlechter war hier der Markt beſtellt; zu eſſen war nichts zu finden, weil die vorgedachten Truppen erſt dieſen Morgen hier durchgezogen waren und alle vorhandene Lebensmittel — nicht aufgekauft — ſondern mit Gewalt weggenommen hatten, ſo daß die Einwohner nun ſelbſt Noth litten; doch waren ſie noch ſo glücklich geweſen, ihr Vieh zu retten, indem ſie es in Zeiten aus dem Wege und dieſer Räuberbande aus den Augen geſchafft hatten.

Hier erfuhr ich erſt, woher das gedachte Armeekorps komme, und wohin es ſeinen Zug richte. Einige wegen Krankheit zurückgebliebene Sipajen, welche nach Madras zurückkehrten und welche ich in der Schultri traf, erzählten mir, daß die Engländer mit dieſem Heerhaufen die Stadt Nelur überfallen, erobert und ausgeplündert hätten, wobei viele Einwohner nebſt ihrem Radſcha (Fürſten) ums Leben gekommen wären; und jetzt ſeyen ſie im Begriffe, dem Radſcha von Mongletur einen Beſuch abzuſtatten, dem ſie wahrſcheinlich nicht beſſer mitſpielen würden.

Der arme Radſcha von Mongletur! Erſt kürzlich war ich durch ſeine Reſidenz gekommen. Gewiß hatte er damals noch keine Ahnung von dem, was ihm und ſeinen armen Unterthanen in wenigen Tagen begegnen würde.

Ein ſolches Leben führen die engliſchen Tyrannen in Indien! Sie ſehen die Staaten der indiſchen Fürſten als ihr Eigenthum an und betrachten die Völker, die ſie bewohnen, als ihre Sklaven. Sie überlaſſen ſich der Raub- und Verwüſtungsſucht, und allen Zügelloſigkeiten einer willkürlichen Obergewalt.

Wie ſehr verändern ſich die Zeiten! Wie ganz verſchieden iſt jetzt der Zuſtand der Engländer in Indien von dem im J. 1583, zu welcher Zeit ſie unter des hinduſtaniſchen oder moguliſchen Kaiſers Akbars Regierung ihre erſten Handelsgeſchäfte in dieſem Lande begannen! — Doch ſchon frühe offenbarte ſich auch hier ihr unruhiger Geiſt und ihre unerſättliche Habſucht; denn zwei Jahre nachher (im J. 1585) unter der Verwaltung ihres Direktors John Child in ihrer Faktorei zu Bombai, geriethen ſie bereits durch die Tyrannei und Ungerechtigkeiten, welche ſie an den Landeseingebornen ausübten, in Zwiſt und Krieg mit denſelben.

Aber dieſe ihre erſten Verſuche waren nicht glücklich. Bombai wurde erobert, und die Engländer, die man darin fand, wurden mit Ketten um den Hals gefeſſelt.

Dieſer unglückliche Ausgang nöthigte die Engländer einige Jahre nachher den damaligen Beherrſcher von

Hinduſtan, den Kaiſer Aureng Saheb um Verzeihung zu bitten. Zu dieſem Ende ſchickten ſie zwei Faktoren von Surate unter dem Titel Großbrittanniſcher Geſandter nach Delhi ab. — Der Kaiſer wollte ſie nicht ſehen, indem er ſagte, die Engländer ſeyen keine civiliſirte Nation, ſondern ein Haufen europäiſches Räubergeſindel. — Nur mit vieler Mühe gelang es ihnen endlich eine Audienz zu erbetteln, zu welcher ſie aber auf eine für Abgeſandte ganz neue Weiſe eingeführt wurden. Nämlich man band ihnen mit Gürteln die Hände vorne zuſammen, und vor dem Kaiſer mußten ſie auf den Angeſichtern liegen. Dieſer fuhr ſie hart an, gab ihnen derbe Verweiſe, und fragte ſodann, was ſie verlangten? — Sie antworteten: Sie wollten ihr Verbrechen bekennen und um Vergebung deſſelben bitten. Sie geſtanden, daß ſie durch ihr Betragen verdient hätten, die ihnen bewilligten Privilegien zu verlieren, flehten aber um Gnade, und baten, ihnen dieſelben huldreichſt zu erneuern.

Aureng-Saheb ließ ſich durch ihr Flehen und ihre Unterwürfigkeit erweichen, und geſtand ihnen ihr Geſuch zu, nachdem er ſie ernſtlich ermahnt, ſeine Unterthanen nicht mehr zu bedrücken, und die Drohung beigefügt hatte, daß er ſie bei der erſten Klage dieſer Art, die zu ſeinen Ohren käme, vor die Füße ſeiner Elephanten werfen laſſen wolle! —

Welch' ein Abſtand zwiſchen dieſer demüthigen Unterwerfung und dem beleidigenden Trotze und Ueber-

muthe, womit die Engländer jetzt ihre verhaßte Herrſchaft über dieſe Länder führen. Sie haben nun keinen Akbar und keinen Aureng-Saheb mehr zu fürchten; darum hat ihre Vermeſſenheit nun auch den höchſten Grad erreicht, und ſie ſchämen ſich nicht, die niederträchtigſten, ſchändlichſten Mittel zu gebrauchen, um die unglücklichen Einwohner auszuplündern, und bis auf die Knochen auszuſaugen. *) —

Wollen ſich nun die Engländer in Indien ſchnell und mit Einem Male reich ſtehlen, wozu ihnen die gewöhnliche Art, die Landeseinwohner mit Auflagen, Geldſtrafen, Konfiskationen u. ſ. w. niederzudrükken, zu langſam dünkt, ſo überziehen ſie, unter dem armſeligſten Vorwande, dieſen oder jenen indiſchen Fürſten mit Kriege, den ſie demſelben aber nicht vorher ankündigen, ſondern ſie fallen, nach ihrer gewöhnlichen verrätheriſchen Weiſe, unter den heiligſten Betheurungen ihrer Freundſchaft unverſehens über ihn her, ermorden ſeine Unterthanen, bemächtigen ſich ſeiner Schätze und plündern ſein Land rein aus.

*) Unſer Verf. ſpricht hart, aber wahr; jeder biedere Alt-Britte geſteht es ein, daß ſeine ausgearteten Brüder in Indien ſchändlich wirthſchaften. Die Sache liegt am Tage. Legoux de Flaix ſagt ſehr wahr: „Die Engländer behandeln ihre Beſitzungen in Indien, als ob „ſie zum voraus wüßten, daß ihre dortige Herrſchaft bald „ein Ende nehmen würde; denn ſie richten ſie zu Grunde.“ E.

Iſt aber der Fürſt auf ſeiner Hut, und wider Erwartung mächtig genug, um einen ſolchen Anfall abzutreiben, ſo ſchreibt man nach Europa um Hülfe. Dabei geſtehen die Engländer nie, daß ſie die erſten Angreifer waren, ſondern ſie ſind beleidigt, und wider ihren Willen zu dem Kriege gezwungen worden. — Der Fürſt, den ſie ſeines Eigenthums berauben wollen, iſt dann ein Rebell, er hat den geſchloſſenen Vertrag gebrochen; man iſt vor ſeinen verrätheriſchen Anſchlägen nicht ſicher u. ſ. w. Das Intereſſe der engliſch-oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft und die Sicherheit ihrer Beſitzungen war höchſtens gefährdet, und nachdem man vergebens alle Mittel der Güte und Billigkeit erſchöpft hatte, um die Sache friedlich auszugleichen, ſah man ſich endlich genöthigt, den Tyrannen zu bekriegen. — Solche heilloſe Lügen und Erdichtungen werden dann ausgebreitet, um Europa, das zu entfernt iſt, als daß es den wahren Grund einſehen könnte, damit zu betrügen, und die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten, die in Indien mit frecher Stirne begangen werden, zu bemänteln.

In Europa wird man nun natürlicher Weiſe ſehr darüber entrüſtet, daß ſolche kleine ſchwarze Könige ſich unterſtehen, ſich gegen Weiße, gegen Europäer, gegen ihre Herren und Meiſter aufzulehnen! Man ſchickt zur Unterſtützung der beleidigten und gequälten Diener, wenn es nöthig iſt, Truppen, ja ſogar Kriegsflotten ab, damit ſie deſto leichter die Rebellen zur Ruhe und Ordnung bringen können. — Man unterſucht aber nicht, ob die-

ſer Krieg auch rechtmäßig iſt; denn an ſeiner Rechtmäßig-
keit ſcheint man nicht im Mindeſten zu zweifeln. —

Auf dieſe Weiſe wird dann ein freies, unabhängiges
Volk, oder ein treuer Bundsgenoſſe unterjocht, und die
Herren Diener der Geſellſchaft plündern ſich mit Einem
Male reich! — Dieſe Herren ſtecken dann auch noch im-
mer drei Viertheile von den Kriegskoſten, die man der Ge-
ſellſchaft anrechnet, und die man ihr ganz unnöthiger
Weiſe verurſacht und zu erſtaunlichen Summen hinauf
getrieben hat, in ihre Taſchen. Dafür erhält dieſelbe
auch ein Inſelchen oder ein Stückchen Landes, als einen
Zuſatz zu ihren Beſitzungen, der ihr gar oft mehr zur Laſt
als zum Vortheile gereicht.

Daß der Herr Gouverneur oder Oberbefehlshaber,
der dieſen Krieg ſo glücklich und glorreich beendigt hat,
dann noch obendrein mit Dankſagungen und Geſchenken
überhäuft wird, weil er ſich mit ſo vielem Muthe, mit ſo
vieler Klugheit und Treue des Intereſſe's der Geſellſchaft
angenommen hat — verſteht ſich von ſelbſt! —

Durch dieſe und ähnliche Mittel und Ränke haben ſich
die Europäer in Indien ein ungeheures Gebiete zu
verſchaffen gewußt. Doch damit ſind ſie noch nicht zufrie-
den; ſie ſuchen, vom Golddurſte getrieben, die entlegenſten
Winkel der Erde auf, um neue Beute für ihre Habſucht
zu entdecken. *) — — —

---

*) Was der Verf. im Originale hier nun weiter in ſeinem aufgereizten Eifer über die Entdeckungsreiſen der Europäer ſagt, paßt nur auf die älteren Zeiten, in ſo weit er es

Neunter Abſchnitt.

[illegible]oneiſch. — Das mohriſche Mädchen. — Der Lotus. — Ueber animaliſche Nahrung. — Die Brillenſchlange. — Die indiſchen Dörfer. — Die Sutrebaris. — Das Dorf Ventapalam. —

Wir hielten uns nicht lange zu Pampetta auf, ſondern verließen dieſes Dorf, nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, mit hungrigem Magen.

Da zu vermuthen war, daß wir es in den übrigen Dörfern, durch welche jener Heerhaufe gezogen war, nicht beſſer finden würden; ſo beſchloſſen wir eine andere Richtung zu nehmen, und ſchlugen den erſten Seitenweg ein, den wir trafen, und der uns links führte.

Bald kamen wir zu einer ganz neu erbauten Schultri, neben welcher ein ebenfalls ſchon ganz vollendeter

auf die neueren anwendet, und alle ſolche Fahrten bloß habſüchtigen Abſichten zuſcheit, iſt er warlich ungerecht, und darum iſt dieſe ganze Diatribe hier weggelaſſen worden. Man kann ſchon aus folgendem Beiſpiele ſchließen, wie leidenſchaftlich er die Sachen übertreibt, da er die Cookſchen Reiſen herabwürdigt, und es den Engländern zum Vorwurfe macht, daß ſie, wie er ſich ausdrückt, den Otaheitern einen ganzen Schwarm von Miſſionaren mit Sack und Pack, Weibern und Kindern auf den Hals geſchickt haben!!! — Der Verf. beruft ſich dabei auf ſeine (uns unbekannte) gekrönte Preißſchrift: Over de Zendelingen. E.

kleiner, dem Goneiſch geweihter Tempel ſtand, worin aber das Götzenbild noch nicht aufgeſtellt war; denn es lag noch bei demſelben im Kothe. — Es muß dabei bemerkt werden, daß die Hinduer keinem Götzenbilde Ehrfurcht erweiſen, ehe ihm die Augen eingeſetzt ſind.

Goneiſch iſt (nach der hinduiſchen Mythologie) der Sohn des Sieb und der Durga oder Porbotje. Man bildet ihn ſitzend, die Füße unter ſich kreuzweiſe gelegt, als einen fetten jungen Mann mit dickem Bauche ab. Dabei hat er vier Arme und einen Elephantenkopf. Eine Schlange hängt um ſeinen Hals. Die Malabaren nennen ihn Pulliar, auch Kannabaddie.

Die aufgeklärteren Hinduer und die Braminen, welche alle von ihm erzählten Legenden bei Seite ſetzen, verehren ihn als den Gott des Gebets, der die Bitten der Sterblichen vor den Thron des Allerhöchſten bringt. Seine vier Arme ſollen die Kraft des Gebets, und ſein Elephantenkopf die Güter bezeichnen, die durch daſſelbe erhalten werden können. — Dieſer Abgott hat weder Weib noch Kinder. Man findet ſein Bild ſehr häufig in einem vergitterten Kapellchen an den Straßenecken, bei vielen Schultris und heiligen Gebäuden. — Man opfert ihm bloß Zuckerbackwerk. Sein Bildniß darf nicht von Metall, noch von Holz, ſondern muß aus einem einzigen Stücke Felſen geſchnitten ſeyn. — Sein Reitpferd iſt eine Ratte. — Bei allen Gebeten, Seufzern und in allen Angelegenheiten fügen die Hinduer ihrer Bitte oder ihren Anrufungen, ſie mögen gerichtet ſeyn, an welche Gottheit ſie

wollen, die Worte bei: Sri! Sri! Goneische Schopai!
(d. h. Glückſeliger Goneiſch ſteh' mir bei!) — Auch
wird ſein Bild von Thon auf jede Bauſtelle, ehe man
zu bauen anfängt, geſetzt, mit Kurkuma beſprengt und
mit Blumen verziert. — —

Es war ſchon dunkel, als wir das große Dorf
Chletiepillie erreichten, das auf einer Anhöhe liegt. —
Den ganzen Tag war es ſchwül und dunſtig geweſen; wir
befürchteten daher abermals ein Gewitter, und eilten auf
dem, mit Allem überflüſſig verſehenen Markte Reiß und
andere Lebensmittel einzukaufen, ehe es ausbräche.

An dem Eingange in das Dorf ſtand eine Trivaſel, welches die kleinſte Art von Schultris oder öffentlichen Herbergen iſt; denn ſie hat nur ein einziges Gemach oder Kammer von etwa 20 Fuß ins Gevierte und kein Schirm- oder Vordach läuft um ſie her.

Da die Nacht ſchon eingebrochen, und Kapt. Huau, ſo wie die Kulis ſehr müde waren, ſo beſchloß ich in dieſer kleinen Herberge zu übernachten. — Kaum hatten wir unſer Nachteſſen zu uns genommen, ſo fieng es an ſehr ſtark zu regnen, und zu unſerm größten Verdruſſe kam noch eine ganze Familie von Korwas nebſt anderen Reiſenden herbei, um Schutz in dieſer Herberge zu ſuchen; ſo daß dieſelbe nun nebſt meinen Leuten zum Erſticken angefüllt ward. — Ich kroch daher in meinen Palankin, den ich unter einen dick belaubten Baum hatte ſtellen laſſen, und ließ die Oberdecke deſſelben fallen, um hier ruhig zu ſchlafen; welches mir auch Trotz des Geplätſchers

des Regens, des Froſchgequaks in einem nahen Sumpfe und des unaufhörlichen Klapperns einer Vogelſcheuche in einem benachbarten Felde, vollkommen gelang.

Als ich erwachte, begann der Tag ſchon anzubrechen. Der Regen hatte aufgehört, und da ich nun nicht mehr ſchlafen wollte, ſo war ich im Begriffe aufzuſtehen, eine Cigarre anzuſtecken, und dann meine Leute herbei zu rufen; als ich das Athmen eines Menſchen ganz in meiner Nähe zu hören glaubte. — Plötzlich richtete ich mich auf, ſtreckte die Hand nach der Seite aus, von welcher der Schall herkam, und fand zu meinem größten Erſtaunen eine Frauensperſon, die ganz ruhig auf dem harten und naſſen Grunde dicht neben meinem Palankine in ihr Unterkleid gewickelt ſchlief. Begierig zu wiſſen, wer ſie wäre, weckte ich ſie auf.

Es war ein junges mohriſches oder muhammedaniſches Mädchen, das ich ſchon am Abende vorher, als ich mich zur Ruhe begeben wollte, unter demſelben Baume ſitzend fand, unter welchem mein Palankin ſtand. Ich fragte ſie, warum ſie ſich nicht in die Herberge begebe? — Sie antwortete mir aber, es ſey kein Raum mehr darin. — Ich bot ihr einen Platz in meinem Palankine an. Dieſes Anerbieten ſchien ſie aber ſehr übel zu nehmen; denn ohne ein Wort zu ſprechen ſtand ſie auf und ſetzte ſich unter einen andern Baum.

Der anhaltende Regen, die düſtere, unfreundliche Nacht, die ſchauerliche Todesſtille und die Einſamkeit

da nun Alles ſchlief, hatten das arme Kind ſo ſehr in Angſt und Schrecken verſetzt, daß ſie endlich, da ſie nirgends ein Obdach und Schutz fand, ſich genöthigt ſah, zum Theile wenigſtens von meinem vorigen Anerbieten Gebrauch zu machen, und ſich, als ich eingeſchlafen war, dicht neben meinem Palankine niederzulegen, um wenigſtens unter dem Schutze der Wetterdecke deſſelben vor dem Regen beſchirmt zu ſeyn. Sie hatte ſich vorgenommen, wie ſie mir ſagte, ſich wieder von da wegzubegeben, ſobald der Regen aufgehört habe; aber der Schlaf überwältigte ſie.

Ungefähr eine halbe Stunde nachher hörte ich Bewegung in der Trivaſel; die Reiſenden und meine Kulis kamen jetzt zum Vorſcheine, und endlich auch mein Freund Huau, der eine ſehr ſchlechte Nacht in der kleinen vollgedrängten Herberge zugebracht hatte. Um ihn wieder ein wenig zu erquicken, ließ ich eiligſt durch meinen Franciſko Kaffee kochen; inzwiſchen gieng ich in einem nahegelegenen Teiche baden, deſſen kryſtallhelles Waſſer ganz mit den runden Blättern der weißen Seeblume oder des weißen Lotus (*Nenuphar*, Nymphaea alba) bedeckt war. Die Blume dieſer Pflanze, die man hier beinahe in allen ſtill ſtehenden ſüßen Waſſern findet, wird von den Hinduern ſehr hoch geſchätzt, theils wegen ihrer Schönheit, theils weil nach ihrer Schöpfungsgeſchichte, dieſe Blume aus dem Nabel Gottes entſprang, und aus derſelben dann Brama hervorkam, weswegen dieſe Pflanze auch Pedma-Nabhah heißt, welches in der Samſkritſprache Waſſerlilien-Nabel bedeutet. Auch wird ſie Ka-

mudie, Komola, Tamarra und Podhu genannt. — Die indiſchen Dichter gebrauchen dieſe Blume in ihren Gedichten, wie die unſrigen die Roſe; ſie dient zum Sinnbild der Reize des ſchönen Geſchlechts. Daher wird auch eine ſchöne und tugendhafte Frauensperſon Podhinie genannt. — Man gebraucht dieſe ſchöne weiße Seeblume oder Waſſerlilie ebenfalls bei allen gottesdienſtlichen Ceremonieen. Dieſe Ehre hat aber die hochrothe Art dieſer Blumengattung, Rokta-Komola, d. i. Blut-Waſſerlilie genannt, nicht. — Die runden Blätter der Waſſerlilien dienen den Hinduern durchgehends ſtatt der Teller und Schüſſeln, die jedoch nur Ein Mal benützt werden können. — —

Welch' ein lieblicher, erquickender Morgen erfreute uns, als wir dieſes Dorf verließen! Der Regen hatte Alles erfriſcht! Alle Pflanzen prangten mit hellerem Grün! Alles war neu belebt! Die Vögel flogen munter von den Bäumen auf, und erfüllten mit ihrem Geſchrei, Geſange und Gezwitſcher die Luft! —

Gegen Mittag kamen wir in das ſchöne Dorf Bawpatla, an deſſen Eingange ein der Lokhia, Göttin des Ueberfluſſes und Glücks, geweihter Tempel von alter indiſcher Bauart, und bei demſelben eine ebenfalls alte, aber auch baufällige Schultri ſteht. — Da wir hier bloß unſer Mittagsmahl halten wollten, ſo war uns dieſe Herberge ſchon gut genug, und ich hielt es nicht der Mühe werth, eine andere aufzuſuchen, um ſo mehr, da ich auch den Tempel nach Belieben näher beſehen wollte.

Lakhia iſt eine von den Tſchautorotno oder erzehn Juweelen, die aus dem Milchmeere hervor ka- en. Wiſchnu heurathete ſie wegen ihrer übergroßen chönheit. — Man bildet ſie oft als zur Hälfte ann und zur Hälfte Weib, oder mit ihrem Ehegat- n in einander verſchlungen, ab. — Sie ſtellt die uchtbarkeit vor, und wird daher auch Birmadevie er Göttin der Erde genannt. *) Sie hat noch meh- re andere Namen, als Sri, Schorbu, Mongola, etſchemie**) u. ſ. w. Sie iſt die Ceres der Hin- uer. — Sie hat vier jährliche Feſte; eines am er- n Donnerſtag im Auguſt, das zweite am Tage nach m Vollmonde im September, an welchem man nichts, ls Kokosmilch genießen darf; das dritte am erſten onnerſtage in dem Monate nach der Aerndte, und as vierte am letzten December. — — —

Sobald wir unſer Mittagsmahl geendigt hatten, zogen wir weiter. Ich ließ die Kulis mit dem Palankine vorangehen, und ſchlenderte mit meinem Freunde zu Fuße durch das Dorf, um es zu beſehen.

*) Sonnerat (1. B. S. 132. der teutſchen Ueberſ.) widerſpricht dieſem; denn er ſagt, die Göttin der Erde, die er Bumidewi nennt, ſey die zweite Gemahlin des Wiſchnu. C.

**) Nach Sonnerat iſt ihr gewöhnlicher Name Latſchimi. Sie iſt die Mutter des Mammadin oder Gottes der Liebe. Die ganze Allegorie iſt leicht zu enträthſeln. C.

Hier fanden wir einen Haufen Volks um ein Stück Rindvieh her ſtehen, das auf der Erde lag, und von den Umſtehenden mit großem Mitleiden betrachtet und bedauert wurde. — Es war der Heerdſtier (Biejeſchukta) des Dorfs, der in eine Grube geſtürzt war, und ſich ſo ſehr beſchädigt hatte, daß er nicht mehr aufſtehen konnte. Ein Paar Pattebakers (Wundärzte) waren eifrigſt damit beſchäftigt, die beſchädigten Glieder zu unterſuchen. — Die indiſchen Chirurgen beſitzen eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit in der Heilung der Beinbrüche, Verrenkungen und ähnlicher äußerer Verletzungen. — — Man wird ſich wundern, daß man dieſes ſchwer verletzte Thier nicht lieber, wie bei uns, geſchlachtet habe. Aber man erinnere ſich, welche große Ehrfurcht die Hinduer für das Rindvieh haben; es iſt eine große Sünde, eines derſelben umzubringen; daher wird dann auch weder Rind- noch Kalbfleiſch gegeſſen. — Aber bis zur Anbetung, wie einige Reiſebeſchreiber vorgeben, geht dieſe hohe Achtung nicht, welche ihren Grund zunächſt in der Nützlichkeit dieſer Thiere, und dann auch in der Lehre von der Seelenwanderung hat, welcher zu Folge eine Kuh das letzte von den Thieren iſt, welche eine Seele durchwandern muß, ehe ſie in einen menſchlichen Körper übergehen kann; wird (dieſer Lehre zu Folge) das Thier umgebracht, in welchem ſich die Seele befindet, ſo muß dieſe dann ſo lange unſtät umher ſchwärmen, als das Thier natürlicher Weiſe noch gelebt haben würde. — Nur Parias und Europäer eſſen in Indien Rindfleiſch, und werden daher auch verachtet

und verabſcheut. — Die Braminen, und Schettries (oder Schattries), die Radſchaputen oder Kriegsleute ausgenommen, und einige Stämme von den Beiſches (Waſchiern, Kaufleuten) eſſen gar kein Fleiſch von irgend einem Thiere, ſondern leben bloß von Obſt und anderen Pflanzenſpeiſen, Milch und dergleichen.

Dieſer vegetabiliſchen Nahrung muß man den ſanften, gutartigen Charakter der Hinduer zuſchreiben; denn Völker, welche viele animaliſche Speiſen genießen, ſind immer hartherziger und gefühlloſer. — Fleiſchſpeiſen ſind eine unnatürliche Nahrung für den Menſchen, denn ſchon ſeine Zähne beweiſen, daß er nicht zu den fleiſchfreſſenden Thieren gehört. *) —

Da die Hinduer kein Rindvieh ſchlachten, noch es zu dieſem Zwecke verkaufen, ſo iſt das Rindfleiſch in den

*) Der Herr Verf. beräſonnirt. Der Bau des Menſchen, beſonders ſeiner Gedärme, beweiſt, wie bekannt, daß er theils zu den Pflanzen-, theils zu den fleiſchfreſſenden Thieren gehört. Eben dieſelben Hinduer beweiſen uns, daß bloßer Genuß von Pflanzenſpeiſen feige macht und den Geiſt entnervt; darum iſt animaliſche Nahrung auch ihren Kriegsleuten erlaubt. — Wir wollen nicht davon ſprechen, daß das Menſchengeſchlecht am Ende keinen Raum für ſich mehr auf der Erde behielte, wenn man keine Thirre ſchlachtete, ſondern nur anmerken, daß, wie alle Aerzte wiſſen, der mäßige Genuß des Fleiſches dem menſchlichen Körper ganz angemeſſen iſt; nur der übermäßige Genuß, beſonders des hitzigen, nur halb gar gekochten Rindfleiſches (wie es die Britten lieben) äußert oft einen nachtheiligen Einfluß auf das Gefühl der Menſchen. Medium tenuere beati! E.

meiſten Gegenden ſehr ſelten zu bekommen, und wird auch nicht öffentlich verkauft. Dies iſt dann gewöhnlich den neu angekommenen Europäern, welche an dieſe Speiſe gewöhnt ſind, ſehr unangenehm. Beſonders ſcheinen die Miſſionäre ſich an die Entbehrung dieſes Nahrungsmittels nicht gewöhnen zu können; darum ſchimpfen ſie auch ſo gewaltig über die Achtung, welche die Hinduer den Kühen erweiſen. — Sie bedenken dabei nicht, daß Rind-, Büffel- und Schweinefleiſch in Indien der Geſundheit des Menſchen weit nachtheiliger iſt, als in Europa; der Genuß deſſelben erzeugt hier einen ſcharfen Magenſaft, und das tägliche Beiſpiel beweiſet es, daß dadurch gefährliche Krankheiten entſtehen, welche endlich den Tod herbei führen.

Ueberdies hat Indien einen ſo großen Reichthum an vortrefflichen und köſtlichen vegetabiliſchen Speiſen, ſo wie auch an Pflanzen, die auf mancherlei Arten zur Kleidung und Wohnung benützt werden können, daß die Noth die Eingebornen nicht dazu verleiten konnte, Thiere zu ſchlachten, um dieſelben zur Friſtung und zum Unterhalte ihres Lebens zu benützen. — Daher haben die Hinduer auch einen ſo großen Widerwillen vor Mord und Blutvergießen. — Die Schlächter gehören deswegen zu dem niedrigſten und verachtetſten Stamme der Parias; ſie müſſen von den übrigen Einwohnern entfernt wohnen, und dürfen ihr Gewerbe nicht öffentlich, ſondern nur im Verborgenen treiben. — Die Jugend wird dadurch nicht ſchon frühe an blutige Schauſpiele gewöhnt, wie bei uns, und kein Pöbel ſieht, zur Vermehrung ſeiner Hartherzig-

Zeit, mit Vergnügen dem Abſchlachten des Viehes zu. — Man bedenke, wie groß der Einfluß ſolcher Gewohnheiten iſt. — — —

Wir waren ungefähr eine halbe Stunde unter Wegs, als ich genöthigt wurde, wieder aus dem Palankine zu ſteigen. Nur wenige Schritte von mir ſah ich eine Brillenſchlange von ungewöhnlicher Größe und Dicke, ausgeſtreckt und unbeweglich auf dem Sande liegen. — Um zu ſehen, ob ſie todt wäre, warf ich einen Stein nach ihr; aber ſie rührte ſich nicht. Ich gieng daher näher zu ihr hin, und kaum hatte ich ein Paar Schritte gethan, als ſie ſich plötzlich in die Höhe richtete. Ihr Hals ſchwoll an, ihre Augen glühten wie feurige Kohlen, mit aufgeſperrtem Rachen, ausgeſtreckter Zunge drohte ſie mir ziſchend den Tod. — Ich eilte nach meinem Palankin zurück, ergriff die darin liegende, mit Hagel geladene Jagdflinte des Kapt. Huau, und feuerte damit auf die Schlange. — Schröcklich ſchnaubend kroch ſie hierauf langſam in ein nahegelegenes Gebüſche und ſchleppte mühſam ihren Schwanz nach. — Da ich gewiß war, ſie getroffen zu haben, ſo ließ ich ſogleich das Gebüſche in Brand ſtecken, und ich lauerte ihr mit Kapitän Huau und Francisko auf. Ehe ich mich deſſen verſehen konnte, fuhr die Giftſchlange aus dem Gebüſche heraus, mir zwiſchen den Beinen hindurch (wie leicht hätte ſie mich beißen können!) und in ein anderes Geſträuche, das wir ebenfalls anzündeten, ohne aber die Schlange wieder finden zu können.

Meine Kulis waren äußerſt beſtürzt über dieſen, nach ihrer Meinung, Unglück weiſſagenden Vorfall, und

wollten, daß ich, um die Sache wieder gut zu machen, nach Bawpatla zurückkehren ſollte. — Denn die Hindu er haben eine ſolche Ehrfurcht vor der Brillenſchlange (*Cobra-capello*, Coluber Naja), daß ſie aus Aberglauben es nicht wagen, ſie zu beleidigen, oder gar zu tödten; auch halten ſie es für ein Djatra oder eine gar üble Vorbedeutung, wenn eine ſolche Schlange demjenigen, der ſie geſchlagen oder ſonſt beleidigt hat, zwiſchen den Beinen hindurchſchlüpft, ohne ihn zu beißen.

Ich kehrte mich an dieſe Poſſen nicht, und ſetzte meine Reiſe fort. — Mein Gefährte konnte das Fußgehen in die Länge nicht mehr aushalten; er blieb beinahe immer hinter uns zurück, und dann mußte ich jedes Mal wieder auf ihn warten; auch ließ ich meine Kulis langſamer gehen, damit er deſto beſſer nachkommen könne, und Mittags und Abends früher Halt machen, als ſonſt, um ihm deſto mehr Zeit zum Ausruhen zu verſchaffen. Dies Alles hielt mich aber zu meinem größten Mißvergnügen ſehr auf; doch um meines Freundes willen mußte ich mir es ſchon gefallen laſſen.

Als wir nach Periatſchierelu kamen, ſtand die Sonne noch ſehr hoch am Himmel, und wir hätten noch gar wohl eine Stunde weiter ziehen können; aber um vorgedachter Urſache willen, und weil dieſer Ort ein hübſches Dorf war, beſchloß ich hier zu übernachten.

An dem Eingange des Dorfes, dicht am Wege, ſtand ein Pudar oder Götzenbild von übergewöhnlicher Größe,

welchem aber der Kopf fehlte; denn dieſer lag zerſchmettert auf der Erde. — Pudars nennt man in Indien die Schutzgötter der Städte und Dörfer, deren jeder Ort einen hat. Sein von Thon und Steinen aufgemauertes und mit Kalk übertünchtes Bild ſteht immer am Wege. Es hat Menſchengeſtalt, doch Rieſengröße, und die Figur iſt ſitzend mit untergeſchlagenen Beinen vorgeſtellt; oft iſt es 10 bis 12 Fuß hoch, ohne das Fußgeſtell, auf welchem gewöhnlich noch thönerne und ſteinerne Figuren von wilden Thieren angebracht ſind. Man beweiſt dieſen Götzen keine beſondere Verehrung, nur die Parias opfern ihnen zuweilen Böcke. —

Wir hatten hier die Wahl zwiſchen zwei Schultris. Diejenige, in welcher wir einkehrten, war ſehr hübſch und groß; auch befand ſich noch nicht ein einziger Reiſender darin; doch ſtand es zu vermuthen, daß welche nachkommen würden, weil es nicht ſpät war.

Ich gieng inzwiſchen, nach meiner Gewohnheit, um mir die Zeit zu vertreiben, allein in dem Dorfe herum ſpazieren. Denn mein Geſellſchafter war müde und hatte keine Luſt dazu; auch befand er ſich nicht wohl, und war ganz niedergeſchlagen.

Es war ein ſehr angenehmer Abend, den ein erquikkend kühler Wind und die Strahlen der untergehenden Sonne ungemein verſchönerten. — Die Dorfbewohner waren alle in Bewegung; während die einen mit ihrer gewöhnlichen Ackerarbeit beſchäftigt waren, kehrten Andere aus dem Felde zurück. — Einige ſtiegen auf die Gipfel

der Palm- und Kokosbäume, um Palmwein zu zapfen. Ueberall waren die Pakoties oder Ziehbrunnen *) in Bewegung, um Waſſer zum Begießen der Pflanzungen und Gartenbeete zu ſchöpfen, und von allen Seiten her erſcholl der Geſang der Gartenarbeiter, welche die durſtigen Pflanzen tränkten. — Die ſchwerfälligen Büffel wurden nun von den knarrenden Oelmühlen abgelöſet; die Wäſcher und Bleicher kamen von den Teichen und vom Felde zurück, und trieben ihre mit Leinwand beladenen Eſel vor ſich her. Die Weber, welche den Tag hindurch im Schatten der Gebüſche und Bäume gearbeitet hatten, kehrten mit ihrem Webſtuhle auf der Schulter zu ihren Hütten zurück; ihre Kinder liefen und hüpften vor ihnen her, und trugen die leichteren Geräthſchaften. — Braminen eilten, mit ihren Tſchumbus **) in der Hand, den Teichen zu, um ſich zu baden, und ihr Abendgebet zu verrichten. ***) — Alle Landleute hatten ihre Arbeit verlaſſen,

*) Es ſind eine einfache Art Wippgalgen mit ledernen Eimern, an Waſſerlöchern oder Brunnen, worin ſie hinabgelaſſen und voll wieder heraufgezogen werden; das Waſſer fällt dann in eine hölzerne Rinne, die es in die Gärten und Pflanzungen leitet.

D. V.

**) Dies ſind kleine kupferne Töpfchen mittelſt, welcher ſich die Hindues, wenn ſie baden, das Waſſer auf den Kopf gießen; auch werden ſie als Trinkgeſchirre gebraucht.

D. V.

***) Die Hindues ſollen ihr Morgen- und Abendgebet im Waſſer, während ſie baden, verrichten.

D. V.

und giengen nun zu ihren Familien nach Hauſe. Die Feierabendſtunde hatte geſchlagen! —

Ein anſehnlicher Hügel, mit hoch emporſtrebenden Bäumen bedeckt, erhob ſich mitten in dem Dorfe; ich ſtieg denſelben hinan, nachdem ich eine Weile umher ſpaziert war, und ſetzte mich auf die Schwelle eines dem Puliar*) geweihten Kapellchens, um den ſchönen Luſtgarten um mich her zu überſchauen, den jetzt die untergehende Sonne vergoldete.

Der Ueberblick all' der reizenden Naturſcenen, die mich umgaben, verſenkte mich in tiefes Nachdenken über die Vorzüge dieſes ſchönen Landes, die mich entzückten! Ich überließ mich ſüßen Träumereien und wehmüthigen Rückerinnerungen! **) Ach, dies herrliche Land ſollte ich nun bald auf ewig verlaſſen! — —

Die Sonne war ſchon untergegangen, als ich zu meinen Leuten in die Schultri zurückkehrte. Ich ſtieg in das Dorf hinab, wo nun gänzliche Stille herrſchte, außer daß man noch den Geſang der Joghis und die klingenden Becken der Pandaroms hörte, welche jetzt ihre Abendmahlzeit vor den Thüren der Hütten hielten.

Es war beinahe finſter, als ich die Schultri erreichte. Ich fand jetzt verſchiedene Reiſende in derſelben,

*) Oder Goneiſch. M. ſ. oben. E.

**) Dieſe deklamatoriſchen Herzensergießungen, die im Originale 6 Seiten anfüllen, mußten hier wegbleiben. E.

die ſich theils aus Müdigkeit bereits auf ihre Matten aus geſtrekt hatten, theils ihr Nachteſſen zubereiteten. — Mein Freund hatte in meiner Abweſenheit Punſch gemacht, und wartete nun damit auf mich. Dies war unſer gewöhnlicher Nachttrunk; denn Arrak hatte ich bei mir und Citronen und Zucker kaufte ich unter Wegs entweder auf den Märkten oder bei den Kommetis oder Krämern.

Inzwiſchen füllte ſich die Schultri immer mehr mit Reiſenden an. Es kamen Korwas, Pilger, Land- und Handwerksleute, Sipajen, Oders, d. h. reiſende Kaufleute mit ihren Bündeln, theils auch mit Laſtthieren, von allen Seiten herbei. Endlich, als es ſchon ſieben Uhr war, wurde unſre Geſellſchaft noch durch eine Truppe Sutredaries, eine Art herumziehender Tänzerinnen, mit ihren Juntries oder Muſikanten vermehrt.

Nachdem ſich dieſe Tänzerinnen, ob es gleich ſchon finſter war, in dem Teiche gebadet, und friſche Kleider angezogen hatten, kam die erſte der Truppe (es waren ihrer mit derſelben ſieben) herbei, begrüßte uns und überreichte mir und meinem Freunde Huau einen Blumenſtrauß, wobei ſie im Namen der ganzen Truppe um Erlaubniß, vor uns zu tanzen anſuchte.

Alle Blicke der Reiſenden, die ſich in meiner Nähe befanden, und jenes Anſuchen gehört hatten, waren nun auf mich gerichtet. Ein leiſes Geflüſter lief durch die ganze Menge der Anweſenden hin. Beſonders die Weiber und Töchter der Korwas, die ſich zunächſt bei mir

gelagert hatten, ſo wie auch die übrigen anweſenden Weibsperſonen ließen in ihren Mienen und Augen deutlich ihren heißen Wunſch, den Tanz zu ſehen, blicken. Die Hinduer und hauptſächlich die Hinduerinnen finden ein außerordentliches Vergnügen darin, einem Tanze nach ihrer Landesart, zuzuſehen. Dieſes vorzüglich bewog mich, den Tänzerinnen die Antwort zu geben, ſie möchten ſich bereit halten; nach dem Nachteſſen würde ich ſie rufen laſſen.

Kaum wurde es bekannt, daß ich meine Einwilligung zu dem Tanze gegeben hätte, als ich rund um mich her die Ausrufungen: „Nela Doreh!“ (d. h. guter, braver Herr!) — „Maharadſcha! (d. h. großer Herr, vornehmer Herr; eigentlich großer Fürſt!) und dergleichen hörte. — Die ganze Schultri kam ſogleich in Bewegung; die fröhliche Neuigkeit lief von einem Reiſenden zum andern. Die, welche ſchon ſchliefen, wurden wieder aufgeweckt; alle verließen eiligſt ihre Matten und Lagerſtellen, um in Zeiten einen guten Platz zu bekommen. Auch die Dorfbewohner kamen in Menge herbei gelaufen, und in kurzer Zeit war die Herberge ganz voll.

Nachdem wir nun geſpeiſet hatten, ließ ich den Tänzerinnen zu wiſſen thun, daß ſie anfangen könnten. Sogleich wurde Platz gemacht; Jeder begab ſich auf die Seite und einige brennende Lampen mehr wurden nun in die Niſchen der Mauer geſtellt *)

*) Solche kleine Lampen, welche plump aus Thon geformt ſind, werden Letſchemie genannt, weil das Bild dieſer Göttin (Lokhia, von welcher oben) auf denſelben grob

So wie Alles gerüſtet war, ſetzte ich mich mit meinem Freunde auf die Matratze meines Palankins nieder; wir hatten einen friſchen Napf mit Punſch vor uns ſtehen, und rauchten Cigarren. So erwarteten wir mit der uns umgebenden Menge, die einen weiten Kreis um uns her bildete, die Ankunft der Tänzerinnen, die auch bald erſchienen; ſie hatten ihre Geſichter mit Schleiern bedeckt und die Muſikanten folgten ihnen nach.

Ich gab mit der Hand das Zeichen, anzufangen, und ſogleich ließen ſich die Inſtrumente hören. Jetzt trat der Chelimbikaren hinter die Mädchen, und auf das Klingen ſeiner kleinen Becken verſchwanden die Schleier, und nun ſtanden mit enthülltem Kopfe ſieben junge Nymphen, alle wohlgebildet und ſchön, in ihren vollen Reizen da. Noch ein Mal erklangen die Becken; die Mädchen ſtellten ſich in eine Reihe, traten dicht vor uns, und bezeugten uns zuerſt, wie es Sitte iſt, ihre Ehrerbietung durch eine Verbeugung und durch Auflegung der rechten Hand auf die Bruſt.

Nun ertönte die Muſik lauter, die ſchreienden Inſtrumente der Juntries wiederhallten durch das ganze Dorf, und ſo begann der Tanz.

ausgedrückt iſt. Man brennt Kokos- oder Seſamöl darin. Talglichter ſind in Indien nicht bekannt. Die Vornehmen brennen Wachskerzen. — Dergleichen Lämpchen, wie die vorgedachten, führt jeder Reiſende eines bei ſich, um es in den Schultris in eine von den vielen Niſchen oder kleinen dreieckigen Löchern, die in den Mauern derſelben angebracht ſind, zunächſt bei ſeiner Lagerſtelle zu ſetzen.
D. V.

Dieſe Mädchen tanzten zum Entzücken ſchön! Ihre leichten, ausdrucksvollen, behenden, reizenden und doch nicht unanſtändigen Bewegungen und Gebärden laſſen ſich nicht beſchreiben. — Sie waren von Surate, welche Stadt wegen ihrer trefflichen Tänzerinnen längſt und noch jetzt berühmt iſt, ob ſie gleich unter der Herrſchaft der Engländer ſehr viel von ihrem alten Glanze verloren hat. —

Nachdem ſie ungefähr eine Stunde lang getanzt hatten, gab ich ihnen mit dem Schnupftuche das Zeichen, aufzuhören. Die Muſik ſchwieg, und nach Landesgebrauch mußte ich nun die Tänzerinnen bekomplimentiren.

„Genug, ſchöne Mutieh (Mamſellen) — ſagte ich — „es iſt für dieſes Mal genug! Ihr habt mir durch euern „künſtlichen Tanz das größte Vergnügen gemacht, und „mein Herz mit Wonne erfüllt. Rambheh (die Göt„tin der Tanzkunſt) ſelbſt ſollte wohl Euch nicht über„treffen können. Wenn Ihr nun nicht allzu ſehr ermüdet „ſeyd, ſo ſetzt Euch zu mir her, und entzückt auch mein „Gehör mit Eueren lieblichen Stimmen!“ —

Dieſe übertriebenen Lobſprüche gefielen den Mädchen *); ſie ſchienen ſehr erſtaunt darüber zu ſeyn, daß ein Europäer nicht nur mit ihrer Sprache, ſondern auch mit ihren Gebräuchen ſo vertraut war. Sie waren auch ſogleich bereit, meinen Wunſch zu erfüllen.

*) Orientaliſcher Schwulſt gefällt, und hochtrabende Worte, und verblümte Ausdrücke werden bei den Hinduern, für Beweiſe von Gelehrſamkeit und guter Erziehung angeſehen. D. V.

Man brachte demnach Matten herbei. — Die Mädchen ſetzten ſich darauf in einem Halbzirkel um mich her. Die Muſikanten nahmen hinter ihnen Platz; und weiterhin nach einem kleinen Zwiſchenraume ſaßen die übrigen Anweſenden und hörten in größter Stille und Andacht zu.

Nachdem die Sängerinnen zu wiederholten Malen mich erſucht hatten, ihnen anzugeben, was für eine Art von Giet, d. h. Lied, *) ſie ſingen ſollten; ſo beſtimmte ich ihnen die Kamie oder Liebesgeſchichten in Verſen. Sie ſangen nun die verliebten Abentheuer der Prinzeſſinn Biddhia von Bordowan und des Prinzen Sondor von Hoſtinapur, welcher von einer mächtigen Zauberin, die ſich ſeine Liebe mißfallen ließ, gequält, verfolgt, umher getrieben wurde, und nach überſtandenen unzähligen Fährlichkeiten und Abentheuern doch endlich zu dem Beſitze der wunderſchönen Prinzeſſin Biddhia gelangte **)

Es war ſchon um Mitternacht, als ſie ihren Geſang endigten. Sie wollten noch ein Lied anſtimmen; aber

*) Alle hinduiſchen Gedichte, Romanzen und Erzählungen, welche geſungen werden können, heißen Giet. Ein ſolches iſt das überſetzte (auch in Teutſchland) bekannte Bagat-Giet oder das Lied von dem Tiger, welcher Beiname zuweilen dem Keiſchna gegeben wird. D. V.

**) Die Liebesgeſchichte der Biddhia und des Sondor iſt ein ſehr ſchöner Roman, welchen der berühmte Göbinda Daaſch geſchrieben hat, der zu Anfang des Kallie-Jogg (eiſernen Jahrhunderts) lebte. D. V.

ich dankte ihnen, und nachdem ich, dem Gebrauche zu Folge, der erſten Tänzerinn das Geſchenk *) auf einem Präſentirteller mit Betelblättern und Arekanüſſen bedeckt, überreicht hatte, ſtanden ſie alle auf, und nahmen unter vielen Dankſagungen für meine Artigkeit und Freigebigkeit Abſchied.

Die Zuſchauer zogen ſich nun zurück, jeder nach ſeiner Wohnung oder ſeinem Nachtlager, und alle waren höchſt zufrieden mit dem genoſſenen Vergnügen; noch vergnügter würden ſie aber gewiß geweſen ſeyn, wenn ich die Mädchen hätte die ganze Nacht hindurch tanzen und ſingen laſſen. —

Bald hernach herrſchte allgemeine Stille in der Schultri; die Lampen wurden ausgelöſcht — denn die Hinduer ſchlafen nicht gern bei Lichte — und Alles gieng zur Ruhe. Mein Freund legte ſich unter das Schirmdach; ich aber hatte mir den Palankin, weil die Herberge zu voll war, vor dieſelbe hinaus ſtellen laſſen, und ſchlief darin.

*) Das Geſchenk iſt frei und unbeſtimmt, doch muß es, wie alle Geſchenke, eine ungerade Summe ſeyn. In Fällen, wo ſolche Mädchen vor ein Paar Reiſenden nur einige Stunden tanzen, ſind ſie z. B. mit 11 Rupien zufrieden; wenn ſie aber bei Feſten oder groſſen Geſellſchaften, die ganze Nacht hindurch aufwarten müſſen, dann iſt es natürlich, daß auch das Geſchenke beträchtlicher ſeyn muß. In ſolchen Fällen beſchenkt man ſie dann noch überdies mit Zeuchen, Kleidungsſtücken, Schmuck, u. dergl.

D. B.

Kaum war ich eingeſchlafen, ſo weckte mich wieder eine Bewegung an der Regendecke meines Palankins. Ich hob ſie auf, um zu ſehen, wer mich zu ſtören komme, und rief: „Xaribu?!“ (d. h. Wer da?) —

Eine ſanfte weibliche Stimme anwortete:

„Ich bin es, mein Herr, die Daja*) der Sutre-„baries. Ich komme zu Ihnen mit tauſend Grüßen von „der Ponneh (dem jungen Mädchen) mit dem gelben „Raukeh (Bruſtleibchen) und dem Kranze von Mu-„garie (wohlriechenden weißen Blumen) auf dem Kopfe. „Ihre Freundlichkeit und Artigkeit haben ihr Herz für „Sie geöffnet, wie ſich die Surdjupu (eine Blume, „die ſich Abends ſchließt) vor den Strahlen der Morgen-„ſonne öffnet. Empfangen Sie dieſen Betel, den ſie „ſelbſt für Sie zurecht gemacht hat, als ein Zeichen der „Zuneigung, die ſie zu Ihnen hegt. Sie ſitzt an dem „Fußende ihres Lagers und erwartet Ihre Befehle**).“

Unter der Truppe von Tänzerinnen befand ſich auch ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren, das ſehr ſchön von Geſicht und Wuchs war, und mit großer Anmuth und Kunſt tanzte und ſang. — Sie hatte ohne Zweifel bemerkt, daß ich ſie, als ſie alle vor mir ſangen,

*) Die Aufſeherin, und zugleich Kammerfrau, und oft Kupplerin der umherziehenden Tänzerinnen. Auch die anſäſſigen Truppe haben die ihrigen. D. V.

**) Eine verblümte Redensart, deren Sinn leicht zu entrathſeln iſt. D. V.

mit einer beſondern Aufmerkſamkeit und mit ſichtbarem Vergnügen betrachtet hatte, und da ſie wahrſcheinlich daraus ſchloß, daß ich Luſt hätte, in eine nähere Bekanntſchaft mit ihr zu kommen, ſo hatte ſie die Daja abgeſchickt, um die Sache mit mir einzuleiten.

Wirklich hatte das Mädchen einen ſtarken Eindruck auf mich gemacht, und die Schönheit dieſer reizenden Nymphe hätte mich wohl verführen können, hätte ich nicht bedacht, daß ſie eine umherziehende Tänzerin war, folglich von der Klaſſe derer, die aus niedrigen Kaſten genommen werden, und daher auch in der Wahl ihrer Liebhaber nicht ſehr ekel ſind. — Dieſes und der Gedanke an die Leiden meines Freundes Huau, und an die Prophezeihung meiner Kulis wegen des Vorfalls mit der Schlange, die ich nicht ſelbſt wollte in Erfüllung bringen, hielt mich zurück, und war Urſache, daß ich den Antrag kalt abwies, und mich für den Betel bedankte.

„Wie, mein Herr, (antwortete die Alte) Sie ver„ſchmähen die ſchöne Mamia? Ich erſtaune! Ich „glaubte doch bemerkt zu haben, daß Ihnen das Mädchen „nicht gleichgültig iſt. Warum hat ſich Ihr Herz wieder „vor ihr geſchloſſen? Was befürchten Sie? Es iſt „mein liebſtes Pflegekind, und Sie ſind der erſte, dem ſie „Kampaak *) angeboten hat!“ —

*) Dies iſt der Betel der Liebe, nämlich der Betel, den eine Frauensperſon ſelbſt zubereitet, aber außer den gewöhnlichen Ingredienzien, noch Kardemomen u. dergl. hinzuthut, und dieſe Kompoſition dem Manne zuſchickt, dem ſie ihre Liebe erklären will. D. V.

Ich mußte über die gute Frau lachen, die mich gewiß noch für ſehr unſchuldig und unwiſſend hielt. Mir war es gar wohl bekannt, daß ſolche Dajas mit ihren Pflegetöchtern nicht ſo lange warten, ſondern ſobald als möglich Vortheil von ihren Reizen zu ziehen ſuchen; aber auch zu betrügeriſchen Künſten ihre Zuflucht nehmen, um die jungen Mädchen noch lange für unberührte Jungfrauen ausgeben zu können.

Darum machte jene letzte Zurede der Alten gerade die entgegengeſetzte Wirkung auf mich. Ich wurde nur noch mehr dadurch aufgebracht, und ſagte ihr gerade heraus, ſie möchte einem Andern von der Unſchuld ihrer Pflegetochter vorſchwatzen, und ſich mit ihrem Kampaal fortpacken. — —

Ich hatte den Kulis befohlen, mich frühe zu wecken; ſie thaten es; der Tag brach eben an; auch in der Schultri war ſchon Alles in Bewegung; Jeder ſchickte ſich zur Abreiſe an.

Die Sutredaries waren auch im Begriffe abzureiſen; ihr Laſtthier war ſchon bepackt. Eine nach der andern kam zu mir, um Abſchied zu nehmen, und mir glückliche Reiſe zu wünſchen. — Nur Mamia kam nicht; ſie blieb von ferne ſtehen, und ſchwatzte mit einer von ihren Gefährtinnen, ohne auf mich zu achten. Ich rief ſie bei ihrem Namen. Trotzig hob ſie das Köpfchen in die Höhe und blickte mich mit einer Miene an, worin Zorn und Verachtung deutlich zu leſen waren, legte die Hand auf die Bruſt, und ſchien ſich weiter-

nicht mehr um mich zu bekümmern. — Dieſe Empfind-lichkeit kützelte mich, und doch gefiel ſie mir; ich hatte ſie nicht erwartet; ich ſchloß daraus, daß ſie nicht vom gemeinen Schlage wäre, und ich bekam Achtung für ſie. — Jetzt erſt beim Tageslichte ſah ich, wie ſchön ſie war; der Lampenſchein hatte ihre Reize verdunkelt. In ihrem einfachen weißen kattunenen Röckchen, das ihre ſchlanken, ſchöngeformten Glieder umhüllte, erſchien ſie mir noch verführeriſcher, als in all' ihrem Putze! — Wie lieblich waren ihre Geſichtszüge, wie reizend ihre ganze Geſtalt! — Ihre trotzige Stellung, ihr ſtolzer Schritt, ihr friſches, jugendliches Anſehen und der Glanz der Geſundheit, der aus ihrem blühenden Geſichte und ihren hellen Augen ſtrahlte, machten nun den tiefſten Eindruck auf mich; ich bereuete es, die Neigung eines ſo liebenswürdigen Geſchöpfs ſo hart zurückgeſtoßen zu haben. Hätte ich mich nicht vor meinen Leuten und den übrigen Reiſenden geſchämt, ſo würde ich auf der Stelle zu ihr hin geeilt ſeyn und ſie um Verzeihung gebeten haben. Doch, mich tröſtete der Gedanke, ſie auf der Reiſe wieder anzutreffen, da dieſe Truppe, wie ich von der Daja gehört hatte, ebenfalls nach Madras gieng.

„Lebe wohl, Mamia!“ rief ich ihr zu, als die Kulis mich mit dem Palankin aufhoben — „Auf Wie-„derſehen! Wir werden uns ſchon noch ſprechen!“ — Sie hohnlächelte verächtlich, ohne mir zu danken oder zu antworten. Als ich ungefähr ein hundert Schritte weiter gekommen war, ſah ich mich nochmals nach ihr um, und bemerkte mit Verwunderung, daß ſie geweint habe; denn

ſie trocknete ſich die Augen, und ein Paar ihrer Gefährtinnen ſtanden bei ihr, und ſchienen ſie zu tröſten. —

War dies Verſtellung oder Ernſt? — Wie dem auch ſey, ich wurde innigſt dadurch gerührt! —

Eine entzückend ſchöne Landſchaft lachte uns entgegen, ſobald wir aus dem Dorfe heraus kamen. Große Felder mit aufkeimendem Reiße und anderen Getraidearten breiteten ſich zu beiden Seiten des Weges aus, und das ſchimmernde Grün des jungen Reißgraſes ſtach ſehr angenehm mit den goldgelben Aehren anderer, bereits reifen Feldfrüchte ab.

Dörfer mit Gebüſchen und Baumgärten umgeben lagen hie und da zwiſchen dem wallenden Aehrenmeere verborgen, und wurden allein an den Pyramiden ihrer Tempel kennbar. In weiter Ferne zeigte ſich am weſtlichen Saume des Horizonts der ſchwache Umriß einer hohen Gebirgsreihe.

Es war ungefähr Mittag, als wir in dem ausnehmend ſchönen Dorfe Bentapalam anlangten. Dieſer Ort iſt auch ſehr berühmt wegen der ſchönen Zeuche, die hier gewebt und gedruckt werden. Vorzüglich zeichnete ſich ein braunrother doppelt geköperter Baumwollenzeuch aus, der damals in der Mode war.

Das ganze Dorf befand ſich nun im Freien, und die fleißigen Einwohner waren Alle mit ihren verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt. — Weiber und Mädchen befanden ſich außen vor den Hütten, ſtampften Reiß in ausgehöhl-

ten Holzklötzen, und ſangen dazu; Andere reinigten ihn; wieder Andere ſpannen, oder zerrieben Reiß auf Handmühlen; denn die Hinduer gebrauchen kein anderes Mehl; Jede war auf irgend eine Art beſchäftigt; während die kleinen Kinder um ſie her im Sande herum krochen oder herum kollerten.

Auch die Männer waren alle eifrig über ihre Arbeit; ſie flochten Körbe von Weidenzweigen oder Matten von feinen farbigen Binſen; Andere verfertigten ſich allerlei Haus- und Ackergeräthſchaften. Die Schmiede, die Kupferſchmiede, die Töpfer, die Kattundrucker, alle Arten von Handwerksleuten, ja ſogar der Schulmeiſter mit den Schulkindern, kurz, alle Einwohner des Dorfs, die nicht durch Krankheit daran verhindert wurden, befanden ſich vor ihren Hütten oder unter den benachbarten Bäumen mit ihrer Arbeit beſchäftigt.

In jedem etwas gebüſchigen Orte ſah man einen Weber an ſeinem Stuhle arbeitend. Kleine Jungen ſpielten und trippelten um ihn her; ältere halfen dem Vater die gebrochenen Fäden aufknüpfen, oder trugen ihm in einem Topfe Kanje (Reißwaſſer, das man hier ſtatt der Stärke gebraucht) nebſt der Bürſte oder dem Pinſel zu.

Auch wir lagerten uns in einem ſchönen Mangogebüſche, obgleich drei Schultri's in dem Dorfe waren, und hielten ein fröhliches Mittagsmahl. Mein Reiſegefährte hatte unter Wegs einige Schnepfen und ein Paar Taucher geſchoſſen; wir hätten aber auch ohne dieſes hier keinen Mangel an Lebensmitteln gehabt; das Dorf war

überflüſſig damit verſehen; Hühner, Enten, ja ſogar Truthähne wurden uns zu Kaufe angeboten; es fehlte aber auch nicht an Eiern, friſcher Butter und Milch.

Die Kühe geben zwar in dieſen Ländern bei weitem nicht ſo viel Milch, als die in Europa, auch iſt ihre Milch nicht ſo fett; doch die, welche man bekömmt, iſt rein, ſo wie ſie von der Kuh kömmt, und nicht zur Hälfte mit Waſſer vermiſcht. In den meiſten Städten und Dörfern längs der Oſtküſte der Halbinſel, ſo wie auch in Bengalen kommen die Landleute mit den Milchkühen vor die Thüren ihrer Kunden, und melken ſie da.

Mein Freund und meine Kulis hatten ſich nach dem Eſſen in den warmen Sand gelegt, um ein Mittagsſchläfchen zu halten. Da wir erſt um ein Uhr weiter reiſen wollten, ſo machte ich inzwiſchen einen Spaziergang, um das ſchöne Dorf zu beſehen, und . . . . . zugleich auch der Ankunft der ſchönen Mamia und ihrer Gefährtinnen aufzulauern, welche hier ebenfalls ihr Mittagsmahl einnehmen ſollten. — Denn das Bild dieſes ſchönen Mädchens ſchwebte immer vor meiner Fantaſie, und ich zürnte über mich ſelbſt, daß ich ſie ſo ſpröde abgewieſen, und nicht wenigſtens eine ſchickliche Ausrede zu Hülfe gerufen hatte. — Ich hoffte, ſie durch Entſchuldigungen und Geſchenke wieder zu beſänftigen. — Ich wandelte deswegen weit umher, um die Ankunft der Erſehnten auszuſpähen. — Mich entzückte die paradieſiſche Gegend um das Dorf her, das ſelbſt ſo ſchön war, als ich auf meinen Reiſen in dieſem Lande noch nie eines geſehen

hatte. — Eine ungeheure Menge Vögel durchſchwirrten die Luft, und eine unbeſchreiblich große Zahl von grauen, auf dem Rücken weiß geſtreiſten Eichhörnchen hüpften auf den Kokosbäumen umher, deren junge Nüſſe ſie ausſaugen. Luſtig iſt es anzuſehen, welche poſſierliche Sprünge ſie machen, wenn man ſich den einſamen Gebüſchen nähert, in welchen ſie im Sande mit einander ſpielen, und wie ſie dann ſich auf die Bäume flüchten, auf welchen ſie wohnen. —

Gleich einem Walde von Maſten erhoben ſich die Kangas oder Arekanußbäume mit ihren Früchten, die wie Traubenbüſchel herabhiengen. — Hier ſah ich auch die ſchönen Bäume Biraleh, Santſchemie, Sibonneh, Polega und viele andere, nebſt einer Menge ſchöner Pflanzen und Blumen, die alle wild wachſen. Die Luft war ganz angefüllt mit dem balſamiſchen Dufte von mancherlei Gewächſen, die ich ſowohl im Freien, als in Gärten fand! — —

Alle dieſe Naturſchönheiten konnten aber den Gedanken an Mamia nicht aus meinem Gedächtniſſe verdrängen. Ich ſuchte nur ſie! — Doch vergebens durchirrte ich alle Schultris und das Paar Trivaſels, die in und bei dem ſchönen Dorfe ſind; vergebens befragte ich alle Einwohner und Reiſende, auf die ich ſtieß; Niemand konnte mir einige Nachricht von den Sutrebaxies geben, die ich ſo ſehnlich erwartete, und — ich geſtehe es, ich wurde ſehr ärgerlich darüber. Es war nun ſchon drei Uhr und folglich höchſte Zeit zur Ab-

reiſe; dennoch konnte ich es mir nicht abſchlagen, noch zur letzten Schultri zu gehen, die an dem Wege ſteht, welchen die Erſehnte herkommen mußte; ich ſtellte mich da auf die Lauer hin und ſtrengte vergebens meine Augen an, um ſie in der Ferne zu erblicken; aber eine Viertelſtunde nach der andern verſtrich, und ſie kam nicht. Die Müdigkeit nöthigte mich, an der Straße niederzuſitzen. Der Himmel weiß, wie lange ich da in meiner bangen Erwartung ſitzen geblieben wäre, wenn nicht Kapt. Huau, welcher ſo wie meine übrigen Leute durch mein allzu langes Ausbleiben beunruhigt war, von einigen Reiſenden erfahren, daß ein Bellakaren oder Weißer an der Straße ſitze, und mich da aufgeſucht hätte. Er erſtaunte nicht wenig, mich auf dieſer Stelle zu finden. Ich nahm einige Ausreden und gieng, im Innerſten gekränkt, mit ihm zu unſrer Lagerſtelle zurück; denn nun gab ich die Hoffnung auf, das liebe Mädchen je wieder zu ſehen. Mit Thränen in den Augen ſtieg ich in den Palankin und wir zogen von Bentapalam ab. —

Zehnter Abſchnitt.

Reflexionen. — Relaar. — Das Feſt Robonie. — Der Schonie. — Der unglückliche Soldat. — Karrakudreh. — Der Schlangenbiß. —

In meinem Palankin dachte ich über das Vorgefallene nach. Ich ſchämte mich nun meiner Schwachheit, und machte mir Vorwürfe darüber, daß ich mich von einer gemeinen Tänzerin ſo weit hatte hinreißen laſſen, daß es ihr dann leicht geweſen wäre mich zu führen, wohin ſie gewollt hätte. Ich war daher froh, ſie nicht wieder getroffen zu haben, und nahm mir feſt vor, nicht mehr an die ſchöne Mamia zu denken.

Ein Rückblick auf Ventapalam erweckte in mir das längſt genährte ſchimäriſche Projekt, mir in einer ſchönen Gegend Indiens ein Ruheplätzchen für den Reſt meines Lebens zu ſuchen, und dieſes Dorf ſchien mir dazu den Vorzug vor allen andern Orten, die ich je geſehen hatte, zu verdienen. Ich formte nun mein Plänchen darnach, das ich, wäre es mir möglich geweſen, ſogleich ausgeführt haben würde. Doch gab ich den Gedanken daran, und die Hoffnung, ihn zu realiſiren, nicht auf. Ich ſchrieb auch in mein Tagebuch: „Ventapa„lam ſoll einſt mein Ruheplatz ſeyn!" —

Aber .... Ventapalam auf der Küſte Koromandel unter 15 Grad 46 Min. N. Breite — wie

weit iſt es von dem Orte, wo ich jetzt (in Holland) lebe! —

O Eitelkeit der menſchlichen Beſchlüſſe! Ich ſah das ſchöne Dorf nicht wieder! — Das Schickſal ſchleuderte mich in ein kaltes Land zurück, wo ich alle die Vortheile entbehren muß, die ich mir dort verſprechen durfte! — — Doch, ich ſchweige. —

— Um vier Uhr Nachmittags kamen wir in Kalliur an, einem kleinen Dorfe, das auf einer Anhöhe liegt. Hier kauften wir eine wälſche Henne für eine halbe Rupie, woraus ich durch meinen Francisko ein Pillau bereiten ließ. Wir übernachteten hier, und reiſten am folgenden Morgen mit Tagesanbruch wieder ab.

Ungefähr um 8 Uhr Morgens kamen wir an den Nelaar, einen Fluß, der in der Regenzeit ſehr wild dahin rauſcht, und an manchen Stellen austritt und das Land überſchwemmt; gegenwärtig war er beinahe ausgetrocknet, und in der Mitte ſeines ſandigen Bettes rann jetzt bloß ein Bächelchen, das man durchwaten konnte. — So weit die Augen reichten, beſchatteten hohe Bäume die beiden Ufer, und Gruppen von wilden Palmen bedeckten die ſandigen Hügel.

Ich ließ hier Halt machen, um zu frühſtücken. Wir lagerten uns zu dem Ende unter einem Paar dickbelaubter Bonehraj-Bäume *). Ein angenehm kühles

*) [illegible] ehrai iſt ein [illegible] r, ſchöngewachſener, [illegible] Baum, [illegible] Blüten, die ſehr [illegible] nd den M[illegible] ch ähnlich ſind. [illegible] he Frucht i[illegible] nießbar.
D. Ü.

Lüftchen erquickte uns, und die Ausſicht auf eine ungemein reizende Landſchaft würzte den kalten Reiß *), den wir aßen, und auf welchen wir dann einen erwärmenden Schluck tranken. Inzwiſchen waren die Kulis beſchäftigt, ihre Töpfe und Pfannen zu reinigen, und ihre Hände und Füße zu waſchen, welches die Hindner nach dem Eſſen nie verſäumen.

Wir zogen ſodann weiter und näherten uns dem ſchönen, großen Dorfe Pondietpitli, deſſen Tempel ihre Pyramiden über die vielfarbigen Gebüſche und Bäume umher erhoben.

Aus dem Dorfe klangen uns die helltönenden Cymbeln und das dumpfe Gebrüll der Blaſeinſtrumente entgegen. Alle Dorfbewohner waren auf den Beinen; Weiber und Mädchen erſchienen in ihrem beſten Putze; überall ertönte Geſang und Freudengeſchrei. Hier und da waren Ehrenpforten, unter welchen die Proceſſion hindurch gehen ſollte, von Bambusrohr errichtet, und mit Blumen umwunden. Denn man feierte das Feſt Nobonie, welches dieſen Namen hat, weil es neun auf einander folgende Tage dauert; denn Nobon heißt in der Samſkritſprache neun. Es wird zu Ehren der drei oberſten Göttinnen Porbotie, Gemahlin des Schiwen, Göt-

*) Wenn man gekochten Reiß vom Abend auf den folgenden Tag aufbewahren will, ohne daß er ſauer wird, ſo muß man Waſſer darüber gießen, das dann am andern Morgen wieder abgegoſſen wird; dies nennt man dann kalten Reiß. D. V.

tin des Kriegs und der Vernichtung; Lokhia, Gemahlin des Wiſchnu, Göttin des Glücks, Reichthums und Ueberfluſſes, und Saraſutie, Gemahlin des Brama, Göttin der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, angeſtellt.

Dieſes Feſt wird hauptſächlich von den verheuratheten Weibern gefeiert, welche ſich Glück und Segen für ihre Männer und Kinder von den genannten Göttinnen erflehen. Man bewirthet dann einander, beſonders mit Zuckerbackwerk. Auch iſt dieſes Feſt eine Zeit der Luſtbarkeit für die Kinder, welche mit ihren Lehrern an der Spitze vor den Häuſern der Vornehmen, ſo wie auch ihrer Aeltern und Verwandten paſſende Lieder abſingen, wofür ſie mit Geld, Kattun, Reiß u. dergl. beſchenkt werden, welche Geſchenke der Lehrer zu ſich nimmt. — —

Die Schultri, in welche meine Kulis mich bringen wollten, befand ſich nicht weit von einem ſehr ſchönen Schiwenstempel, war aber ſo ſehr mit Fremdlingen angefüllt, daß ich lieber weiter gieng, um eine andere Herberge zu ſuchen.

Kaum hatten wir uns gelagert, als ein Mann vor mich trat, der mich tief begrüßte und dann zwei kleine Flöten oder Pfeifen, jede ungefähr anderthalb Spannen lang, aus dem Gürtel zog, das Mundſtück einer jeden in ein Naſeloch ſteckte, und ſehr künſtlich und artig darauf blies. Worüber ich aber am meiſten erſtaunte, das war, daß er auf jeder von den beiden Flöten ein anderes Lied-

chen ſpielte. — Dieſer Künſtler gehörte zu der Gattung von Bettelmönchen, welche man Schonie nennt, und die meiſt aus den niederen Stämmen der Sutters ſind. Sie haben ein Oberhaupt und ihre beſtimmten Regeln, vermöge welcher ſie kein Almoſen oder Geſchenk fordern dürfen, ſondern daſſelbe durch irgend ein Kunſtſtückchen oder eine Fertigkeit den Leuten entlocken müſſen. Daher findet man allerlei brodloſe Künſtler unter ihnen, z. B. Bauchredner; Leute, die verſchiedene Inſtrumente zugleich ſpielen; Andere, die eine halbe Stunde und länger auf Einem Beine unbeweglich ſtehen bleiben können, u. ſ. w. Es ſind aber, wie alle Bettelmönche, meiſt unnütze Tagediebe, die lieber im Müſſiggange herumziehen, als arbeiten.

Sogleich nach dem Eſſen verließen wir Pondietpitli und zogen weiter. So viel ich in der kurzen Zeit, während welcher wir uns hier aufhielten, beobachten konnte, iſt dieſes Dorf ſehr anſehnlich, auch wohl bevölkert, und mit einer Menge von ſchönen Bäumen, Gärten und Pflanzungen angefüllt und umgeben.

Unſer Weg führte uns durch eine ſehr ſchöne Gegend. Anfangs hatten wir zu beiden Seiten weitausgedehnte Tabaksfelder; denn auf den Tabaksbau ſcheinen ſich die Bewohner des vorgedachten Dorfes vorzüglich zu legen. — Weiterhin fanden wir eine reizende Abwechslung von Gebüſchen, Wäldchen und Feldern, die mit allerlei Getraidearten bepflanzt waren, und zwiſchen welchen ſich bis in die weiteſte Ferne hin Dörfer und Weiler erhoben.

Mein Reiſegefährte konnte beinahe nicht mehr fort; er blieb immer weit dahinten, und ich mußte auf ihn warten. Ich ließ Halt machen, und ſtieg unter einem ſchattigen Wurzelbaume *) aus, der meines Erachtens bereits hundert Jahre alt und doch noch jung war. —

Es war ſchon dunkel, als wir in dem Dorfe Paalpette ankamen, das zwar klein war, aber ſehr volkreich zu ſeyn ſchien. Auch hier herrſchte Freude und Luſtigkeit. Von allen Seiten her erſchallte Muſik; Feuerpfeile flogen in Menge gen Himmel auf, und die Pyramiden der Tempel waren mit Fackeln, welche aus den Fenſtern vorragten, bis auf die Spitze erleuchtet.

Die Schultri, in welcher wir einkehrten, war eine der größten, die ich je geſehen hatte; denn obſchon eine große Menge Reiſender und Fremder ſich darin befanden, ſo war doch für uns noch überflüſſig Raum in derſelben.

Wir richteten uns ſogleich gehörig ein, und begannen damit, einen guten Napf voll Punſch zu machen. — Während wir damit beſchäftigt waren, näherte ſich

*) Unter Wurzelbaum (holl. Wortelboom wird ſonſt der Mangle- oder Leuchterbaum (Rhizophora Mangle) verſtanden; unſer Verf. erklärt ſich aber hier deutlich, daß er den indianiſchen Feigenbaum (Ficus indica) darunter verſtehe, der in Indien die Namen Ala, A[illegible]vatha auch Pipal führt, und 500 Jahre alt wer[illegible] er ſein [illegible] Wachsthum erreicht hat.

E.

uns ein engliſcher Soldat, der uns in holländiſchen Sprache begrüßte und bewillkommte. Er ſagte, da er uns ſeine Mutterſprache habe reden hören, ſo habe er nicht ſo nahe bei Landsleuten ſeyn können, ohne uns ſeine Aufwartung zu machen. — Wir hießen ihn zu uns ſitzen, und Theil an unſerm Punſche nehmen, wozu er ſich nicht lange nöthigen ließ.

Er erzählte uns nachher ſeine traurigen Schickſale, von welchen die Hauptſumme folgende iſt: — Er hieß Wilgenblad, war von Leyden gebürtig, und trieb daſelbſt die Schneiderprofeſſion, womit er ſeine Mutter und zwei ledige Schweſtern ernährte. Die Rückkunft eines Leydener Bäckerſohns, der als ein Taugenichts ſeinen Aeltern entlaufen war, aus Oſtindien, wo er ein beträchtliches Vermögen zuſammengebracht hatte, mit welchem er jetzt prunkte, verdrehte dem Schneider den Kopf; er hoffte, auch ein ſolches Glück zu machen; er gieng demnach heimlich fort nach Amſterdam, ließ ſich als Soldat nach Oſtindien anwerben und kam glücklich nach Batavia. Hier aber giengen ihm die Augen auf; er ſah ſich von ſeinen ſchimäriſchen Hoffnungen ſchröcklich getäuſcht; ſtatt ſein Glück zu machen, blieb er ein armer, verachteter Soldat. Er kam nachher nach Negapatnam in Garniſon, und von dort deſertirte er zu den Engländern, um bei denſelben ſein Glück zu ſuchen. Er hatte es zwar etwas beſſer bei denſelben; aber ſeine Erwartungen blieben abermals unerfüllt. Er hatte durch die vielen Strapazen, die er als engliſcher Soldat auf den Raubzügen ausſtehen mußte, einen

kränklichen Körper, und noch obendrein eine Wunde bekommen, die von Zeit zu Zeit immer wieder ſich öffnete. Deswegen wurde er nun als Invalide in die neueroberte Stadt Nelur geſchickt, um daſelbſt den Reſt ſeines elenden Lebens zu verſeufzen.

Wir bedauerten den Unglücklichen, und nahmen herzlichen Abſchied von ihm, nachdem wir bis nach Mitternacht beiſammen geſeſſen waren.

Ich legte mich zur Ruhe; aber ich konnte nicht einſchlafen; das Schickſal des unglücklichen Soldaten gieng mir nicht aus dem Kopfe. Ich erinnerte mich, wie viele Thoren in der tollen Einbildung, jeder Abentheurer mache in Oſtindien (das man wohl das europäiſche Zuchthaus nennen kann) ſein Glück, auf Gerathewohl dahin gehen, und dann in ein elendes Leben gerathen. Denn um in Indien Schätze zu ſammeln, muß man nicht nur vom Glücke und den Umſtänden eben ſo ſehr begünſtigt, als in Europa, ſondern man muß auch eben ſo mit Freunden, Empfehlungen und .... Talenten verſehen ſeyn *). — —

Ich hatte meinen Kulis befohlen, vor Sonnenaufgang mit mir fort zu wandern, ohne mich aufzuwecken. Es war ſchon über 7 Uhr, als ich erwachte, da ſie mich vor einer einſamen Schultri niederſetzten, die an dem Wege ſtand. — Hier frühſtückten wir mit kaltem Reiße. —

Unſer

*) Die weitere Abſchweifung unſers redſeligen Verf. über dieſen ſchon ziemlich abgedroſchenen Gegenſtand, bleibt hier weg, da ſie nichts Neues enthält. E.

Unſer Mittagsmahl nahmen wir in einem kleinen Weiler Puneh genannt, ein, wo aber außer Obſt, Reiß und Zugemüſe nicht viel zu haben wär. — Wir zogen daher auch bald wieder ab. Ich war übellaunig; denn ich konnte mir, meines feſten Vorſatzes ungeachtet, die Gedanken an Mamia nicht aus dem Kopfe bringen. Bei jedem Anlaſſe ſtellte ſich das Bild des ſchönen Mädchens meinen Augen dar. Ich hatte dieſen Morgen Sutredaries geſehen, und nun war Mamia wieder der Gegenſtand aller meiner Gedanken. —

Um 4 Uhr kamen wir in ein kleines, doch niedliches Dorf Panehpette genannt; es war noch viel zu frühe, um hier ſchon unſer Nachtlager zu nehmen. Wir zogen daher noch eine Stunde weiter, nach dem Dorfe Karraludreh, wo wir ſogleich nach Sonnenuntergang anlangten.

Dieſer Ort war vor Zeiten eine mohriſche (muhammedaniſche) Stadt. Bei der Durchreiſe ſah ich noch ein altes verfallenes Kaſtell nach indiſcher Art gebaut und von Thürmen flankirt, die voll Schießſcharten waren.

Die Schultri ſtand auf der andern Seite des Dorfes, war klein und in einem ſchlechten Zuſtande, und zu meinem Unglücke noch obendrein mit Reiſenden angefüllt.

Jedoch war der Abend entzückend, und wir beſchloſſen daher uns in einem Wäldchen von Mango- und Tamarindenbäumen, ein Paar tauſend Schritte vor dem Dorfe zu lagern und zu übernachten. — Sobald wir in dieſem fatalen Gebüſche angekommen waren, machten meine

ſie trocknete ſich die Augen, und ein Paar ihrer Gefährtinnen ſtanden bei ihr, und ſchienen ſie zu tröſten. —

War dies Verſtellung oder Ernſt? — Wie dem auch ſey, ich wurde innigſt dadurch gerührt! —

Eine entzückend ſchöne Landſchaft lachte uns entgegen, ſobald wir aus dem Dorfe heraus kamen. Große Felder mit aufkeimendem Reiße und anderen Getraidearten breiteten ſich zu beiden Seiten des Weges aus, und das ſchimmernde Grün des jungen Reißgraſes ſtach ſehr angenehm mit den goldgelben Aehren anderer, bereits reifen Feldfrüchte ab.

Dörfer mit Gebüſchen und Baumgärten umgeben lagen hie und da zwiſchen dem wallenden Aehrenmeere verborgen, und wurden allein an den Pyramiden ihrer Tempel kennbar. In weiter Ferne zeigte ſich am weſtlichen Saume des Horizonts der ſchwache Umriß einer hohen Gebirgsreihe.

Es war ungefähr Mittag, als wir in dem ausnehmend ſchönen Dorfe Bentapalam anlangten. Dieſer Ort iſt auch ſehr berühmt wegen der ſchönen Zeuche, die hier gewebt und gedruckt werden. Vorzüglich zeichnete ſich ein braunrother doppelt geköperter Baumwollenzeuch aus, der damals in der Mode war.

Das ganze Dorf befand ſich nun im Freien, und die fleißigen Einwohner waren Alle mit ihren verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt. — Weiber und Mädchen befanden ſich außen vor den Hütten, ſtampften Reiß in ausgehöhl-

ten Holzklötzen, und ſangen dazu; Andere reinigten ihn; wieder Andere ſpannen, oder zerrieben Reiß auf Handmühlen; denn die Hinduer gebrauchen kein anderes Mehl; Jede war auf irgend eine Art beſchäftigt; während die kleinen Kinder um ſie her im Sande herum krochen oder herum kollerten.

Auch die Männer waren alle eifrig über ihre Arbeit; ſie flochten Körbe von Weidenzweigen oder Matten von feinen farbigen Binſen; Andere verfertigten ſich allerlei Haus- und Ackergeräthſchaften. Die Schmiede, die Kupferſchmiede, die Töpfer, die Kattundrucker, alle Arten von Handwerksleuten, ja ſogar der Schulmeiſter mit den Schulkindern, kurz, alle Einwohner des Dorfs, die nicht durch Krankheit daran verhindert wurden, befanden ſich vor ihren Hütten oder unter den benachbarten Bäumen mit ihrer Arbeit beſchäftigt.

In jedem etwas gebüſchigen Orte ſah man einen Weber an ſeinem Stuhle arbeitend. Kleine Jungen ſpielten und trippelten um ihn her; ältere halfen dem Vater die gebrochenen Fäden aufknüpfen, oder trugen ihm in einem Topfe Kanje (Reißwaſſer, das man hier ſtatt der Stärke gebraucht) nebſt der Bürſte oder dem Pinſel zu.

Auch wir lagerten uns in einem ſchönen Mangogebüſche, obgleich drei Schultri's in dem Dorfe waren, und hielten ein fröhliches Mittagsmahl. Mein Reiſegefährte hatte unter Wegs einige Schnepfen und ein Paar Taucher geſchoſſen; wir hätten aber auch ohne dieſes hier keinen Mangel an Lebensmitteln gehabt; das Dorf war

überflüſſig damit verſehen; Hühner, Enten, ja ſogar Truthähne wurden uns zu Kaufe angeboten; es fehlte aber auch nicht an Eiern, friſcher Butter und Milch.

Die Kühe geben zwar in dieſen Ländern bei weitem nicht ſo viel Milch, als die in Europa, auch iſt ihre Milch nicht ſo fett; doch die, welche man bekömmt, iſt rein, ſo wie ſie von der Kuh kömmt, und nicht zur Hälfte mit Waſſer vermiſcht. In den meiſten Städten und Dörfern längs der Oſtküſte der Halbinſel, ſo wie auch in Bengalen kommen die Landleute mit den Milchkühen vor die Thüren ihrer Kunden, und melken ſie da.

Mein Freund und meine Kulis hatten ſich nach dem Eſſen in den warmen Sand gelegt, um ein Mittagsſchläfchen zu halten. Da wir erſt um ein Uhr weiter reiſen wollten, ſo machte ich inzwiſchen einen Spaziergang, um das ſchöne Dorf zu beſehen, und . . . . . zugleich auch der Ankunft der ſchönen Mamia und ihrer Gefährtinnen aufzulauern, welche hier ebenfalls ihr Mittagsmahl einnehmen ſollten. — Denn das Bild dieſes ſchönen Mädchens ſchwebte immer vor meiner Fantaſie, und ich zürnte über mich ſelbſt, daß ich ſie ſo ſpröde abgewieſen, und nicht wenigſtens eine ſchickliche Ausrede zu Hülfe gerufen hatte. — Ich hoffte, ſie durch Entſchuldigungen und Geſchenke wieder zu beſänftigen. — Ich wandelte deswegen weit umher, um die Ankunft der Erſehnten auszuſpähen. — Mich entzückte die paradieſiſche Gegend um das Dorf her, das ſelbſt ſo ſchön war, als ich auf meinen Reiſen in dieſem Lande noch nie eines geſehen

hatte. — Eine ungeheure Menge Vögel durchſchwirrten die Luft, und eine unbeſchreiblich groſe Zahl von grauen, auf dem Rücken weiß geſtreiften Eichhörnchen hüpften auf den Kokosbäumen umher, deren junge Nüſſe ſie ausſaugen. Luſtig iſt es anzuſehen, welche poſſierliche Sprünge ſie machen, wenn man ſich den einſamen Gebüſchen nähert, in welchen ſie im Sande mit einander ſpielen, und wie ſie dann ſich auf die Bäume flüchten, auf welchen ſie wohnen. —

Gleich einem Walde von Maſten erhoben ſich die Kangas oder Arekanußbäume mit ihren Früchten, die wie Traubenbüſchel herabhiengen. — Hier ſah ich auch die ſchönen Bäume Biraleh, Santſchemie, Sibonneh, Polega und viele andere, nebſt einer Menge ſchöner Pflanzen und Blumen, die alle wild wachſen. Die Luft war ganz angefüllt mit dem balſamiſchen Dufte von mancherlei Gewächſen, die ich ſowohl im Freien, als in Gärten fand! — —

Alle dieſe Naturſchönheiten konnten aber den Gedanken an Mamia nicht aus meinem Gedächtniſſe verdrängen. Ich ſuchte nur ſie! — Doch vergebens durchirrte ich alle Schultris und das Paar Trivaſels, die in und bei dem ſchönen Dorfe ſind; vergebens befragte ich alle Einwohner und Reiſende, auf die ich ſtieß; Niemand konnte mir einige Nachricht von den Sutrebaxies geben, die ich ſo ſehnlich erwartete, und — ich geſtehe es, ich wurde ſehr ärgerlich darüber. Es war nun ſchon drei Uhr und folglich höchſte Zeit zur Ab-

reiſe; dennoch konnte ich es mir nicht abſchlagen, noch zur letzten Schultri zu gehen, die an dem Wege ſteht, welchen die Erſehnte herkommen mußte; ich ſtellte mich da auf die Lauer hin und ſtrengte vergebens meine Augen an, um ſie in der Ferne zu erblicken; aber eine Viertelſtunde nach der andern verſtrich, und ſie kam nicht. Die Müdigkeit nöthigte mich, an der Straße niederzuſitzen. Der Himmel weiß, wie lange ich da in meiner bangen Erwartung ſitzen geblieben wäre, wenn nicht Kapt. Huau, welcher ſo wie meine übrigen Leute durch mein allzu langes Ausbleiben beunruhigt war, von einigen Reiſenden erfahren, daß ein Bellakaren oder Weißer an der Straße ſitze, und mich da aufgeſucht hätte. Er erſtaunte nicht wenig, mich auf dieſer Stelle zu finden. Ich nahm einige Ausreden und gieng, im Innerſten gekränkt, mit ihm zu unſrer Lagerſtelle zurück; denn nun gab ich die Hoffnung auf, das liebe Mädchen je wieder zu ſehen. Mit Thränen in den Augen ſtieg ich in den Palankin und wir zogen von Bentapalam ab. —

Zehnter Abſchnitt.

Reflexionen. — Relaar. — Das Feſt Robonie. — Der Schonie: — Der unglückliche Soldat. — Karrakudreh. — Der Schlangenbiß. —

In meinem Palankin dachte ich über das Vorgefallene nach. Ich ſchämte mich nun meiner Schwachheit, und machte mir Vorwürfe darüber, daß ich mich von einer gemeinen Tänzerin ſo weit hatte hinreißen laſſen, daß es ihr dann leicht geweſen wäre mich zu führen, wohin ſie gewollt hätte. Ich war daher froh, ſie nicht wieder getroffen zu haben, und nahm mir feſt vor, nicht mehr an die ſchöne Mamia zu denken.

Ein Rückblick auf Ventapalam erweckte in mir das längſt genährte ſchimäriſche Projekt, mir in einer ſchönen Gegend Indiens ein Ruheplätzchen für den Reſt meines Lebens zu ſuchen, und dieſes Dorf ſchien mir dazu den Vorzug vor allen andern Orten, die ich je geſehen hatte, zu verdienen. Ich formte nun mein Plänchen darnach, das ich, wäre es mir möglich geweſen, ſogleich ausgeführt haben würde. Doch gab ich den Gedanken daran, und die Hoffnung, ihn zu realiſiren, nicht auf. Ich ſchrieb auch in mein Tagebuch: „Ventapa„lam ſoll einſt mein Ruheplatz ſeyn!“ —

Aber . . . . . Ventapalam auf der Küſte Koromandel unter 15 Grad 46 Min. N. Breite — wie

weit iſt es von dem Orte, wo ich jetzt (in Holland) lebe! —

O Eitelkeit der menſchlichen Beſchlüſſe! Ich ſah das ſchöne Dorf nicht wieder! — Das Schickſal ſchleuderte mich in ein kaltes Land zurück, wo ich alle die Vortheile entbehren muß, die ich mir dort verſprechen durfte! — — Doch, ich ſchweige. —

— Um vier Uhr Nachmittags kamen wir in Kalliur an, einem kleinen Dorfe, das auf einer Anhöhe liegt. Hier kauften wir eine wälſche Henne für eine halbe Rupie, woraus ich durch meinen Francisko ein Pillau bereiten ließ. Wir übernachteten hier, und reiſten am folgenden Morgen mit Tagesanbruch wieder ab.

Ungefähr um 8 Uhr Morgens kamen wir an den Nelaar, einen Fluß, der in der Regenzeit ſehr wild dahin rauſcht, und an manchen Stellen austritt und das Land überſchwemmt; gegenwärtig war er beinahe ausgetrocknet, und in der Mitte ſeines ſandigen Bettes rann jetzt bloß ein Bächelchen, das man durchwaten konnte. — So weit die Augen reichten, beſchatteten hohe Bäume die beiden Ufer, und Gruppen von wilden Palmen bedeckten die ſandigen Hügel.

Ich ließ hier Halt machen, um zu frühſtücken. Wir lagerten uns zu dem Ende unter einem Paar dickbelaubter Bonehrai-Bäume *). Ein angenehm kühles

*) Der Bonehrai iſt ein ſehr hoher, ſchöngewachſener, blätterreicher Baum, mit goldgelben Blüten, die ſehr wohlriechend und den Ritterſporn ziemlich ähnlich ſind. Die kirſchenähnliche Frucht iſt herbe und ungenießbar. D. V.

Lüftchen erquickte uns, und die Ausſicht auf eine ungemein reizende Landſchaft würzte den kalten Reiß *), den wir aßen, und auf welchen wir dann einen erwärmenden Schluck tranken. Inzwiſchen waren die Kulis beſchäftigt, ihre Töpfe und Pfannen zu reinigen, und ihre Hände und Füße zu waſchen, welches die Hinduer nach dem Eſſen nie verſäumen.

Wir zogen ſodann weiter und näherten uns dem ſchönen, großen Dorfe Pondietpitli, deſſen Tempel ihre Pyramiden über die vielfarbigen Gebüſche und Bäume umher erhoben.

Aus dem Dorfe klangen uns die helltönenden Cymbeln und das dumpfe Gebrüll der Blaſeinſtrumente entgegen. Alle Dorfbewohner waren auf den Beinen; Weiber und Mädchen erſchienen in ihrem beſten Putze; überall ertönte Geſang und Freudengeſchrei. Hier und da waren Ehrenpforten, unter welchen die Proceſſion hindurch gehen ſollte, von Bambusrohr errichtet, und mit Blumen umwunden. Denn man feierte das Feſt Nobonie, welches dieſen Namen hat, weil es neun auf einander folgende Tage dauert; denn Nobon heißt in der Samſkritſprache neun. Es wird zu Ehren der drei oberſten Göttinnen Porbotie, Gemahlin des Schiwen, Göt-

*) Wenn man gekochten Reiß vom Abend auf den folgenden Tag aufbewahren will, ohne daß er ſauer wird, ſo muß man Waſſer darüber gießen, das dann am andern Morgen wieder abgegoſſen wird; dies nennt man dann kalten Reiß. D. V.

tin des Kriegs und der Vernichtung; Lokhia, Gemahlin des Wiſchnu, Göttin des Glücks, Reichthums und Ueberfluſſes, und Saraſutie, Gemahlin des Brama, Göttin der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, angeſtellt.

Dieſes Feſt wird hauptſächlich von den verheuratheten Weibern gefeiert, welche ſich Glück und Segen für ihre Männer und Kinder von den genannten Göttinnen erflehen. Man bewirthet dann einander, beſonders mit Zuckerbackwerk. Auch iſt dieſes Feſt eine Zeit der Luſtbarkeit für die Kinder, welche mit ihren Lehrern an der Spitze vor den Häuſern der Vornehmen, ſo wie auch ihrer Aeltern und Verwandten paſſende Lieder abſingen, wofür ſie mit Geld, Kattun, Reiß u. dergl. beſchenkt werden, welche Geſchenke der Lehrer zu ſich nimmt. — —

Die Schultri, in welche meine Kulis mich bringen wollten, befand ſich nicht weit von einem ſehr ſchönen Schiwenstempel, war aber ſo ſehr mit Fremdlingen angefüllt, daß ich lieber weiter gieng, um eine andere Herberge zu ſuchen.

Kaum hatten wir uns gelagert, als ein Mann vor mich trat, der mich tief begrüßte und dann zwei kleine Flöten oder Pfeifen, jede ungefähr anderthalb Spannen lang, aus dem Gürtel zog, das Mundſtück einer jeden in ein Naſeloch ſteckte, und ſehr künſtlich und artig darauf blies. Worüber ich aber am meiſten erſtaunte, das war, daß er auf jeder von den beiden Flöten ein anderes Lied-

chen ſpielte. — Dieſer Künſtler gehörte zu der Gattung von Bettelmönchen, welche man Schonie nennt, und die meiſt aus den niederen Stämmen der Sutters ſind. Sie haben ein Oberhaupt und ihre beſtimmten Regeln, vermöge welcher ſie kein Almoſen oder Geſchenk fordern dürfen, ſondern daſſelbe durch irgend ein Kunſtſtückchen oder eine Fertigkeit den Leuten entlocken müſſen. Daher findet man allerlei brodloſe Künſtler unter ihnen, z. B. Bauchredner; Leute, die verſchiedene Inſtrumente zugleich ſpielen; Andere, die eine halbe Stunde und länger auf Einem Beine unbeweglich ſtehen bleiben können, u. ſ. w. Es ſind aber, wie alle Bettelmönche, meiſt unnütze Tagediebe, die lieber im Müſſiggange herumziehen, als arbeiten.

Sogleich nach dem Eſſen verließen wir Pondietpitli und zogen weiter. So viel ich in der kurzen Zeit, während welcher wir uns hier aufhielten, beobachten konnte, iſt dieſes Dorf ſehr anſehnlich, auch wohl bevölkert, und mit einer Menge von ſchönen Bäumen, Gärten und Pflanzungen angefüllt und umgeben.

Unſer Weg führte uns durch eine ſehr ſchöne Gegend. Anfangs hatten wir zu beiden Seiten weitausgedehnte Tabaksfelder; denn auf den Tabaksbau ſcheinen ſich die Bewohner des vorgedachten Dorfes vorzüglich zu legen. — Weiterhin fanden wir eine reizende Abwechslung von Gebüſchen, Wäldchen und Feldern, die mit allerlei Getraidearten bepflanzt waren, und zwiſchen welchen ſich bis in die weiteſte Ferne hin Dörfer und Weiler erhoben.

Mein Reiſegefährte konnte beinahe nicht mehr fort; er blieb immer weit dahinten, und ich mußte auf ihn warten. Ich ließ Halt machen, und ſtieg unter einem ſchattigen Wurzelbaume *) aus, der meines Erachtens bereits hundert Jahre alt und doch noch jung war. —

Es war ſchon dunkel, als wir in dem Dorfe Paalpette ankamen, das zwar klein war, aber ſehr volkreich zu ſeyn ſchien. Auch hier herrſchte Freude und Luſtigkeit. Von allen Seiten her erſchallte Muſik; Feuerpfeile flogen in Menge gen Himmel auf, und die Pyramiden der Tempel waren mit Fackeln, welche aus den Fenſtern vorragten, bis auf die Spitze erleuchtet.

Die Schultri, in welcher wir einkehrten, war eine der größten, die ich je geſehen hatte; denn obſchon eine große Menge Reiſender und Fremder ſich darin befanden, ſo war doch für uns noch überflüſſig Raum in derſelben.

Wir richteten uns ſogleich gehörig ein, und begannen damit, einen guten Napf voll Punſch zu machen. — Während wir damit beſchäftigt waren, näherte ſich

*) Unter Wurzelbaum (holl. Wortelboom wird ſonſt der Mangle- oder Leuchterbaum (Rhizophora Mangle) verſtanden; unſer Verf. erklärt ſich aber hier deutlich, daß er den indianiſchen Feigenbaum (Ficus indica) darunter verſtehe, der in Indien die Namen Ala, Alu; Asvatha auch Pipal führt, und 500 Jahre alt werden ſoll, ehe er ſein ganzes Wachsthum erreicht hat.

E.

uns ein engliſcher Soldat, der uns in holländiſchen Sprache begrüßte und bewillkommte. Er ſagte, da er uns ſeine Mutterſprache habe reden hören, ſo habe er nicht ſo nahe bei Landsleuten ſeyn können, ohne uns ſeine Aufwartung zu machen. — Wir hießen ihn zu uns ſitzen, und Theil an unſerm Punſche nehmen, wozu er ſich nicht lange nöthigen ließ.

Er erzählte uns nachher ſeine traurigen Schickſale, von welchen die Hauptſumme folgende iſt: — Er hieß Wilgenblad, war von Leyden gebürtig, und trieb daſelbſt die Schneiderproféſſion, womit er ſeine Mutter und zwei ledige Schweſtern ernährte. Die Rückkunft eines Leydener Bäckerſohns, der als ein Taugenichts ſeinen Aeltern entlaufen war, aus Oſtindien, wo er ein beträchtliches Vermögen zuſammengebracht hatte, mit welchem er jetzt prunkte, verdrehte dem Schneider den Kopf; er hoffte, auch ein ſolches Glück zu machen; er gieng demnach heimlich fort nach Amſterdam, ließ ſich als Soldat nach Oſtindien anwerben und kam glücklich nach Batavia. Hier aber giengen ihm die Augen auf; er ſah ſich von ſeinen ſchimäriſchen Hoffnungen ſchröcklich getäuſcht; ſtatt ſein Glück zu machen, blieb er ein armer, verachteter Soldat. Er kam nachher nach Negapatnam in Garniſon, und von dort deſertirte er zu den Engländern, um bei denſelben ſein Glück zu ſuchen. Er hatte es zwar etwas beſſer bei denſelben; aber ſeine Erwartungen blieben abermals unerfüllt. Er hatte durch die vielen Strapazen, die er als engliſcher Soldat auf den Raubzügen ausſtehen mußte, einen

J. Haafner's

Landreiſe

längs der Küſte

Orixa und Koromandel.

Erſter Abſchnitt.

Die Schlangen und der Schlangenbeſchwörer. — Todesangſt und, nach überſtandenem Schrecken, Fröhlichkeit. — Neue Bekümmerniß. — Abreiſe von Karrakudre.

Wie ſchon geſagt, mein Francisco war mit einem von den Kulis (Trägern) in aller Eile hingerannt, um den Schorpojan oder Schlangenbeſchwörer herbeizuholen. Das Dorf war nicht 200 Schritte von unſerm Lagerplaze entfernt, und folglich konnten meine Leute den Weg in einer Viertelſtunde gar wohl hin und her machen; auch war ich überzeugt, daß ſie möglichſt eilen würden. Und doch verfloß die Viertelſtunde, und noch eine dazu; ich hörte immer nichts

von ihnen. Ich wäre aus Ungeduld ihnen entgegen gegangen, wenn ich nicht befürchtet hätte, ſie bei dieſer dunkeln Nacht zu verfehlen. — Wäre es Tag geweſen, ſo würde ich ſelbſt zu dem Schlangenbeſchwörer hingegangen ſeyn; aber ich that es nicht, weil ich wußte, daß die Hinduer, ſo wie es anfängt, dunkel zu werden, ihre Wohnungen verſchließen; dann ihr Abendeſſen zu ſich nehmen, im Schaſter leſen und beten, oder andre religiöſe Obliegenheiten verrichten, und überhaupt dann gerne unter den Ihrigen allein ſind, ſo daß ſie um dieſe Zeit nicht leicht einen Fremden, am allerwenigſten einen Europäer zu ſich laſſen. Dann hätte ich mich auch genöthigt geſehen, entweder in der Schultri oder vor dem Hauſe des Beſchwörers bei ein Paar Lampen, und unter dem Zudrängen des Volkes mich den Beſchwörungs-Ceremonien zu unterwerfen und die verordneten Arzeneien einzunehmen, und dies war mir nicht anſtändig. In dem Gebüſche war ich bequemer und zwangsfreier.

Da die Leute ſo lange ausblieben, ſo befürchtete ich nur immer, ſie möchten in dem nächſten Dorfe keinen Schlangenbeſchwörer gefunden haben, und darum weiter gezogen ſeyn, um einen aufzuſuchen; über Nacht es anſtehen zu laſſen, war nicht rathſam, da man ja nicht wußte, von welcher Art von Schlangen ich war gebiſſen worden; denn unter den Schlangen dieſes Landes giebt es mehr oder minder giftige.

Ueberhaupt findet man in Indien ſehr vielerlei Arten von Schlangen, und jede einzelne Landſchaft

hat wieder ihre eigenen Arten. Auf der Küſte trift man einige Schlangenarten, die ganz unſchädlich ſind, z. B. die Eſelsſchlange (Kalude-Pambu), die Rattenſchlange (Ellie-Pambu), die Jägerſchlange (Vetei Pambu); wieder andere, deren Biß ſchwere, oft unheilbare Krankheiten verurſacht, wie z. B. die Brand-Natter (Katté Virien), die Haarſchlange (Maaïr-Pambu), die Lekſchlange (Naak), und die Sandſchlange (Mannu-Pambu). Ferner giebt es Schlangen, deren Gift eine ganz ſonderbare Wirkung auf den menſchlichen Körper hat, ſo daß der Gebißne oft nur noch einen Tag lebt, oft auch eine Stunde darauf ſtirbt, wenn nicht ſogleich die nöthigen Rettungsmittel angewendet werden. Der Biß der Polonga verurſacht einen tödtlichen Schlaf; das Gift der Rettun-Virien treibt das Blut aus allen Oeffnungen des Körpers; das der Erie-Pambu zehrt alle Feuchtigkeit in ganzen Körper auf, und verurſacht einen unlöſchbaren Durſt, auf welchen der Tod folgt, und andere Schlangen mehr *). — Die ſchröcklichſte von allen iſt die Euttudi-Worien, d. h. Achtſchritteſchlange, welchen Namen ſie davon hat, weil ihr durchdringendes Gift, wie ein Blizſtral durch alle Adern fährt, und ſo ſchnell den Tod herbeiführt, daß der Gebißne nicht mehr acht Schritte weit gehen kann, ohne todt niederzuſtürzen. Es iſt die einzige Schlange, von welcher die Schlangenbe-

*) In der Beſchreibung meiner Reiſe durch Ceilan, werde ich von den Schlangen in Indien ausführlicher ſprechen.

Der Verf.

ſchwörer ſelbſt geſtehen, daß ihre Beſchwörungen gegen dieſelbe unwirkſam ſind; auch kennt man noch kein Hülfsmittel gegen ein Gift, das ſo unbegreiflich ſchnell wirkt.

Da ich nun nicht wußte, ob ich von einer unſchädlichen oder giftigen Schlange gebiſſen war, ſo war ich wegen der Folgen ſehr in Unruhe, die noch dadurch vermehrt wurde, daß meine Leute gar zu lange ausblieben; ich ſchickte einen von meinen Trägern nach dem andern ab, um ſie aufzuſuchen und zu ſehen, warum ſie ſo lange verweilten; aber keiner kam wieder zurück, und ſchon war ich im Begriffe, denn es war hier keine Zeit zu verlieren, mich ſelbſt aufzumachen, um ſie zu ſuchen, als der ganze Trupp mit einander zurückkam, aber ohne den Schorpojan oder Schlangenbeſchwörer; denn dieſer war auf ein Paar Tage abweſend; dafür brachten ſie mir einen Waitium oder mohriſchen (d. h. muhammedaniſchen) Arzt mit, der in der Heilung der Schlangenbiſſe ſehr erfahren ſeyn ſollte. Er wohnte am äußerſten Ende des Dorfes und meine Leute hatten Mühe, ihn aufzufinden; aber noch mehr Mühe hatte es ſie gekoſtet, ihn zum Mitgehen zu bereden; denn er war ſelbſt krank und ſchwach; ſeine Frau wollte es durchaus nicht zugeben, daß er bei Nacht noch ausgienge; doch das Verſprechen einer guten Belohnung überwand alle Schwierigkeiten. Er gieng mit; aber er war wirklich ſo alt und ſchwach, daß zwei meiner Kulis ihn führen mußten, um ihn nur fortzubringen.

Nach der gewöhnlichen Begrüſſung ſetzte ſich der Doktor auf die Matte zu mir nieder, und beſah meinen Finger mit großer Aufmerkſamkeit. Er tadelte es ſehr, daß ich, wie ich ihm erzählte, den Finger an das Feuer gehalten habe, um das Gift herauszuziehen. Er fragte mich nun, da er ſchon von meinen Leuten gehört hatte, daß ich die Schlange, die mich biß, ſogleich weggeſchleudert habe, wie ſie ausgeſehen. Ich konnte ihm aber wenig Auskunft darüber geben; denn ich hatte ſie im Schrecken nicht ſo genau beſehen. Ich konnte nichts ſagen, als daß ſie mir ſchwarz, und ungefähr eine kleine Elle lang geſchienen habe. Er war nicht damit zufrieden, machte eine bedenkliche Miene, und nahm aus ſeiner mitgebrachten Arzeneiſchachtel ein Töpfchen mit einer Art Latwerge gefüllt, wovon ich drei Theelöffelchen voll nach einander verſchlucken mußte. In meinem Leben habe ich nichts Widerlicheres eingenommen! — Darauf rieb er mir den rechten Arm von oben nach unten mit einem grünlichten Oele, wobei er einige mir unverſtändliche Worte hermurmelte. — Damit brachte er eine volle halbe Stunde zu; doch ruhte er zuweilen ein wenig aus. Nach dieſem mußte ich wieder zwei Theelöffelchen voll von der Arzenei einnehmen, und dann ſtand er auf, legte mir ſeine rechte Hand auf den Kopf und öffnete die linke, wie Jemand, der Etwas empfängt. Dabei ſprach er zwiſchen den Zähnen ein Gebet oder eine Beſchwörungsformel über mich aus.

Ich wunderte mich nicht über dieſe Poſſen; denn ſie waren mir ſchon bekannt; auch ließ ich mir dieſel-

den willig gefallen, ſo ſehr ich auch innerlich darüber lachte; denn ſie konnten mir weder nützen, noch ſchaden, wenn nur die Arzenei gut war, und eine Weigerung, mich denſelben zu unterwerfen, würde mir ſogleich die Hülfe des Arztes entzogen haben.

So beängſtigt ich war, ſo kam mir doch das Ganze lächerlich vor. Es war eine Scene zum Malen! Ich ſaß auf einer Matte beim Feuer; zunächſt bei mir ſtand der Waitium mit ausgeſtrecktem Arme, ſeine Hand auf meinem Kopfe haltend, und ſtellte mit ſeinem breiten Turban, ſeinem langen Barte, ſeinem eingefallenen Geſichte, und hageren Körper, das vollſtändige Bild eines Zauberers dar. Zu meinen beiden Füßen kniete Kapt. Huay und mein Francisco, jeder mit einem brennenden Lämpchen in der Hand, um dazu zu leuchten, und rund umher hockten meine Kulis auf den Ferſen und ſtaunten ſtillſchweigend und ehrerbietig das Schauſpiel an. — Eine herrliche Gruppe!

Sogleich Anfangs hatte ich meinen Arzt gefragt, ob er nicht einen Schlangenſtein auf die Wunde legen wolle? Aber er antwortete mir: Er habe keinen, weil man ſelten einen ächten erhalte, und überhaupt hege er nicht viel Zutrauen zu ſolchen Steinen.

Um die Wunde wieder zu öffnen, welche, wie er ſagte, durch die Hitze des Feuers verſchloſſen worden war, befahl mir dieſer Arzt von Zeit zu Zeit ein zerquetſchtes Betelblatt darauf zu legen; auch verbot er mir aufs ſtrengſte

den Genuß aller Speiſen und Getränke, ja ſogar das Betelkäuen und Tabakrauchen; ſchlafen ſollte ich auch nicht; doch dazu hatte ich ohnehin keine Luſt. Nachdem er mir nun den Puls gefühlt, und mir noch ein Löffelchen voll von der Latwerge gegeben hatte, blieb er eine Zeitlang als in tiefes Nachdenken verſunken mit niedergeſchlagenen Augen ſtille ſitzen. Dies beunruhigte mich. Ich hatte ihn einige Male erſucht, mir zu ſagen, ob eine Gefahr vorhanden wäre, und von welcher Schlangenart ich wohl gebiſſen worden ſeyn möge? Er hatte mir immer zweideutig geantwortet; jetzt aber drang ich nachdrücklicher auf die Beantwortung dieſer Fragen, und er ſprach endlich Folgendes:

„Mein Herr! es giebt hier zweierlei Arten von „Schlangen, die einander beinahe ganz ähnlich ſind; man „nennt ſie Kutteh und Nellie-Pambu. Das Gift „der erſtern iſt nicht tödtlich; doch wenn man kein Mittel „dagegen braucht, ſo entſtehen dadurch Geſchwüre und Eiterbeulen, oder auch eine Art Ausſatz. — Die Nellie-„Pambu, die der Kutteh in Rückſicht der Länge, Dicke „und Farbe gleicht, iſt bloß durch ihren breitern Kopf, „ihre kleineren Rückenſchuppen und ihre blutrothen Augen von derſelben verſchieden. Beide ſind boshafter Art, „und laſſen dasjenige nicht gerne los, worein ſie einmal „gebiſſen haben; da hingegen andere Schlangen, ſobald „ſie Jemanden gebiſſen haben, entfliehen. Die größte „Verſchiedenheit zwiſchen den genannten beiden Schlangenarten beſteht in der Wirkung ihres Gifts; denn das „der Nellie iſt weit gefährlicher, als der Kutteh, von

„welchem ich ſchon geſprochen habe. Denn gewöhnlich „iſt der Biß der Nellie tödtlich, wenn nicht ſchon in „der erſten halben Stunde ein Gegengift gegeben wird; „ja nach Sonnen-Untergang, wo das Schlangengift über„haupt ſchärfer iſt, muß man noch früher dazu thun. — „Sie, mein Herr, ſind ohne Zweifel von einer von die„ſen beiden Schlangenarten gebiſſen worden; von welcher „aber, kann ich nicht ſagen, da Ihre Beſchreibung des „Thiers dazu nicht beſtimmt genug iſt, und, weil Sie es „denn doch wiſſen wollen, ſo muß ich Ihnen offenherzig „geſtehen, daß Sie ſich in der äußerſten Gefahr befinden. „Es thut mir leid, daß Sie nicht ſogleich ſelbſt zu mir „gekommen ſind; Sie haben nun die beßte Zeit verſäumt. „Uebrigens wenn Sie von der Kutteh gebiſſen worden „ſind, dann haben Sie jetzt nichts mehr von dem Gifte „zu befürchten; war es aber ein Biß der Nellie, dann „ſind jetzt ſchon alle Gegenmittel vergeblich. — Zu Ih„rem Troſte muß ich Ihnen aber ſagen, daß ich nach der „Spur der Zähne zu urtheilen, geneigt bin zu glau„ben, Sie ſeyen von einer Kutteh gebiſſen worden; „denn die Zähne der Nellie ſtehen immer weiter aus„einander; übrigens wohnt dieſe letztere in hohlen Baum„ſtämmen, jene aber in Gebüſche und Geſtrüppe; doch bin „ich nicht ganz verſichert, daß es eine Kutteh war. — „Der Gift wirkt innerhalb 5 bis 6 Stunden, und die „Wirkung beginnt mit dem Einſchlafen der Glieder, die „gleichſam brechen zu wollen ſcheinen, und mit einem „heftigen Herzklopfen; darauf folgt eine unerträgliche „Hitze in den Eingeweiden, und endlich, ach mein Herr, „wenn Sie um Mitternacht ſolche Anfälle empfinden

„werden; dann bereiten Sie ſich zum Tode; denn Ihr „Ende iſt nahe. Es iſt meine Pflicht, Ihnen dieſes zu „ſagen. Ich würde gern bei Ihnen bleiben; aber ich be„finde mich ſelbſt ſo übel, daß ich nach Hauſe eilen muß, „um ſelbſt Arzenei zu nehmen; auch würde Ihnen meine „Gegenwart durchaus nichts nützen. Hat Sie eine „Kutteh gebiſſen, ſo ſind Sie gerettet; war es aber „eine Nellie, ſo müſſen Sie ſterben! Tambraneh ma„harſe! (d. h. Gott iſt groß!)“ —

Mit dieſen Worten ſtand er auf, machte ſein Abſchiedskompliment, und gieng, von zweien meiner Kulis geführt, nach Hauſe. Ich konnte ihn durch nichts dahin bringen, länger bei mir zu bleiben.

Als er fort war, blieb ich eine Weile unbeweglich ſtehen; endlich brach ich in Klagen und Thränen aus. Die Rede des alten Quakſalbers hatte mich tief erſchüttert; ich ſahe ſchon den Tod vor Augen. Kapt. Huau ſuchte mich zu tröſten, und machte mir freundſchaftliche Vorwürfe, weil ich die Schlange, die mich biß, weggeſchleudert und nicht zertreten hatte, und weil ich wider ſeinen Rath zurückgeblieben, und nicht ſogleich mit zum Arzte gegangen war. Ich ſah ein, daß er Recht hatte; aber dadurch ward ich in nichts gebeſſert.

Bei einer Stunde lang lief ich wie ein Wahnſinniger mit großen Schritten lautklagend umher; endlich gelang es meinem Freunde Huau und meinem Francisco mich dahin zu bringen, daß ich mich zu ihnen

ſetzte. Aber es war nicht mehr wie vormals! Die Fröhlichkeit war aus unſerm Zirkel verſchwunden; wir ſaßen nun in düſterm Stillſchweigen beiſammen.

Ich war in tiefe Melancholie verſunken. Vergebens bemühte ſich mein Reiſegefährte, mir zu beweiſen, der Biß dieſer Schlange könne nicht tödtlich ſeyn, und dabei ſchimpfte er gewaltig auf den Waitium, der mir eine ſolche Angſt eingejagt hatte.

Kapt. Huau hatte ein Geſpräch angefangen, um mich zu zerſtreuen; als ich plötzlich, es mochte um eilf Uhr ſeyn, von einer ſchröklichen Uebelkeit und einer Anwandlung von Erbrechen befallen wurde. Ich ſtand auf, um mir durch Bewegung Erleichterung zu verſchaffen; aber ein heftiger Schwindel nöthigte mich, wieder zu ſitzen. — Verzweiflungsvoll rief ich aus: „Freunde, es iſt aus mit mir, ich bin verloren; das tödtliche Gift einer Nellie wütet in mir; ich muß ſterben!“ —

Mehr konnte ich nicht hervorbringen. Der Angſtſchweiß brach mir aus, und mein Herz pochte hörbar. Ich zweifelte nun nicht mehr, von einer Nellie gebiſſen worden zu ſeyn, und bereitete mich in größter Beklemmung zum Tode. Mit zitternder Hand ſchrieb ich ein Paar kurze Briefe; den einen an meine Mutter nach Amſterdam, den andern an meinen Freund Frank zu Madras, dem ich die Beſorgung meiner Geſchäfte übertrug. Dem Kapt. Huau übergab ich in

einer verſiegelten Schrift meine letzte Willensmeinung, welche er meinem Freund Frank zur Vollſtreckung überreichen, und für ihn ſelbſt händigte ich ihm eine verſiegelte Schrift ein, die er ſogleich nach meinem Tode erbrechen ſollte. Ich hatte ihm darin meinen Palankin, meine Kleider, meine Uhr und dergleichen, nebſt 150 Pagoden vermacht, die er in meinem Schreib = Käſtchen finden würde. Zu den Koſten der Verbrennung meiner Leiche ſetzte ich 50 Pagoden aus; da dies aber zu viel war, ſo verordnete ich, daß von dem Ueberreſte jeder von meinen Leuten, ein neues Leibtuch und Zeuch zu einem Turban zu meinem Andenken erhalten ſollte. Ich machte noch weitere Verordnungen wegen der Verbrennung meiner Leiche; denn ich wollte nicht begraben ſeyn, und ſteckte meinem guten Francisco insgeheim 200 Pagoden zu, um ſeine treuen Dienſte zu belohnen. Ach, er weinte bittere Thränen und ſchien außer ſich vor Schmerz zu ſeyn! Alle meine Leute theilten dieſes Gefühl, und die Trauer war allgemein.

Da ich nun das Zeitliche beſorgt hatte, ſo dachte ich auch an die Ewigkeit und bereitete mich zum Hinübergange vor. So lag ich in tiefes Nachdenken verſunken da, und meine Leute, welche glaubten, ich ſchliefe, beobachteten eine Todesſtille. Sie hatten unſern Lagerplatz, aus Furcht vor den Kuttehs, aus dem Gebüſche weg unter einige Tamarinden verlegt. An das Nachteſſen dachte Niemand. —

Auf ein Mal hörte ich ganz nahe bei mir das Schreien einer Eidexe, und einer meiner Kulis rief ſogleich: „Nella jatra!“ d. h. Gut Glücke! — Denn die Hinduer halten das Schreien einer Eidexe, wenn ſie es in ihrer Nähe hören, für ein Glückszeichen; dieſer Laut tönt wie das Schnalzen mit der Zunge. Ich richtete meinen Kopf auf, und ſah das Thierchen vor mir, einen Baum hinanklettern. Es war eine Eidexe von der Art, die man Karpu-Ona nennt, ſchwarz von Farbe, mit einem glatten, glänzenden Balg, langem, dünnem Leibe, platten Kopfe, wie eine Schlange, ſo daß man ſie leicht damit verwechſeln kann, da ſie ganz kurze, kaum bemerkbare Füßchen haben, die dicht am Leibe liegen. Man ſieht ſie gewöhnlich mit offenem Maule, keuchend und mit ſchwankender Zunge, die ſie weit herausſchleudern können, auf Fliegen und Inſekten lauern, die ſie an ihre Zunge ſpießen und verzehren. Sie ſind übrigens unſchädlich und furchtſam; doch, wenn man ſie unverhofft angreift, beiſſen ſie heftig und bleiben hängen.

Kaum hatte ich meine Augen auf dieſes Thierchen geworfen; als mir ein neues Licht aufgieng; mir fiel ſogleich bei, daß es wohl eine ſolche ſchwarze Eidexe geweſen ſeyn könne, die mich gebiſſen hatte, und nicht eine Schlange. Ich theilte meine Vermuthung meinen Leuten mit, und dieſe beſtätigten ſie. Dieſes beruhigte mich wieder, und da es inzwiſchen eine Stunde nach Mitternacht geworden, ohne daß ich die geringſte Hitze in den Eingeweiden verſpürt hatte, auch meine Uebel-

keit und meine Anwandlung zum Erbrechen wieder vorüber war, ſo faßte ich neuen Muth, und erwachte zu neuem Leben; denn ich befand mich jetzt wieder ganz wohl. — Ich entdeckte dies meinen Leuten, und ſie jauchzten laut auf für Freuden; Kapt. Huau umarmte mich mit einer Herzlichkeit, die ich nicht von ihm erwartet hatte, und der gute Francisco küßte meine Füße, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Alle Furcht und Beſorgniß war jetzt verſchwunden. Der Reißtopf wurde nun zum Feuer geſetzt, und Kapt. Huau brachte die Arrakflaſche hervor, um ſein Lieblingsgetränke Punſch zu machen, mit welchem er ſich neu begeiſtern wollte. Alle waren wieder luſtig und gutes Muths, ſchwatzten und ſangen. Um drei Uhr Morgens wurde gegeſſen; aber ich aß und trank nicht, ſo ſehr ich auch Hunger und Durſt hatte, um ja nichts zu thun, was meiner Wiederherſtellung hinderlich ſeyn könnte; nicht ſo wohl um des Verbots des Waitium's willen, als weil ich befürchtete, es möchte mit der eingenommenen Arzenei nicht übereinſtimmen. — Mitten in dieſer Fröhlichkeit empfand ich plötzlich einen heftigen Stich, der mir durch den ganzen Arm fuhr, und dieſer wurde dann jeden Augenblick noch mehr gelähmt, ſo daß ich am Ende gar keine Empfindung mehr in demſelben hatte, und er wie todt am meinem Leibe herab hieng. Ich ſagte meinen guten Leuten nichts davon, um ihnen nicht ihre frohe Malzeit zu verbittern. Schweigend ſtand ich auf, und ſpazierte auf und ab, in banger Erwartung, was daraus werden wollte. Ich gerieth in neue Beſorgniß, und ſah wohl ein, daß der Biß einer Eidexe nicht dieſe Folgen haben könnte. — Endlich fühlte ich, daß wieder

Leben in meinen Arm zurück kam, aber nun empfand ich ein unerträgliches Jucken an demſelben, und nachher ſchwoll der Finger auf. Da ſich keine ſchlimmere Zufälle einſtellten, ſo ward ich wieder beruhigt.

Der Tag brach an, und Niemand von uns allen hatte die ganze Nacht hindurch ein Auge zugeſchloſſen; wir waren alle ſehr ermüdet. Ich überzeugte mich wohl, daß mein Leben außer Gefahr ſey; aber nun machte mir die ganz geſchwollene Hand heftige Schmerzen, und ich erwartete mit Sehnſucht die Ankunft des mohriſchen Arztes, der mir verſprochen hatte, mich ſogleich nach Sonnenaufgang wieder zu beſuchen. Es wurde acht Uhr, und er kam nicht; ich ſchickte meinen Franciſco nach ihm, und dieſer kam ſehr bald wieder mit dem Söhnchen des Doktors zurück, um mir anzuzeigen, daß er nicht kommen könne, weil er ſehr krank ſey; er riethe mir aber, mich nach dem zwei Koß (½ Stunden) von Karrakudre entlegenen Dorfe Rauparlie zu begeben, wo ich einen erfahrnen Schlangenbeſchwörer finden würde.

Zwar traute ich allen dieſen Quakſalbern nicht viel Gutes zu, und hatte wenig Luſt, mich von Dorf zu Dorf, von einem Schorpojan zum andern herumſchleppen zu laſſen; doch was war hier anders zu thun? Ich mußte Geduld faſſen, und mich in mein Schickſal ergeben. Hülfe war hier nöthig, und dieſe mußte ich ſuchen, wo ich ſie auch finden ſollte.

Wir zogen daher von Karrakudre ab nach Rauparlie, wo wir um eilf Uhr anlangten.

Zweiter

Zweiter Abſchnitt.

Ankunft zu Rauparlie. — Neue Verlegenheit und Beſorgniſſe. — Das Fort Ingòla und der engliſche Wundarzt Anderſon mit ſeinem Gehülfen.

Das Dorf Rauparlie hat zwar nur eine Schultri, aber dieſe iſt groß und ſchön. Ich hielt mich in derſelben auf, um Francisco's Rückkunft abzuwarten, den ich ſogleich, als ich angekommen war, mit einem von den Kuli's abgeſchickt hatte, um den Schorpojan herbeizuholen. Ach, ſie kamen ohne ihn zurück; denn er hatte ſich ſeit kurzem in einem andern Dorfe weiter gegen Süden niedergelaſſen. So war mir nun Alles zuwider! Und doch konnte ich es nicht dabei bewenden laſſen; denn mein Finger verſchlimmerte ſich immer mehr, und brannte wie Feuer.

Ich ſchickte Jemanden zu dem Kottwal (Dorfſchulzen) um ihn herbeizurufen. Er kam, und ich überhäufte ihn mit Vorwürfen, wegen ſeiner Nachläſſigkeit, da es ſeine Amtspflicht erfordere, dafür zu ſorgen, daß ſein Dorf nie ohne Waitium oder Schorpojan wäre. Er entſchuldigte ſich damit, daß der vorige Arzt erſt kürzlich weggezogen wäre, weil er eine Frau aus einem andern Dorfe geheurathet habe; und rieth mir dabei, mich nach dem großen Dorfe Ingòla zu wenden, wo ein geſchickter Schorpojan wohne, und bei dem Dorfe ein engliſches Kaſtell liege, wo ich einen europäiſchen Arzt finden würde.

Dieſe Nachricht war mir ſehr erwünſcht; ich dankte dem Kottwal und bat ihn wegen meines Aufbrauſens um Verzeihung. So müde auch meine Kuli's waren, und ſo ſehr ich hungerte, denn ich hatte ſeit dem vorhergegangenen Mittage nichts gegeſſen, ſo zog ich doch weiter, und nachdem wir mehrmals hatten Halt machen müſſen, um auszuruhen, langten wir gegen Abend zu Ingola an.

Da ſich das Gift allein in meinem Finger und meiner Hand feſtgeſetzt zu haben ſchien, ſo daß alſo meine Krankheit bloß örtlich war, ſo beſchloß ich, mich nicht an den hindiſchen Schlangenbeſchwörer, ſondern an den engliſchen Wundarzt zu wenden. Wir lagerten uns in einem ungemein ſchönen Wäldchen von hohen, ſchattigen Bäumen, dicht bei dem Dorfe. Hier hoffte ich ungeſtörter und ruhiger zu ſeyn, als in einer mit Menſchen angefüllten Schultri.

Ich gieng auf der Stelle in das engliſche Fort, um den Doktor oder Chirurgus aufzuſuchen. Ein Soldat, den ich traf, wies mir ſeine Wohnung. — Ich fand ihn mit drei Anderen bei einem groſſen Punſchnapfe, und es ſchien mir, als wären ſie alle ſchon ziemlich benebelt.

Der engliſche Wundarzt gab ſich kaum die Mühe, meine Wunde anzuſehen. „Das iſt nichts, ſagte er ganz „gleichgültig; ich will Ihnen ſogleich Jemanden mit Arz„neimitteln zuſchicken, die Ihnen ſchnell helfen ſollen.“ — Ich wollte noch Einiges mit ihm ſprechen; aber er wandte mir den Rücken zu, und hörte mich nicht an. Aergerlich und verdrüßlich kam ich wieder bei meinen Leuten an.

Aufgebracht über das unfreundliche Betragen dieſes Engländers, wollte ich ſogleich den Schorpojan des Dorfes holen laſſen; aber mein Freund Huau rieth mir davon ab, und bat mich, abzuwarten, was der Grobian thun würde; denn er könne ſeines unartigen Benehmens ohngeachtet, doch ein geſchickter Arzt ſeyn. Ich befolgte dieſen Rath.

Erſt nach 10 Uhr Nachts kam ein Mohr zu mir, der ſich den Gehülfen des Hrn. Anderſon (ſo hieß der engliſche Wundarzt, der zugleich Doktor war,) nannte, und mich verſicherte, ſeine Kunſt unter der Aufſicht verſchiedener europäiſcher Wundärzte erlernt zu haben. Er brachte mir auf Befehl ſeines Meiſters einen Brei oder Kleiſter, den ich, ſo heiß, als ich es ertragen könne, auf meinen Finger legen ſollte, um ihn dadurch zur Eiterung zu bringen; zugleich überreichte er mir eine Flaſche mit einem Dekokt von Fieberrinde angefüllt, wovon ich alle Stunden trinken ſollte, um die Eiterung zu befördern.

Dies ſchien mir auch wirklich das beſte Hülfsmittel zu ſeyn. Ich blieb daher mit meinem Franciſco die ganze Nacht hindurch wach, um regelmäßig den Brei aufzulegen, und von dem Dekokt zu trinken; die Schmerzen hätten mich ohnehin nicht ſchlafen laſſen. Ich hoffte, durch die Eiterung auch meinen Schmerz zu verlieren. Aber ich irrte mich ſehr; denn als der Tag anbrach, fand ich den Finger, ſo wie den größten Theil der Hand, ſchrecklich entzündet; die Geſchwulſt hatte auch merklich zugenommen, und von einer Eiterung war noch keine Spur zu ſehen. Ich fuhr jedoch immer noch mit Breiauflegen und

Chinadekokt-Trinken fort; aber die Geſchwulſt und die Schmerzen nahmen immerfort zu, und zuletzt ward mein Finger dunkel braunroth. So brachte ich drei Tage hin; am vierten Morgens kam der mohriſche Wundarzt mit einer Lanzette herbei, um die Spitze meines Fingers zu öffnen. Sein Meiſter hatte mir dieſe Operation ſchon den Tag vorher angekündigt, die ich aber für höchſt unnöthig hielt, und deswegen zu dem Schorpojan des Dorfes geſchickt hatte; dieſer entſchuldigte ſich jedoch ſehr höflich, indem er mich verſichern ließ, er würde mir ſehr gerne zu Hülfe kommen, wenn er nicht Gefahr liefe, von den Engländern wie der Waitium dieſes Dorfs behandelt zu werden, der zu einer Geldſtrafe war verurtheilt und aus dem Dorfe gejagt worden, weil er einen engliſchen Soldaten kurirt, den der Hr. Anderſon vergebens zu heilen verſucht hatte. — Nun blieb mir alſo nichts übrig, als mich dieſer Operation zu unterwerfen; ſie war, wie ich vorausgeſehen hatte, unnütz; es liefen nur ein Paar Tropfen ſchwarzes, trübes Blut heraus. Meine Schmerzen nahmen ſo ſehr zu, daß ich beinahe in Ohnmacht ſank. Ich ſollte mit dem Breiauflegen fortfahren; aber es war mir gänzlich unmöglich; denn mein Finger brannte mich, wie Feuer, und etwas heißes konnte ich gar nicht darauf ertragen. Mein Arm wurde ganz ſteif; ich hatte heftiges Stechen in der Seite, und konnte nichts anders als einem Schlagfluß entgegen ſehen.

Mein Zuſtand war nun ſchrecklich! Was ſollte ich hier thun? — Ich wußte keinen Rath und keine Hülfe. — Sieben leidensvolle Tage brachte ich in dem Wäldchen hin,

und doch ließ es ſich mit meiner Hand noch nicht zur Beſſerung an; ſie war blau und aufgeſchwollen wie ein Kiſſen, und dabei litt ich unſägliche Schmerzen; zuweilen tröpfelte ein trübes, dickes, ſtinkendes Blut aus meiner Wunde. — Statt des Breis mußte ich nun nach Anderſon's Verordnung eine Salbe auflegen; aber mein Zuſtand beſſerte ſich in nichts. Länger konnte ich es nicht ertragen; ich ſah hier keine Rettung vor mir; der engliſche Arzt war ein elender Wicht, der ſich wenig um mich bekümmerte, und mich unverantwortlich vernachläſſigte. Ich beſchloß daher, ſo ſchnell als möglich nach Madras zu eilen, wo ich noch Hülfe zu finden hoffte.

Als ich dieſen Entſchluß bekannt machte, fand es ſich aber, daß mein Reiſegefährte Kapt. Huan nicht im Stande war, mir zu Fuße zu folgen, da die Strapaze dieſer Reiſe, der häufige Genuß des Arraks und die gänzliche Entbehrung aller Arzneimittel ſein veneriſches Uebel gar ſehr verſchlimmert hatten. Er wollte ſich Anfangs bei dem Wundarzte Anderſon in die Kur begeben; aber das elende Betragen, und die auffallende Unwiſſenheit dieſes Pfuſchers ſchröckten ihn wieder davon ab. — Was ſollte ich thun? Sollte ich den Unglücklichen ohne Geld hülflos in einem fremden Lande zurücklaſſen? Dies erlaubte mein fühlendes Herz nicht. Ich entſchloß mich ſchnell, und miethete in dieſem Dorfe für 8 Rupien eine Dulie*), mit ſechs Kuli's, welchen ich bei unſerer An-

*) Eine Dulie iſt von einem Palankin nur darin verſchieden, daß ſie nicht an einer gekrümmten, ſondern an einer geraden Bambusſtange getragen wird, und bloß ein Stück Cot-

kunft in Madras, auſſer der Verköſtigung 30 Rupien für Lohn geben mußte.

Herr Anderſon *) war ſo unverſchämt, mir für ſeine ärztliche Bemühung fünfzehen Pagoden (ungefähr 65 Gulden holl.) abzufordern. Ich bezahlte ſie ihm; aber ich warf es ihm zugleich bitter vor, daß er meinen Zuſtand verſchlimmert habe, und mit früheſtem Morgen begaben wir uns ſodann auf die Reiſe. —

Dritter Abſchnitt.

Trauriger Zug. — Die Sandie oder fliegenden Wanzen. — Der Nagapuſchy. — Hoſchatamey, oder Gott mit tauſend Namen. — Pambalur.

Welch' ein trauriger Zug war nun meine Reiſe! Düſter, traurig, ſtillſchweigend, liefen die Kuli's mit meinem Palankin und Kapt. Huau's Dulie vor ſich hin, als trügen ſie zwei Leichen zum Verbrennungsplatze! Sie ſchwazten nicht mehr miteinander; ſie ſchrien nicht mehr ihr lautes Hurri (Heiſa!) wenn ſie die

tunzeuch zur Bedeckung hat, das nur gegen die Sonnenſtralen ſchützen kann. D. Verf.

*) In Weſt's Briefen über Oſtindien leſe ich von einem Anderſon, der damals Arzt in Madras war, und ſich damit beſchäftigte, Koſchenille-Pflanzungen auf der Küſte anzulegen; wenn dies derſelbe war, den ich zu Ingola traf, ſo ſey Gott den armen Kranken gnädig, die in ſeine Hände fielen! Der Verf.

Schultri erblickten, wo wir übernachten wollten; ſie riefen nicht mehr den Reiſenden, die uns entgegen kamen, ihr freundliches Nomos Karron (Willkommen!) zu; auch erzählten ſie keine luſtigen Geſchichtchen mehr, um mich zu unterhalten. Statt des muntern Geſangs, den ſie ſonſt anſtimmten, hörte ich nichts, als das eintönige, melancholiſche Heu, heu, heu — heu, heu, heu! — ein leiſes Gemurmel, wornach ſie ihre Tritte abmeſſen — und mein von den heftigſten Schmerzen ausgepreßtes Seufzen und Stöhnen, das ſich darein miſchte, bildete damit eine höchſt traurige Muſik! — Sie machte, ſo viel ich bemerkte, ſelbſt Eindruck auf meinen Freund Huau; denn er hielt ſich mit ſeiner Dulie immer in einiger Entfernung von meinem Palankin.

Vergebens lächelte mir die ſchöne Natur! Alle die reizenden Ausſichten um mich her; die herrlichen Gegenden, die wir durchzogen, machten keinen Eindruck mehr auf mich; ich war allzuſehr verſtimmt, um Beobachtungen machen zu können. Ich trug dieſes Geſchäft dem Kapt. Huau auf; aber dieſer fand keinen Gefallen daran; er brütete nur immer in dumpfer Gedankenloſigkeit hin.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Kalurie; wir zogen hindurch und lagerten uns auf der andern Seite auſſerhalb des Dorfs, unter einer Gruppe von Bäumen. Ich hatte meinen Trägern befohlen, weder Mittags noch Nachts in einer Schultri einzukehren, weil dieſe Herbergen beinahe immer, beſonders des Nachts, mit Menſchen angefüllt ſind, die ich nicht mit

meinen Wehklagen beunruhigen wollte; auch wünſchte ich das Gerede über das mir zugeſtoßene Unglück zu vermeiden; um ſo mehr, da die Hinduer wähnen, es werde Niemand von giftigen Schlangen gebiſſen, der nicht ein Verbrechen verſchuldet habe.

Das Dorf Kalurie iſt klein, und ganz mit hohen Bäumen angefüllt; ſonſt hat es nichts Merkwürdiges. Die Einwohner ſcheinen ſich hauptſächlich auf die Zucht der wälſchen Hüner zu legen; denn ich ſah ganze Heerden derſelben von Hirten und Hunden bewacht, in dem ſehr grasreichen Felde umherlaufen.

Da es mir ſehr daran gelegen war, aufs ſchnellſte nach Madras zu gelangen, ſo ließ ich meine Träger nicht mehr wie ſonſt, ein Stündchen nach dem Mittagseſſen ausruhen; ſondern ſobald ſie gegeſſen hatten, trieb ich ſie weiter, und die guten Leute murrten nicht, weil ſie meinen Zuſtand kannten.

Wir zogen nun durch einen ſandigen, nur ſparſam mit Bäumen beſezten Landſtrich, und es war bereits dunkel, als wir zu Madupetteh, einem kleinen Weiler anlangten, in welchem ſich bloß eine kleine Schultr- oder Trivaſel befand; den Feuern nach zu urtheilen, die ich daraus hervorſchimmern ſah, mußte ſie voll von Reiſenden ſeyn.

Dies war nun keine Ruheſtelle für mich; und da wir bei der Dunkelheit der Nacht kein Gebüſche finden konnten, ſo lagerten wir uns in einen offenen Baumgarten, an dem wir vorbei kamen, ohne uns darum zu kümmern, ob es der Eigenthümer geſtatten werde oder nicht.

Doch, dieſer Entſchluß reute mich bald; ich würde auch dieſen Ort auf der Stelle verlaſſen haben, wenn nicht meine Leute ſchon das Eſſen beim Feuer gehabt hätten; denn dieſer Baumgarten wimmelte von fliegenden Wanzen, die ſich von den gemeinen Bettwanzen (es giebt deren hier zu Lande, die ſo groß wie Maikäfer ſind) bloß dadurch unterſcheiden, daß ſie Flügel haben. Sie haben denſelben widerlichen Geruch, beißen eben ſo heftig, ja noch heftiger; ſind eben ſo blutgierig, als die Moskitos, und ſetzen ſich auf jeden entblößten Fleck des menſchlichen Körpers. Man nennt ſie Sandie. Sie halten ſich vorzüglich in den Gegenden auf, wo die ſtrauchartige Pflanze Muttehmaram wächſt, die nach ihnen benannt iſt.

Für mich waren dieſe Inſekten eine unausſprechliche Qual, da mich der wütende Schmerz oft zwang, meinen Palankin zu verlaſſen, und auf und ab zu laufen. Meine Leute ſchienen nichts davon zu leiden, oder empfanden wenigſtens bei ihrer Müdigkeit nichts davon.

Es iſt leicht zu denken, daß ich nicht lange ruhen konnte. Ehe noch die Krähen krächzend durch die Luft ſchwirrten, und während es noch dunkel war, zogen wir von Mechupetteh ab, von welchem Oertchen ich nichts weiter zu ſagen weiß, als daß die Einwohner viel Tſchani *) und Taback pflanzen, denn ich ſah auf meinem Wege ganze Felder von denſelben.

*) Eine Farbepflanze, welche zum Grünfärben gebraucht wird. D. Ueb.

Die Landſchaft wurde nun immer ſandiger, kahler, leerer von Bäumen und Dörfern; ein Zeichen, daß wir uns dem Meere näherten; dieſes erblickten wir auch gegen Mittag in der Ferne von einer Höhe herab. Bald nachher kamen wir in das ſchöne große Dorf Amehnakab, das ſtark bevölkert, und mit Gruppen von Tamarinden und Mangobäumen beſetzt war.

Wir lagerten uns außerhalb des Dorfs am Ufer eines kleinen Fluſſes, auf einer ſehr angenehmen und einſamen, von hohen Bäumen beſchatteten Stelle.

Wir waren noch keine halbe Stunde da, als wir durch die Bäume hindurch einen Trupp Weiber aus dem Dorfe gerade auf uns zu kommen ſahen. — So wie ſie uns erblickten, blieben ſie ſtehen und ſchienen ſich zu berathſchlagen, ob ſie ſich uns nähern, oder wieder zurückkehren ſollten. Dies dauerte wohl eine Viertelſtunde. Ich gieng ihnen endlich entgegen, um zu hören, was ſie wollten? — Doch ſobald ſie mich gewahr wurden, flog der ganze Trupp aus einander und entfloh; nur ein Paar häßliche, alte Weiber hatten Muth genug, ſtehen zu bleiben, und mich zu erwarten.

Zwar wußte ich wohl, daß die hindiſchen Weiber und Töchter Furcht und Abſcheu vor den Europäern haben, vor ihnen entfliehen, und ſich verbergen; dieſes Mal ärgerte mich aber dieſes Weglaufen; ein anderes Mal würde ich gelacht haben; aber jetzt war ich nicht zum Scherze geſtimmt. —

„Was wollt Ihr? fragte ich in einem rauhen Tone. — „Warum ſteht ihr hier und wartet? Und warum

„ſind die andern alle vor mir davon gelaufen, als wäre „ich ein Peſchaſch (böſer Geiſt) oder ein wildes Thier, „das euch auffreſſen wollte?“

„Ach, mein Herr, — antwortete mir eine von dieſen Weibern, die mich ganz gewiß für einen Meſtizen anſahen, weil ich ſie in ihrer Landesſprache anredete, die auf dieſer ganzen Küſte nur wenige Europäer ſprechen können *) — „Wir ſind aus dem Dorfe herbeigekommen, „in der Abſicht an dem Ufer des Fluſſes den Nága„putſcheh zu verrichten, ohne zu wiſſen, daß Sie mit „Ihren Leuten unſern gewöhnlichen Opferplatz beſetzt „haben; in keiner umliegenden Gegend am Fluſſe wächſt „der Margoſie und Ariſchi ſo nahe beiſammen; hier „iſt auch der Lingam und der Opferſtein. — Wir „ſind daher ſehr in Verlegenheit; denn wenn wir un„verrichteter Dinge zurückkehren, ſo bringen wir Unglück „über unſre Familien **). Darum entſchloſſen wir uns,

*) Die Holländer und Engländer erlernen ſtatt der malabariſchen lieber andere Sprachen, jene die malaiſche, dieſe die hindustaniſche; unter den Franzoſen in Indien mögen jedoch Einige ſeyn, welche die malabariſche Sprache verſtehen. Ueberhaupt findet man unter tauſend Europäern in Indien kaum Einen, der ſich auf das Studium der Sprache, der Sitten und der Religion des Landes legt; denn ihr Hauptzweck iſt immer Bereicherung. Der Verf.

**) Die Hinduer glauben, es müſſe denjenigen, der auf dem Wege iſt, ein Opfer zu verrichten, das größte Unglück treffen, wenn er unverrichteter Dinge wieder nach Hauſe zurückkehrt. Der Verf.

„ich und dieſe meine Freundin, uns Ihnen zu nähern, „um einen Zweig von dem Margóſie und dem Arö- „ſchi zu brechen, und den Lingam mitzunehmen, „um anderswo unſer Puſcheh zu verrichten. Da Sie „aber, wie es ſchien, im Zorne auf uns zu kamen, ſo „nahmen die jungen Weiber die Flucht. Sie dachten, „nehmen Sie mir's nicht übel, mein Herr, Sie ſeyen „ein Weißer (Europäer), und Sie wiſſen wohl, was „für Leute das ſind!“

Ich bereute es, dieſe armen Weiber ſo erſchreckt zu haben, und um ihnen alle Furcht zu benehmen, ließ ich ſie bei der Meinung, ich ſey ein Meſtiz.

„Ata (Mutter) ſagte ich, die Vorſtellung, die „Ihr Leute Euch von den Weißen macht, iſt leider nur „zu ſehr gegründet; doch giebt es gewiß auch wackre „Leute unter ihnen. Es thut mir Leid, daß wir, ohne „es zu wiſſen, Euern Opferplatz eingenommen haben. „Ruft jetzt nur Euere Freundinnen zurück; ſagt „ihnen, daß ſie ungehindert an der gewöhnlichen Stelle „ihr Opfer verrichten können. Niemand ſoll euch belä- „ſtigen; ich werde ſogleich meinen Leuten befehlen, das „Ufer des Fluſſes zu räumen!“ —

„Glücklich ſind die Aeltern eines ſolchen Sohnes!„ riefen die alten Weiber aus, und verbeugten ſich höf- lich. Eine derſelben gieng hierauf zu den weggelaufenen Weibern, die von ferne ſtanden, wie verſcheuchte Rehe, und ängſtlich warteten, wie die Sache ablaufen würde. Einen Augenblick darauf ſah' ich den ganzen Trupp, mit der Alten an der Spitze wieder zurückkommen. Sie

giengen dicht vor mir vorbei, grüßten mich, und ſchienen ſich nicht im Mindeſten mehr vor mir zu fürchten, da ſie gehört hatten, ich ſey kein Weißer; nur eine zögerte, und getraute ſich nicht vorbeizugehn. — „Wa Mamei, „warik achoi Doreh, unum payum illeh!“ (d. h. Komm Mamia, komm nur, es iſt ein guter Herr, ſey ganz ohne Furcht!) So riefen die alten Weiber und ſogar auch die anderen ihr zu.

Der Name Mamia erſchütterte mich. Ich hatte das gute Mädchen noch nicht vergeſſen, und ſo wenig ich auch in meinem gegenwärtigen traurigen Zuſtande, ſie anzutreffen wünſchen durfte, ſo konnte ich doch den Gedanken nicht unterdrücken, wie glücklich ich geweſen ſeyn würde, wenn ich ihr von einem Dorfe zum andern nachgefolgt wäre. Dann würde ich gewiß nicht in dem Walde von Karrakudreh übernachtet haben, um von einer Schlange gebiſſen zu werden! —

Doch ich muß jetzt noch Etwas von dem Nagapuſcheh ſprechen. Buchſtäblich bedeutet dieſes Wort: „Verehrung der Brillenſchlange oder Cobra Capella *)“ — Dieſe gottesdienſtliche Ceremonie kömmt allein den verheuratheten Weibern zu. Die von der Sekte des Sieb (Schiwen) richten ihre

*) Naga iſt die hinduiſche Benennung der Brillenſchlange (Coluber Naja) und Puſeh (Sonnerat ſchreibt Poutché) bezeichnet jede religiöſe Verrichtung zu Ehren einer Gottheit. Anm. des Ueb.

Verehrung an den Lingam *), und die von der des Wieſchn (Wiſchnu) an die Lokhia oder Leſchemie. — Mehrere Eheweiber machen es als Freundinnen unter ſich aus, dieſe Feierlichkeit in Geſellſchaft mit ihren Bekannten zu begehen, und den Puſche an dem Tage zu verrichten, den ihnen der Panchiankaren **) aus ſeinem Panchjangam ***) als dazu günſtig anzeigt; an dieſem vereinigen ſich dann dieſe Weiber, und gehen miteinander hübſch gekleidet und feſttäglich gepuzt an das Ufer eines Fluſſes, oder wenn keiner in der Nähe iſt, eines Teiches, an

*) Der Lingam der Hinduer iſt bekanntlich der Phallus der alten Aegypter und der Priapus der Griechen und Römer. Von der Verehrung deſſelben in Indien findet man Nachrichten bei Sonnerat (Voyage T. II. p. 45. f. der neuen Auflage) die ganz mit denen unſers Verf. übereinſtimmen.

Anm. d. Ueb.

**) Ein Bramin, der jeden Morgen in die Häuſer geht, und die guten oder böſen Tage ankündigt.

D. Verf.

***) Panchjangam oder richtiger Panchjogam, d. h. die fünf Zeiten, iſt der Kalender der Hinduer. In demſelben ſind die guten und böſen Monate, Tage und Stunden aufgezeichnet. Dieſe fünf Zeiten ſind: die Natſcharrons oder die 27 Sterne oder Häuſer, die der Mond durchläuft; der Tidi oder die Tage des Neu- und Vollmonds; die Lakenons oder die Zeichen des Thierkreiſes; die Jugoms, oder die guten und böſen Tage jedes Monats, und die Karemours oder die guten und böſen Stunden jedes Tages.

Der Verf.

Stelle, wo ein Arischi *) und ein Margosie-
m **) nahe beysammen stehen; denn nur allein im Schat-
dieser zwei Bäume kann die Ceremonie vollbracht wer-
. — Stehen keine solchen Bäume an dem Ufer, wo
Opfer verrichtet werden soll, so schneiden sie Zweige,
jedem beider Bäume einen ab, und pflanzen sie
der Stelle, wo sie opfern wollen, einen Schritt von-
ander schief in die Erde, so daß die Enden der
eige einander berühren. Unter diesen Bogen wird
Stein gesetzt, der die Gestalt eines Zuckerhuts hat,
d von zwei Schlangen umschlungen ist, die entwe-
darauf gemalt oder ausgehauen sind. Dies ist
un der Lingam, vor welchen ein anderer kleiner
viereckiger, flacher Stein gelegt wird, der den Altar
vorstellt. — Nachdem sich nun alle versammelten Wei-
ber gebadet haben, waschen sie den Lingam mit
Milch, legen ungeröllten Reiß, Butter und Jagra
(aus Palmwein gesottenen Zucker) auf den flachen

*) Sonnini sagt: (in einer Anmerkung zu p. 48. T. II. der von ihm besorgten neuen Ausgabe von Sonnerat's Reisen) er könne nicht bestimmen, was dies für ein Baum sey; zwar habe ihm ein wohl unterrichteter französischer Offizier gesagt, der 20 Jahre lang in Indien war, es sey eine Art Bambus, dessen Samenkörner gegessen werden; aber dies könne nicht wohl seyn, weil Sonnerat sagt, es sey ein dem Margosie ähnlicher Baum."
A. d. Ueb.

*) Es ist (nach Sonnerat) der Zederachbaum, oder die Melia mit Eschenblättern (Melia azidarachta.)
A. d. Ueb.

Stein, und verbrennen dies Alles mit kleinen Stückchen von Semi, einem harten aromatiſchen Holze, womit alle Ognie-Joog oder Diberadaneh, d. h. Feueropfer angezündet werden. Darauf werfen ſie dem Lingam Blumen zu, und bitten ihn um Alles das, was ſie auf dieſer Welt bedürfen, insbeſondere um langes und geſundes Leben ihrer Männer, und um Kinder, wenn ſie noch keine haben. Sodann kehren ſie in ihre Wohnungen zurück, und beſchenken einander mit Betel und Zuckerbackwerk; oder bleiben auch wohl beiſammen, und bringen den Reſt des Tages in Fröhlichkeit hin, überzeugt, daß ihre Gebete erhört werden. — Die Steine bleiben an dem Ufer liegen, und dienen dann anderen Weibern wieder zu demſelben Behufe.

Eine wirklich rührende Feierlichkeit unſchuldiger Naturkinder! —

Wir hielten uns nicht lange zu Amenakab auf; ſondern zogen, da ich ſehr eilte, ſogleich nach vollbrachtem Mittageſſen weiter.

So viel ich bei dem Durchzuge und aus der Ferne bemerken konnte, iſt dieſes Dorf groß und hübſch, und hat beſonders einen ſehr ſchönen Tempel. — Der Erdboden umher iſt ſchwarz und fruchtbar, und die ganze Landſchaft iſt gleichſam überſäet mit Gebüſchen und Alleen von Fruchtbäumen, worunter auch viele Tamarinden und Mangobäume waren.

Wir folgten dem Laufe des Fluſſes Gondakama bis zu dem Dorfe Olchie, wo wir in einer Sargarie über denſelben fuhren. Ungefähr anderthalb

halb Meilen von da ſtürzt ſich dieſer Fluß ins Meer. — Auf dem entgegengeſetzten Ufer ſtand ein ſchöner alter Tempel; er war aber ſehr baufällig und wurde nicht mehr gebraucht; denn die Hinduer repariren zwar alte Tempel; aber wenn ſie gar zu ſehr verfallen ſind, bauen ſie ſie nicht wieder auf.

Gewöhnlich ſieht man außen an den Tempelchen von Wiſchnu, Schiwen, und anderen geringeren Gottheiten, einige ihrer vorzüglichſten Begebenheiten und Thaten in Stein gehauen oder abgemalt; aber an dieſem Tempel ſah ich durchaus keine Figuren. Dies ſchien, meines Dafürhaltens, zu beweiſen, daß er dem Iſchür oder dem allerhöchſten Weſen geweiht ſey.

Die Tempel dieſes allerhöchſten Weſens haben in Indien keine Bilder, weder auswendig noch inwendig. Denn die Pundits (Schriftgelehrten) ſagen, die Allmacht und übrigen Eigenſchaften dieſer höchſten Gottheit, die ſich in den zahlloſen Werken ſeines Willens offenbaren, ſeyen ſo ſehr erhaben, daß ſie nicht durch Figuren ausgedrückt werden könnten.

Da nun die Gottheit keine, und doch zugleich alle Geſtalten hat, ſo ſtellen ſie dieſelbe unter dem Bilde einer Kugel, die jedoch immer von Stein ſeyn muß, vor, und ſetzen dieſelbe auf ein Fußgeſtell in der Mitte des Tempels. — Die Verehrung, die dem allerhöchſten Weſen von den Hinduern erwieſen wird, iſt von derjenigen der übrigen Götter verſchieden. Sein ſymboliſches Bild wird nicht, wie dasjenige anderer Götter in Proceſſion umhergetragen; es hat keine Tänzerin.

nen; ihm zu Ehren werden keine Feierlichkeiten angeſtellt; man opfert ihm nichts als Feldfrüchte, und der Dienſt, den die Braminen in ſeinen Tempeln verſehen, beſteht bloß in Lobgeſängen und Gebeten.

Der Name Iſchur bedeutet buchſtäblich: großer Wille; und dieſer iſt der gewöhnliche Name, den die Hinduer dem höchſten Weſen geben; ſie nennen es aber auch nur ſchlechtweg: Brrm, *) d. h. Gott oder das große Weſen. Ueberhaupt werden ihm tauſend Namen beigelegt, die ſeine Eigenſchaften andeuten; deswegen wird dieſer höchſte Gott auch: Doſchotameh oder Hazarrameh, d. h. der Tauſendnamige genannt. Von dieſen Namen will ich einige, ſo wie ſie mir beifallen, hier aufzählen: Sütuntrum, der Unabhängige; Surbepburſi, der Allgegenwärtige; Serwaſcher, der Herr des Weltalls; Ekkumeſcha, der Einzige; Nitteh, der Ewige; Nieſchtoijeh, der Unfehlbare; Pregianum und Sobboter-Dirſie, der Allwiſſende; Peremehhumſeh, der mächtige Herr; Piirkirtie, der Barmherzige; Oboriſſar, der Unſichtbare; Atſchiirijbi, der Unſterbliche;

*) Brehm ſchreiben Andere dieſen Namen. In dem, was unſer Verf. hier von den Vorſtellungen der Hinduer von dem höchſten Weſen, und der ihm geweihten Verehrung ſagt, weicht er einiger Maßen von anderen Schriftſtellern ab. Es iſt hier aber der Ort nicht, dieſe Abweichung näher zu beſtimmen. (M. ſ. was Papi, im III. Bd. der neueſten Beiträge zur Kunde von Indien, S. 68. hierüber geſagt hat.)

Anm. d. Ueb.

Tſchoratſchor, der, dem nichts verborgen iſt; Kuthasta, der Bewohner eines unzugänglichen Ortes; Seitſcha und Mahateeſch, der Allmächtige; Appuetiſcha, der Unzertheilbare; Okitta, der, außer welchem kein Anderer iſt; Butuba, der Allweiſe; Awiakthan, der unſichtbare Geiſt; Jatna, der Starke; Mukthie-Schudan, der Geber der ewigen Ruhe und Seligkeit; Ananta, der Ewigdauernde; Ekbhaheh, der in ſeinen Beſchlüſſen Unveränderliche; Odoijnis-Schudan, der Geber unendlicher Fröhligkeit; Onabie, ohne Anfang; Swabhab, von unbegreiflicher Selbſtſtändigkeit; Süteſchtitenium, der Alleinweiſe; oder der, welcher ſeine Weisheit von Niemanden erhalten hat; Nidakar, der Unkörperliche; Mahaſchur, der große Gott; Krepatſchaja, der Gott der Gnade; Tetratrajom, der Gott der drei Eigenſchaften, nämlich als Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer. Man nennt ihn deshalb auch Trimukti oder den Gott von drei Angeſichten *), und Brama, Wiſchnu und Schiwen ſind die Perſonifizirungen dieſer drei Eigenſchaften. — Ferner Sirboſchrup, der Geſtaltloſe; Okrittie, der Unabbildbare; Abdhie-Atma, der allgemeine Geiſt; Abdhie-Jagna, der Gott der Religion u. ſ. w. u. ſ. w.

Dies iſt hinreichend um zu beweiſen, daß die Hinduer an ein einziges allerhöchſtes Weſen glauben,

*) Daher kömmt es, daß einige Schriftſteller den Hinduern den Glauben an eine Dreieinigkeit nach chriſtlichen Religionsbegriffen zuſchreiben. Anm. d. Ueb.

und nicht Teufelsanbeter ſind, wie man ehemals wähnte *).

Von dem Dorfe Delchie aus führte uns der Weg durch eine fruchtbare Landſchaft; wir kamen noch über ein Flüßchen, das man durchwaten konnte, es führt den Namen Madeganda und ſchien mir ein Arm des Gondakama zu ſeyn. Die ganze Gegend umher war mit Dörfern wie beſäet. Wir kamen durch einige dieſer Dörfer, von welchen mehrere mit hübſchen Tempeln und anderen Sehenswürdigkeiten geziert waren; aber ich hatte keine Luſt ſie zu beſichtigen; wir vergaßen ſogar, ſowohl Kapt. Huau, als ich, ihre Namen aufzuſchreiben.

Zu Pandalur aber, durch welches Dorf unſer Weg führte, mußte ich mich aufhalten, und deſſen Merkwürdigkeiten beſehen, ſo ſehr ich auch eilte, weiter zu kommen; es war ſchon nahe an Sonnenuntergang, als wir daſelbſt anlangten, und meine Kuli's waren äußerſt ermüdet, weil ich ihnen zu wenig Zeit zum Ausruhen ließ. Ich befahl ihnen, hier Halt zu machen; wir lagerten uns in einem hübſchen Wäldchen auf der Südſeite des Dorfs, und ich gieng ſodann mit meinem Freunde, daſſelbe zu beſehen. Es iſt eines der größten Dörfer, die ich angetroffen hatte; zu ſeiner Zierde gereichten beſonders drei ſchöne Tempel, von welchen einer noch ganz neu war, und einige kleinere,

*) Man vergleiche was Papi (im 3ten Bd. der neueſten Beiträge zur Kunde von Indien S. 68.) hierüber ſagt.
Anm. d. Ueb.

geringeren Gottheiten geweiht. Das Dorf ſchien ganz in Betelgärten begraben zu ſeyn; auf die Betelpflanzungen ſchienen die Einwohner die meiſte Sorgfalt zu wenden. Es waren hier auch mehrere ausgemauerte Teiche und ſchöne große Brunnen, aus welchen die Gärten gewäſſert werden. Der Markt oder Baſar war ſehr groß, und mit allerlei Lebensmitteln in wohlfeilen Preiſen überflüſſig verſehen. Was aber am meiſten meine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das waren zwei große ausgemauerte Waſſerbehälter, der eine auf der Oſt-, der andere auf der Weſtſeite des Dorfes; jeder hatte wohl eine (holländiſche) Meile im Umkreiſe; aus denſelben wird das Waſſer auf die Reißfelder und in die Küchengärten geleitet. Mit dieſer Arbeit waren damals eine Menge Menſchen beſchäftigt, und die Tamarinden- und Mangowäldchen wiederhallten an dieſem ſtillen Abende von ihrem Geſange. — Es befanden ſich noch verſchiedene andere Merkwürdigkeiten in dieſem Dorfe, worunter auch ein Röth oder Teer (d. h. Götterwagen, der in Proceſſion herumgeführt wird) von beſonderer Größe, und voller Schnitzwerck von Bildern; doch die Nacht überfiel uns, und wir waren genöthigt, zu unſerm Ruheplatze zurückzukehren, wo ich ſehr ermüdet von dieſem Spaziergange anlangte. Der unerträgliche Schmerz, der mich immerfort peinigte, der Mangel des Schlafes, die Unruhe, die mich quälte, die wenigen Speiſen, die ich genoß, begleitet von einem ſchleichenden Fieber, hatten meine Kräfte ſehr geſchwächt.

Ich hatte eine elende Nacht, und nahm mir vor, mich nirgends mehr aufzuhalten, ſondern in möglichſter

Geſchwindigkeit nach Madras zu eilen. — Am Morgen waren wir ſchon weit von Pandalur entfernt, als die Sonne aufgieng. Wir hatten einen ſtürmiſchen, doch ſonſt hübſchen und trockenen Tag.

Vierter Abſchnitt.

Boswapalam. — Die Mangofliege. — Dringende Gefahr. — Zuſammentreffen mit Mamia, und nachher mit dem neuen engl. Gouverneur von Maſulipatnam.

Wir nahmen unſer Frühſtück zu Anantapur, ungefähr eine halbe Meile *) vom Meere. An dieſem Dorfe hin läuft ein ſalziger Fluß, der daher auch den Namen Upulaar (Salzfluß, von Upu, Salz, und Aar, Fluß) hat; auch wird hier eine Menge Salz gewonnen.

Die Landſchaft, durch welche wir nun zogen, war weder ſo hübſch, noch ſo fruchtbar als die, durch welche wir Tages vorher gekommen waren; auch ſahen wir weniger, und nicht ſo ſchöne Dörfer; das Dorf Boswapalam ausgenommen, das ſeinen Namen von dem ſchönen Rindvieh erhielt, welches man vormals hier zog, und welches noch gezogen würde, wenn die

*) Eine holländiſche Meile iſt ungefähr ¾ geogr. Meilen; denn 19 ſolche Meilen gehen auf einen Grad des Aequators. Anm. d. Ueb.

Engländer, oder ihre Agenten, welche hier herrſchen, nicht alle Betriebſamkeit der Einwohner durch ihre Bedrückungen und Erpreſſungen erſtickten. So iſt nun das ehemals berühmte und reiche Dorf Boswapalam arm, und auf ſeinen ſchönen Wieſen ſah ich nur noch einige magere Kühe, wälſche Hühner und Gänſe weiden.

Wir hielten unſer Mittagsmal zu Bingenapilkij, einem unanſehnlichen Dorfe, längs welchem ein Flüßchen Manaar, d. h. Sandfluß genannt, hinfließt. Die einzige Merkwürdigkeit, die wir hier fanden, waren zwei ſchöne Wälder oder Büſche, der eine von Mangobäumen, der andere von Bambusrohrbäumen, die mit ihren langen, bandartigen Blättern und rothen Blumen einen angenehmen Anblick gewähren.

Wir konnten und wollten uns in keinem von dieſen Wäldchen lagern; denn der Mangowald war angefüllt mit Mangofliegen, und das Bambusrohr wächſt ſo dicht beiſammen, daß man in einem ſolchen Gebüſche oder Walde nicht fortkommen kann.

Die ſogenannte Manga-J iſt eine Art von ungemein kleinen, kaum ſichtbaren Fliegen, die ſich um dieſe Jahrszeit, wann die Früchte überreif ſind, ſo daß ſie beinahe von ſelbſt abfallen, in ſolchen Waldungen aufhält. Dieſe Fliegen haben eine giftige, oder wenigſtens ſcharfbeißende Feuchtigkeit in ſich, und ſind eine große Plage für die, welche durch Mangowälder reiſen, oder ſich in denſelben aufhalten müſſen; denn ſie fliegen den Menſchen und Thieren immer vor dem Geſichte herum, ſo daß man

ſich nicht genug in Acht nehmen kann, um keine in die Augen zu bekommen. Geſchieht dieſes dennoch, ſo muß man ſuchen, das Thierchen ganz wieder herauszubringen; denn wird es zerſtückt, ſo verurſacht die ſcharfe Feuchtigkeit, die es in ſeinem Körperchen hat, eine ſo heftige Entzündung, daß man in Gefahr geräth, blind zu werden. Das beſte Mittel dafür iſt Weibermilch, die man warm aus der Bruſt in das leidende Auge tropfen läßt.

Das baumartige Bambusrohr *) in malabariſcher Sprache Müngile genannt, iſt ſchon allzubekannt, als daß ich es hier zu beſchreiben nöthig hätte; ich merke nur an, daß es mehrere Gattungen deſſelben giebt, unter welchen vorzüglich das, wegen ſeiner Dichtheit und Härte ſogenannte Eiſen-Bambusrohr merkwürdig iſt. Solche Bambusgebüſche geben wegen der ſchönen grünen Farbe ihrer Blätter einen ſehr angenehmen Anblick.

Wir lagerten uns an dem Ufer des Fluſſes, und kamen nachher durch Tammelpeent, Pinnagropolem und andere Dörfer. Der Boden beſtand aus harter

*) Das Bambusrohr (Arundo Bambos) wird oft 50 bis 60 Fuß hoch. Die Indier benutzen den Stamm zu mancherlei Geräthſchaften, Trögen, Kähnen u. ſ. w. Die Spazierſtöcke dieſes Namens, welche nach Europa kommen, ſind bloß Nebenſchößlinge. Aus dem Baſte verfertigen die Sineſer ihr Papier. Der an den Gelenken dieſes Rohrs hart gewordene Milchſaft wird Bambuszucker genannt, und ſehr geſchätzt, vorzüglich als Arzenei; auch die Blätter, Knospen, Rinde und Wurzeln werden in der Medizin gebraucht. Anm. d. Ueb.

Thonerde, war uneben, hügelig und mit einer Menge wilder Palmen bewachſen.

Es war ſchon dunkel, als wir zu Tſchakalbindie ankamen; dies iſt ein großes, dicht am Meere gelegenes Dorf. Wir konnten das Geräuſche der Brandung deutlich hören. — Die Gegend war ſo ſchlecht mit Bäumen verſehen, daß ich mich wider meinen Willen genöthigt ſah, in einer Schultri einzukehren. Wir fanden in derſelben ſehr wenig Reiſende, ſo daß die eine Seite des Gebäudes, die wir einnahmen, noch ganz leer war. Dies war mir ſehr angenehm; denn nun konnte ich doch ungehindert ſeufzen und auch aufſtehen und herumgehen, wann der Schmerz mich allzu ſehr peinigte, der gewöhnlich Nachts am heftigſten tobte.

Ich ließ ein brennendes Lämpchen in eine Niſche ſetzen, und legte mich früh zur Ruhe nieder, weil ich ſehr ſchläfrig war und doch nicht hoffen durfte, lange ſchlafen zu können. Wie groß war daher mein Erſtaunen, als ich am folgenden Morgen bei meinem Erwachen den Tag anbrechen ſah! Ich hatte alſo die ganze Nacht hindurch geſchlafen. Aber ſtatt mich darüber zu freuen, erſchrak ich; denn ſo lange ich noch den Schmerz empfand, hatte ich Hoffnung meinen Finger und meine Hand zu behalten; aber dieſe verſchwand jetzt, da der Schmerz weg, und mein Finger ganz kalt war. Ich durfte nicht mehr daran zweifeln, daß nicht der kalte Brand dazu gekommen wäre! —

Ich wußte mir nun nicht anders zu helfen, da wir noch etwa fünf Tagreiſen von Madras entfernt wa-

ren, als Anſtalten zu treffen, Tag und Nacht ununterbrochen fortreiſen zu können, um anzulangen, ehe es zu ſpäte wäre.

Ich weckte alle meine Leute mit lautem Geſchrei auf, und entdeckte meinen Kuli's von Maſulipatnam mein Vorhaben, mit dem Beiſatz, daß ſie nach ihrer Heimath zurückkehren könnten, wenn es ihnen zu beſchwerlich wäre, mich Tag und Nacht fortzuſchleppen, und daß ich mir dann andre Kuli's in dem Dorfe ſuchen würde.

„Nein, mein Herr — ſchrieen ſie alle einſtimmig — „wir verlaſſen Sie nicht, ſondern wollen Sie „nach Madras bringen; es würde uns ja zur Schan„de gereichen, wenn wir Sie anderen Händen überlaſ„ſen müßten; auch würden wir den Vortheil verlieren, „den uns eine Rückfracht gewähren wird, die wir in „einer Stadt, wie Madras, leicht finden. — Wir „wollen bei Tag und bei Nacht mit Ihnen forteilen, „ſo ſchnell, als es unſere Kräfte verſtatten, und ver„langen keine beſondere Vergütung dafür; wir erſu„chen Sie bloß noch einen Kuli mehr, als Maſalji „(Fackelträger) mitzunehmen.“ —

Die guten Leute! — Ich freute mich herzlich darüber, daß ſie entſchloſſen waren, bei mir zu bleiben; denn wir waren nun ſchon an einander gewöhnt; ſie konnten ſich ſehr gut in mich ſchicken, und wir lebten daher wie Freunde zuſammen.

Ich dankte ihnen für ihren guten Willen, verſicherte ſie, daß ich bei meiner Ankunft zu Madras

ihnen meine Erkenntlichkeit bezeugen würde, und ſchickte ſogleich meinen Francisco mit einem von ihnen in das Dorf, um zu ſehen, ob hier Kuli's zu bekommen wären, und nicht einen, ſondern ihrer ſechſe mitzubringen; auch befahl ich ihm ein halbes Dutzend Tiveri oder Fackeln *) zu kaufen.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen meine Abgeſchickten mit den neuen Kuli's herbei, und da ich jetzt nicht auf ein Paar Rupien mehr oder weniger ſah, ſo wurden wir des Handels bald einig. Die zwei ſchwächſten ernannte ich zu Fackelträgern und die vier übrigen mußten abwechſelnd die Kuli's von Zeit zu Zeit ablöſen, die mich und den Kapt. Huau trugen. — Ehe es acht Uhr war, befanden wir uns ſchon wieder auf der Reiſe.

In trübſinnige Gedanken vertieft, lag ich in meinem Palankin; denn die Furcht meine Hand zu verlieren, hatte mich ganz ſchwermüthig gemacht; ich konnte mich mit keinem andern Gegenſtande beſchäftigen, und wir zogen dabei ſo ſchnell durch die Dörfer, daß ich auf ihre etwanigen Merkwürdigkeiten keine Rückſicht nehmen konnte. — Endlich fühlte ich wieder einige Empfindung in meinem Finger, ſo daß ich einige Hoffnung zu ſchöpfen begann, beſonders da meine Kuli's ſo ſchnell mit mir davon liefen, daß ich, wenn kein Un-

*) Dieſe Fackeln beſtehen bloß in armslangen und armsdicken Rollen von geöltem Baumwollenzeuche.

Der Verf.

fall einträte, darauf rechnen durfte, innerhalb drei Tagen in Madras zu ſeyn.

Glücklicher Weiſe hatten wir dieſen Tag ziemlich kühles Wetter, der Himmel war überzogen und die Luft regneriſch, ſo daß meine Kuli's, ungehindert von der Sonnenhitze, eine hübſche Strecke Wegs zurücklegen konnten. Wir aßen zu Ropelur zu Mittag. Meine Leute hatten ſich zwar vorgenommen, um der Eile willen nur Avela oder geröſteten Reiß zu eſſen; da man aber doch für mich und Kapt. Huau kochen mußte, ſo gab ich dieß nicht zu, ſondern ließ die guten Leute auch ihr Eſſen gehörig kochen.

Um 4 Uhr Nachmittag bekamen wir das große Dorf Nababpeent zu Geſicht, das wegen ſeines ſchönen alten Tempels und anderer daſelbſt befindlichen, Merkwürdigkeiten berühmt iſt. — Schon von Ferne ſahen wir dieſes rieſenhafte Gebäude mit ſeiner ſtolzen Pyramide ſich himmelan erheben. — So ſehr ich auch eilte, ſo befahl ich doch meinen Trägern, mich nahe an dieſem merkwürdigen Gebäude vorbeizutragen, damit ich es doch wenigſtens flüchtig beſehen könne, weil mein Zuſtand mir nicht erlaubte, es näher zu beſichtigen, wie es früher mein Vorſatz war.

Gerade dem Tempel gegenüber liegt ein ſehr ſchöner, ausgemauerter Teich, in welchem ſich, als ich dahin kam, viele Menſchen und an dem einen Ende ein Trüppchen Weibsperſonen badeten. Ich nahm keine Notiz von denſelben; denn meine Aufmerkſamkeit war

ganz allein auf das alte, merkwürdige Gebäude gerichtet. Plötzlich hörte ich den lauten Schrei einer Weibsperſon nicht weit von mir; die Stimme drang bis in mein Innerſtes; ſie ſchien mir bekannt zu ſeyn; ich ſah mich ſogleich um: Himmel, es war Mamia, die ſich hier mit ihren Geſellſchafterinnen gebadet hatte, und ſo eben erſt aus dem Waſſer geſtiegen zu ſeyn ſchien; denn ſie war noch in das Badehembe gehüllt!

Mein Herz zitterte vor Freude „Rakhu, rakhu!“ (Halt, halt!) ſchrie ich meinen Trägern zu, und ehe ſie meinen Palankin auf die Erde niedergeſetzt hatten, war ich ſchon aus demſelben geſprungen, und lief auf das Mädchen zu, ohne mich um die zahlreichen Anweſenden, oder um meine Leute zu kümmern.

Da das arme Mädchen ſah, daß ich mit einer Art von Wut auf ſie loskam, ſo trat ſie erſchrocken einige Schritte zurück, und ſchien im Begriffe zu ſeyn, davon zu laufen. Dies brachte mich wieder zu mir ſelbſt; denn ſonſt würde ich ihr wahrſcheinlich ohne weiters um den Hals gefallen ſeyn.

„Mamia! rief ich laut aus, geliebte Mamia, ſeh ich Dich doch endlich wieder! Ach, wie oft habe ich „an dich gedacht!“ — Mehr konnte ich nicht ſprechen. Die Thränen entſtürzten meinen Augen, und ich blieb unbeweglich vor ihr ſtehen.

Sie ſelbſt ſchien äuſſerſt betroffen zu ſeyn; denn ſie antwortete mir nicht, ſondern legte bloß die Hand auf die Bruſt und verbeugte ſich vor mir.

Mamia ſaß an dem Rande des Teiches, flocht ihre langen Haare, und ſchien ſich mit einigen ihrer Geſellſchafterinnen zu unterhalten, um zu warten, bis die Uebrigen auch aus dem Bade ſtiegen.

— Mit Ungeduld harrete ich, bis ſie mit ihrer Wiederankleidung fertig waren. Die Sonne war ſchon im Begriffe unter zu gehen, und ich ſah mich in Gefahr, ſie bei der Dunkelheit aus den Augen zu verlieren. — Endlich ſah ich ſie miteinander den Teich verlaſſen und den Weg nach der Schultri nehmen. Ich gieng, als ob es durch Zufall geſchähe, auf eine Stelle, wo die Tänzerinnen dicht bei mir vorbei kommen mußten.

Warlich es war ein auserleſener Trupp von jungen wohlgewachſenen und ſchönen Mädchen; doch Mamia übertraf alle! Sie war ſo ſchön, ſo liebenswürdig! Mit ihrem Engelsgeſichtchen, mit ihrem edeln Anſtande und ſtolzen Gange glich ſie einer von ihren Nymphen umgebenen Göttinn.

Francisco, der ihnen nachgegangen war, kam bald darauf, mir zu berichten, daß die Tänzerinnen mit den Muſikanten ihr Lager in dem Luſtwäldchen bei der Schultri aufgeſchlagen hätten. Dies kam mir ſonderbar vor. Wozu dies, da ja die Schultri geräumig genug, und noch wenig beſetzt war?

Während ich darüber nachdachte, näherte ſich mir die alte Daja, die, wie es ſchien, mit Vorbedacht hinter den Anderen zurück geblieben war.

„Ich

„Ich bringe Ihnen, mein Herr, — ſagte ſie „lächelnd — tauſend Grüße (Salam's) von Mamia; „ſie läßt Sie um Erlaubniß bitten, Sie zu bewillkom„men, und ſich nach Ihrer Geſundheit und Befinden zu „erkundigen." —

„Ata (Mutter) — antwortete ich, ſagt, wenn es „Euch beliebt, der Ponneh (Jungfer), daß ich vor „Begierde brenne, ihre liebliche Stimme zu hören, und „mich mehr nach ihrer Gegenwart ſehne, als der Su„mi *) nach dem Regen; ich erſuche ſie, ſo bald als mög„lich zu mir zu kommen; denn ich habe ihr vieles zu „ſagen!" — Mit dieſem Auftrage gieng die Alte fort.

Da die Schultri, wie geſagt, eine der größten des Landes und nur von wenigen Reiſenden beſetzt war, ſo blieb überflüſſig Raum für mich und die Meinigen übrig. Ich ließ einige brennende Lämpchen in die Niſche ſtellen, und während meine Kuli's ihr Abendeſſen zu bereiteten, und Kapt. Huau, wie gewöhnlich ſeinen Punſch machte, wartete ich mit klopfendem Herzen auf Mamia's Ankunft. — Endlich ſah ich ſie herbeikommen, des Wohlſtands wegen in Geſellſchaft der Daja.

*) Der Sumi iſt ein großer Vogel, der wegen des Geräuſches, das er im Fliegen macht, auch Chakrawakra (d. h. das knarrende Rad) genannt wird; er ſoll nach der Sage der Hinduer nichts anders trinken, als Regentropfen, die er in ſeinem Schnabel auffängt.

Der Verf.

Nach den gewöhnlichen Bewillkommungs-Komplimenten, bat ich beide, ſich auf eine Matte gegen mich über zu ſetzen, und bot ihnen auf einem Schenkteller Betel und Areka mit Zugehör an.

Mamia blieb ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen ſitzen, und ihr hochwallender Buſen verrieth, daß ſie tief gerührt war. — Ich fieng alſo zuerſt an zu reden.

„Freue dich, Mamia, Du biſt gerächet! Zehnfach „bin ich für die Beleidigung beſtraft, die ich Dir zu„fügte und für die ſchnöde Art, wie ich Deine mir an„gebotene Freundſchaft verſchmähte! O wie ſchnell bereute „ich meine Thorheit; noch an demſelben Tage wollte ich Dich „um Verzeihung bitten; aber Dein zorniger Blick ſchröckte „mich zurück! In Ventapalam hoffte ich Dich wieder „zu treffen; aber vergebens durchſuchte ich alle Schultris „und die ganze Gegend umher. — O Mamia, Un„glück und Widerwärtigkeiten haben mich ſeither unab„läſſig verfolgt!“

„Mein Herr!“ antwortete ſie mit einem ernſten Geſichte. — „Ich höre mit Erſtaunen, daß Sie ſo viele „Unglücksfälle und Verdrüßlichkeiten auf Ihrer Reiſe ge„habt haben; ich kann Ihnen den Antheil, den ich daran „nehme, nicht mit Worten ausdrücken, und Sie wollen, „daß ich mich darüber freuen ſollte, da es Ihnen übel „gieng? — Wie wenig kennen Sie mich! Ach, wenn „es in meiner Macht ſtände, ſollten Sie immer glücklich „ſeyn! Entſchuldigen Sie ſich nicht ſo viel wegen des

„zurückgeſandten Betels; der grauſame Bidhata*) iſt „allein Schuld daran; er hat auch dieſes Herzeleid auf „meinen Kopf geſchrieben. Ach, ich habe von meiner „früheſten Kindheit an, nichts als Unglück und Elend „ausgeſtanden! Wenn Sie's erlauben, ſo will ich Ihnen „in wenigen Worten meine Geſchichte erzählen; vielleicht „gelingt es mir dadurch den niedrigen Begriff von mir zu „vermindern, den mein Stand Ihnen von mir giebt; „denn man urtheilt doch gewöhnlich nach dem Aeußerli„chen. — Sie werden mir wenigſtens dann, wie ich „hoffe, Ihr Mitleiden nicht verweigern."

„Ich bin," ſo erzählte ſie nun**)" aus dem Geſchlechte „der Waitiwehn (Aerzte). Als ich noch nicht volle „acht Jahre alt war, verheurathete mich mein Vater — „eine Mutter hatte ich nicht mehr — an einen ſeiner „Freunde; dies war ein Mann, der viel älter war als „ich, und bald nach unſerer Verheurathung ſtarb; und „ſomit blieb ich Koriaraanro***). Vier Jahre darauf

*) Der Gott des Schickſals, der, nach dem Glauben der Hinduer, den Menſchen, acht Tage nach ihrer Geburt, ihr Schickſal auf den Kopf ſchreibt.

Der Verf.

**) Dieſe Erzählung wird hier in der Ueberſetzung ganz beibehalten, da ſie ein Beitrag zur Schilderung der Sitten der Hinduer iſt.

Anm. des Ueb.

***) Nämlich eine Perſon, die Wittwe geworden iſt, ehe ſie mannbar war, folglich früher, als die Ehe vollzogen werden konnte. Eine ſolche Wittwe iſt ein höchſt unglückliches Geſchöpf, denn man beobachtet ihren Lebenswandel ſtrenger, als den einer Wittwe, die Kinder gehabt hat, und

„ſtarb auch mein Vater. Ich hatte weder Brüder, noch „nahe Blutsverwandte; ein entfernter Verwandter ward „unſer Erbe, und nahm mich zu ſich. Dieſer alte Geiz„hals gab mir kaum hinreichend Kleider zu meiner Be„deckung, und ließ mich an Allem Mangel leiden. Ich „mußte hart arbeiten, und hatte weder bei Tag, noch „bei Nacht, Ruhe. Länger, als ein Jahr konnte ich es „nicht bei ihm aushalten; ich verließ einſt Abends in der „Verzweiflung ſein Haus, mit dem feſten Vorſatze, es „nie wieder zu betreten."

„Ich hatte noch eine Muhme zu Tanſchaur; dieſe „beſchloß ich aufzuſuchen, und meine Zuflucht zu ihr zu „nehmen. Ich lief die ganze Nacht und beinahe den gan„zen Tag hindurch fort, ohne auszuruhen, und ohne zu „eſſen. Ich war dabei ſo ſchüchtern, daß ich mich kaum „getraute, Jemanden nach dem Wege zu fragen. — End„lich mußte ich mich äußerſt abgemattet, und vom Hun„ger gemartert, in einer Schultri niederlegen, wo ich laut „weinte, und feſt entſchloſſen war, daſelbſt zu ſterben. „Bald nachher kam dieſe gute Frau mit ihrer Geſellſchaft „in dieſelbe Herberge; als ſie mich ſah, fragte ſie mich „mit ſo vieler Theilnahme nach der Urſache meiner „Thränen, daß ich ihr ſogleich meinen Zuſtand und mein „Misgeſchick ſchilderte. Sie hatte Mitleiden mit mir, „reichte mir Speiſe, und bot mir den Eintritt in ihre „Geſellſchaft an, mit dem Verſprechen, mich im Tanzen

* ihr ganzes Leben hindurch muß ſie die Dienſtmagd des nächſten Verwandten ſeyn, dem ſie zur Laſt fällt.

Der Verf.

„und Singen unterrichten zu laſſen, und mir dann Klei„dung, Koſt und meinen Antheil an dem Gewinne zu ge„ben, wie den Anderen.“ —

„Was ſollte ich thun? Ich war noch ſehr jung, hatte „nirgends eine ſichere Zuflucht, und war auch noch unge„wiß, ob man mich wohl in Tanſchaur aufnehmen „würde. Ich hatte bereits mit den Sutrebaries ge„geſſen; ihre Lebensart, die ſie mir mit den reizendſten „Farben ſchilderten, gefiel mir; ihre Zwangloſigkeit, der „Ueberfluß, in welchem ſie lebten, ihre ſchönen Kleider „und Juweelen verführten mich, und ich trat willig in „ihre Geſellſchaft. Ich bin jetzt ſchon fünfzehen Monate „in derſelben, und noch nie hat es mich gereuet. „Dieſe gute Frau, der wir alle angehören, liebt mich „wie ihre eigene Tochter; ich werde in meinen Neigun„gen nicht gezwungen, und bin völlig Herr über meine „Perſon; dies war eine meiner vorzüglichſten Bedin„gungen.“

„Es hat mir auch, wie Sie leicht denken können, „nicht an Gelegenheit gefehlt, viel Geld mit Liebhabern „zu gewinnen; ja es hieng nur von mir ab, in die Sen„ana (Serail oder richtiger Harem, Weiberhaus) „eines Nabob zu kommen; aber ich bin zu ſtolz, mich „gleich einer Auſerie (Buhldirne) für Geld hinzuwer„fen, oder mich als Sclavinn behandeln zu laſſen.“

Sie erzählte nun weiter *), wie ſie als Tänzerinn durch mein Benehmen, und durch die Auszeichnung, mit

*) Da die Fortſetzung dieſer Erzählung nichts Beſonderes ent-

der ich ſie behandelte, für mich gewonnen worden ſey: Sie hoffte in mir einen beſtändigen Liebhaber zu finden, da wir beide nach Madras giengen; aber wie ſehr fand ſie ſich getäuſcht und beleidigt, als ich ihr den Liebesbetel ſo ſchnöde zurückſandte; doch hatte ſie mir nicht ganz Unrecht geben können, da ein ſolcher Antrag von einer gemeinen Tänzerinn gemacht, einen feinfühlenden Mann allerdings empören mußte; ja meine keuſche Zurückhaltung vermehrte ſogar ihre Achtung für mich. Doch hatte ſie beſchloſſen, mich nie wieder zu ſehen, um neuen Beſchimpfungen von meiner Seite auszuweichen; ſie hatte daher auch die Daja, und die ganze Geſellſchaft, vermocht, daß man alle Orte vermied, wo man mich anzutreffen dachte, und daher verweilte man ſich auch nicht in Bentapalam. — Die gute Mamia glaubte, mich ſchon vergeſſen zu haben, als ſie vor vier Tagen Abends in einer Schultri einen Pandarom erzählen hörte, es ſey kürzlich ein Wellekaren (Europäer) von einer Schlange gebiſſen worden, und daran geſtorben. Er bezeichnete den Unglücklichen und ſeinen Palankin ſo genau, daß Mamia mich leicht daran erkennen konnte. Sie fiel vor Schrecken beinahe in Ohnmacht, und fühlte nun erſt, daß ihr Herz für mich noch nicht verſchloſſen war. Als ſie mich daher dieſen Abend in dem Palankin daher kommen ſah, glaubte ſie, meinen Geiſt zu ſehen, und

hält, was zur Schilderung der Sitten der Hinduer gehört, ſo fahren wir nicht weiter fort, das Mädchen ſelbſt reden zu laſſen, ſondern theilen hier nur den Hauptinhalt ihrer Rede mit. Der Ueb.

ſchrie daher laut auf. Da ſie mich aber jetzt lebendig und geſund ſahe, ſo freute ſie ſich herzlich darüber.

Ich entdeckte ihr nun, daß der Pandarom (den ſie einen Lügner ſchalt) nicht ſo ganz Unrecht gehabt habe; daß ich nicht geſund ſey, wie ſie an meinem eingefallenen Geſichte und an meiner abgezehrten Geſtalt ſehen könne, ſondern daß ich wirklich von einer Schlange gebiſſen worden, und noch nicht außer Gefahr ſey. Ich erzählte ihr meine ganze Begebenheit von der Brillenſchlange an, bis zu dem Biſſe, den ich zu Karrakudre erhalten, und deſſen Folgen. Ich that es vorſätzlich, um zu ſehen, welchen Eindruck es auf ſie machen würde.

Statt dadurch von mir abgewendet zu werden, nahm die gute Mamia den innigſten Antheil an meinem Unglücke, beklagte mich mit thränenden Augen und gab, zu meiner größten Verwunderung, nicht eher nach, als bis ich ihr die hochgeſchwollene Hand und den verwundeten Finger wies. Sonſt haben die Hinduetinnen den größten Abſcheu vor einem ſolchen Anblicke.

Sie ſchrie laut auf, als ſie meine ſchröcklich ausſehende Hand erblickte, und wollte ſogleich in Begleitung von einem ihrer Muſikanten und einem meiner Träger in das, eine Stunde von da entlegene Dorf, Panepetteh laufen, um einen Waitium herbeizuholen, von welchem ſie, wobei ſie ſich auf das Zeugniß der Daja und ihrer Gefährtinnen berief, als die Geſellſchaft kürzlich daſelbſt bei einer Hochzeit tanzte, Wunderdinge gehört habe; ja ſie verſicherte, der Mann ſey ein Guneh-Schagor

(d. h. Ocean von Gelehrſamkeit) zu dem man von weither komme, um ſich bei ihm Raths zu erholen. —

Dieſes edelmüthige Anerbieten, das ſie dringendſt wiederholte, lockte mir Thränen in die Augen; ich mußte es aber ausſchlagen, da ich entſchloſſen war, mich keines Arztes zu bedienen, ehe ich nach Madras käme. Da ſie endlich ſah, daß alle ihre Mühe vergeblich war, mich zu der Annahme ihres Vorſchlags zu bewegen, ſo erbot ſie ſich, mir ſelbſt eine Salbe zu bereiten, die ſie von ihrem Vater erlernt habe, der auch ein geſchickter Waitium geweſen ſey, und die immer bei Schlangenbiſſen große Dienſte geleiſtet habe. Dies ließ ich mir eher gefallen, da ich dachte, es ſey an meiner Hand doch nichts mehr zu verderben, und da ich das gutherzige Geſchöpf nicht ganz vor den Kopf ſtoßen wollte.

Freudig ſprang Mamia jetzt auf, und eilte davon, indem ſie ſagte, ſie wolle die nöthigen Ingredienzen zu der Salbe herbeiſchaffen. — Ich bat die Daja während ihrer Abweſenheit bei mir zu bleiben, und mir Geſellſchaft zu leiſten. Sie that es, und ſagte mir inzwiſchen ungemein viel Gutes von ihrer Putri (Tochter); denn ſo nannte ſie ſie immer, und verſicherte mich, daß ſie vorher noch nie Umgang mit Mannsperſonen gehabt habe. Dabei bedauerte ſie, daß ich jetzt ſobald abreiſen und das Mädchen wieder vergeſſen würde, das nun mit ſo inniger Liebe an mir zu hängen ſchien, und die mein Andenken nicht ſo bald aus ihrem Herzen verlieren würde.

Ich beruhigte ſie hierüber, indem ich ſie aufrichtig verſicherte, daß ich die gute Mamia nicht verlaſſen würde; denn mein Herz hieng ſchon zu feſt gefeſſelt an ihr, als daß ich es wieder hätte losreißen können.

Es war noch keine halbe Stunde verfloſſen, ſo kam Mamia ſchon wieder herbei geſprungen. Freude und Zufriedenheit glänzten in ihren Augen.

„Gott ſey Dank!“ rief ſie frohlockend aus — ich habe „auf dem Baſar (Kaufhofe) Alles gefunden, was ich zu „der Servai (Salbe) nöthig hatte, und meine Gefähr„tinnen haben mir bei der Verfertigung derſelben ge„holfen!“ —

Nun mußte ich meine Hand entblößen, denn Mamia wollte durchaus mir ſelbſt die Salbe, welche von blauer Farbe war und einen aromatiſchen Geruch hatte, auflegen; ich wollte es Anfangs nicht zugeben, da ich wußte, wie groß der Abſcheu der Hinduerinnen vor aller Unreinlichkeit iſt *); aber ſie that es nicht anders, und ſchien ſelbſt ein Vergnügen daran zu finden, mir einen Dienſt zu leiſten, den eine Andere mit Ekel würde ab-

*) Die Hinduer ſind überhaupt ſo reinlich, daß ſie ſogleich Hände und Füße waſchen, wenn ſie auch nur den geringſten Unflat berührt haben. Sie ſtecken nie einen Finger in den Mund, berühren nie ihren Speichel oder irgend einen andern Auswurf ihres Körpers; noch weniger reinigen, waſchen oder verbinden ſie die Wunde eines Andern, wenn es nicht ihr Beruf erfordert, und beſonders nicht, wenn es Jemanden betrift, der aus einer geringern Kaſte iſt. Der Verf.

geſchlagen haben. Einem Europäer eine Wunde zu verbinden, das wäre von jeder andern Hinduerin zu viel gefordert geweſen, beſonders, da wir noch nicht näher mit einander bekannt wären. Ich erſtaunte nicht weniger darüber, als Kapt. Hugan, der mit Verwunderung zuſah. Aber Alles dieſes that die gute Mamia aus reiner, herzlicher Zuneigung; die häßliche, ſtinkende Wunde erweckte ihr nicht den mindeſten Ekel, und ſie gieng damit um, als ob es ihre Schuldigkeit wäre. Man hätte ſie ſehen ſollen, mit welcher Aengſtlichkeit ſie dabei zu Werke gieng, um mir ja nicht wehe zu thun, und welcher Ausdruck von Zärtlichkeit und Mitleiden ſich in ihrem Engelsgeſichtchen malte; ſie ſaß dabei dicht vor mir, die Daja leuchtete dazu; und als ſie ſich vorwärts bog, um deſto genauer zu ſehen, da konnte ich mich nicht enthalten, einen feurigen Kuß auf ihre Stirne zu drücken. Sie lächelte dann freundlich zu mir auf.

Wie ſchön, wie liebenswürdig erſchien ſie mir in dieſen Augenblicken! Wann ſie den Mund öffnete, wehte mich ein Hauch voll ſüßen Wohlgeruchs an. — Verſchwunden waren jetzt bei mir alle Bedenklichkeiten, alle Zweifel in die Reinheit und Aufrichtigkeit ihrer Liebe! —

Nachdem ſie dieſes widerliche Geſchäft verrichtet hatte, ſetzte ſie ſich wieder auf ihre vorige Stelle, und ſagte: „Mein Herr, dies war wohl der erſte und letzte Dienſt, „den ich Ihnen leiſten konnte. Da Sie nicht nach Pane„petteh gehen wollen, ſo rathe ich Ihnen ſelbſt, eiligſt

„ſich nach Madras zu begeben, um ſich vollends kuriren „zu laſſen. Sollte, wie ich nicht zweifle, dieſe Salbe ei„nige Linderung gewähren, ſo bitte ich Sie, ſich zuwei„len meiner zu erinnern; denn wir werden einander doch „nicht wiederſehen!“ — Als ſie dies geſagt hatte, ſchlug ſie die Augen nieder, Traurigkeit überzog mit Einem Male ihr freundliches Geſicht, und ich ſah Thränen in großen Tropfen über ihre Wangen herabrollen.

„Wie, Mamia!“ — rief ich verwundert aus — „was willſt Du damit ſagen? Warum ſollten wir uns „nicht wieder ſehen?“

Sie erklärte mir nun, daß ſie es deswegen befürchte, weil Madras eine ſo große und volkreiche Stadt ſey, in welcher weder ſie noch die Daja jemals geweſen, daß ſie dort keine Hoffnung hätte, mich in dem Menſchengewühle wieder zu finden, oder mich ausfragen zu können; auch würde ich dann eine gemeine Sutrebarie bald wieder vergeſſen haben.

„Nein, Mamia!“ — rief ich äußerſt gerührt aus. — „Du haſt das nicht zu befürchten!“ — Und nun entwickelte ich ihr die Gefühle meiner Liebe und Dankbarkeit für das, was ſie an mir, als einem Fremdlinge gethan habe, und verſicherte ſie aufs heiligſte, daß ich ſie nicht nur nie vergeſſen, ſondern daß ich ihr auch mit unverbrüchlicher Liebe zugethan bleiben würde, da ſie eine Perſon ſey, die in Hinſicht ihrer Schönheit und vortrefflichen Charakters wenige ihres gleichen habe, und die ich einer Begum (Prinzeſſin) gleich ehre. Ich

verſprach ihr zugleich dafür zu ſorgen, daß ſie mich in Madras wiederfinden könne, indem ich ſie an einen dortigen Freund addreſſiren wolle, der als ein Mann von Anſehen in der ganzen Stadt bekannt ſey, und ihr in Rückſicht meiner alle Dienſtleiſtung erweiſen werde.

Ich ſchrieb daher auch ſogleich auf eine Ola,*) in Malabarſcher Sprache und mit Malabarſchen Schriftzeichen meinen Namen, den meines Freundes Frank zu Madras, ſo wie die Namen einiger anderer Freunde mit Angabe ihrer Wohnungen, im Falle Hr. Frank todt oder abweſend wäre; ja ich ſchrieb auch darauf, damit ſie mich ja nicht verfehlen könne, die Orte, wohin ich gewöhnlich des Abends ſpazieren gieng; den Gaſthof, den ich zuweilen beſuchen würde, und den Teich, in welchem ich Willens war, mich nach meiner Gewohnheit, Morgens und Abends zu baden. — Dieſes Blatt übergab ich ihr.

Auch fragte ich die Daja, in welchem Stadttheile von Madras ſie herbergen wolle? — Da ſie aber in dieſer Stadt völlig unbekannt war, und folglich nicht zum voraus beſtimmen konnte, wohin ſie ſich wenden würde; ſo wies ich ihr einen guten Ort dazu an, und rieth ihr, ein ganzes Häuschen für ſich und ihre Geſellſchaft zu miethen; wozu ſie auch Luſt hatte, da ſie einige Zeit in Ma-

*) Ola heißt ein getrocknetes Palmblatt, auf welches die Malabaren ſtatt des Papiers mit einem eiſernen Griffel zu ſchreiben pflegen. Der Verf.

bras ſich aufzuhalten gedachte. — Dieſe Zuſicherungen und Beweiſe von Liebe und Aufrichtigkeit beruhigten die gute Mamia wieder völlig.

Inzwiſchen kam Francisco und ſagte mir in hinduſtaniſcher Sprache, das Nachteſſen ſey bereit. Ohne Zweifel verſtand es die Daja; denn ſie flüſterte der Mamia ein Paar Worte ins Ohr, und beide ſtanden ſogleich auf, und baten mich um Erlaubniß, ihren Abſchied zu nehmen.

Da ich aber, wie leicht zu denken, nicht die mindeſte Eßluſt hatte, ſo überließ ich die zubereitete Mahlzeit dem Kapt. Huau, befahl meinen Kuli's unterdeſſen einzupacken, und bat Mamia mir zu geſtatten, daß ich ſie zu ihren Gefährtinnen zurückgeleitete. Sie willigte ein, und wir verließen die Schultri.

Langſam wandelten wir durch das Wäldchen, bis wir die Feuer auf der Lagerſtelle der Sutredaries erblickten. Hier wollte ich Abſchied nehmen; es war ein ungemein ſchöner Abend; ein liebliches Lüftchen, das die zurückgebliebene Hitze des Tages abkühlte, raſchelte durch die Blätter; auf allen Seiten verbreiteten Pflanzen und Früchte ihre Wohlgerüche; das einförmige Gezirpe der Grillen, das wohltönende Flöten der Mynkurvim, die an dem Rande des Teiches, der ſich auch in dieſem Luſtwalde (wie in jedem andern, in welchem Fruchtbäume ſtehen) befand, ihren Gatten von Zeit zu Zeit zuriefen; der ſilberhelle Mond, der hie und da durch einige Oeffnungen in dem grünen Laubgewölbe ſlimmerte und die Schatten

der Zweige, die auf dem weißen Sande hüpften; Alles dieſes zuſammengenommen athmete eine ſanfte, ſüße Wonne.

Ich bat Mamia, ſich noch ein wenig mit mir niederzuſetzen, da ich dachte, meine Leute würden noch nicht mit den Vorkehrungen zur Reiſe fertig ſeyn, und folglich würde ich noch einige Augenblicke verweilen können. — Wir ſetzten uns, und die Daja entfernte ſich, um uns allein zu laſſen; aber kaum mochte ſie einige Schritte gethan haben, als ein Flintenſchuß fiel; dies war das Zeichen, womit Kapt. Huau mir zu wiſſen that, daß Alles zur Abreiſe bereit ſey.

Nun war alſo der Augenblick der Trennung gekommen. Mamia weinte bitterlich und verfiel in einen ſolchen Trübſinn, daß ich dadurch ſehr in Verlegenheit gerieth. Gerne hätte ich ſie mit mir genommen; ich dachte einen Augenblick darüber nach; aber da es zu lange gedauert haben würde, bis ich einen Palankin oder Dulie nebſt Trägern für ſie gefunden hätte, und da ich nicht wußte, wo ich ſie bei meiner Ankunft in Madras ſogleich unterbringen ſollte, ſo mußte ich ſie inzwiſchen, ſo wehe es mir auch that, bei ihrer Geſellſchaft zurücklaſſen.

Ich tröſtete ſie indeſſen ſo viel möglich; die Daja ſtand mir hierin bei, und es gelang uns, ſie ſo ziemlich zu beruhigen. — Ich dankte der Alten für ihre Mühe, und wollte ihr einige Pagoden geben, damit ſie in der Zwiſchenzeit deſto beſſer für das Mädchen ſorgte; aber zu meinem Erſtaunen nahm ſie nichts an, indem

ſie ſagte, ſie laſſe ſich ihre Sorge für das liebe Kind nicht bezahlen.

Wir nahmen nun den zärtlichſten Abſchied von einander, und ich eilte mit gepreßtem Herzen in die Schultri zurück, wo ſchon Alles zur Abreiſe bereit war; die Fackeln wurden angezündet, und nun gieng es vorwärts. Ich blickte nochmals nach dem Wäldchen zurück; da ſtanden Mamia und die Daja nahe bei mir hinter einem Baume; ich winkte ihnen nochmals mit dem Schnupftuche ein Lebewohl zu, und ſo verlor ich ſie aus den Augen. — Ich ließ die Palankindecke fallen, und legte mich zur Ruhe, nachdem ich vorher noch meinem Reiſegefährten eine gute Nacht gewünſcht hatte. Aber ich konnte nicht einſchlafen; die Geſchichte dieſes Abends beſchäftigte alle meine Gedanken; ſie kam mir immer noch wie ein Traum vor, und doch war mein Herz voll von Mamia! — Erſt nachdem ich lange Zeit über dieſen Vorfall nachgedacht, Alles erwogen und den Entſchluß gefaßt hatte, die gute Mamia zu der Geſellſchafterin meines Lebens zu machen, verfiel ich in Schlaf *).

Ich ſchlief auch ruhig die ganze Nacht hindurch, und wachte nur ein einziges Mal auf, woran aber bloß das Schwanken des Palankin's und das Geräuſch des

*) Damit unſere teutſchen Leſer nicht ebenfalls darüber einſchlafen, ſind die verliebten Reflexionen unſers Verf., womit er über ſieben ganze Seiten anfüllt, in dieſer Ueberſetzung weggelaſſen worden.

Anm. des Ueb.

Waſſers Schuld war, als meine Kuli's mich durch einen ſchnellfließenden Fluß, Penna genannt, trugen, der aber in dieſer Jahreszeit durchzuwaten iſt. — Ich ſchlief jedoch wieder ein, und erwachte nicht eher, als bis meine Leute den Palankin niederſetzten, und mir zuriefen. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch und vergoldete mit ihren Stralen die dunkelblauen Wogen des Meeres, das wir ein Paar Meilen von uns entfernt ſahen.

Wir befanden uns an dem Ufer des breiten Fluſſes Sanga; gegen uns über lag das ſchöne und große Dorf Sondur. Zwiſchen hübſchen Baumgruppen und Gebüſchen erhoben ſich einige anſehnliche Tempel, von welchen einer eine hohe, mit Kalk blendend weiß getünchte Pyramide hatte, die in den Sonnenſtrahlen wie ein Spiegel glänzte. — Wir fanden ſehr bald Sangaries, die uns hinüber führten. Eine Schultri ſtand am Ufer, und ich befahl, Troz meines frühern Vorſatzes, in derſelben einzukehren, theils weil die Urſachen nicht mehr vorhanden waren, die mich zu jenem Entſchluſſe gebracht hatten, theils weil der Aufenthalt in offenen Gehölzen mit ſo mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft iſt.

Mein dikgeſchwollener Finger war ſeit meiner Abreiſe von Tſchakolbinda ganz leblos und ohne Empfindung geweſen; wie ſehr erſtaunte ich jezt, als ich bei dem Erwachen wieder Schmerzen an demſelben empfand, und noch mehr, als ich ſogleich nach unſerer

An-

Ankunft in der Herberge das Pflaſter, das mir Mamia aufgelegt hatte, abnahm und fand, daß die Wunde ſtark eiterte und daß ich in dem ganzen Finger wieder Wärme und Gefühl hatte.

Wie froh war ich jetzt, daß ich nicht, wie ich Anfangs Willens war, den Ueberreſt der Salbe, den mir das gute Kind ſorgfältig in ein Betelblatt gewickelt hatte, weggeworfen, ſondern aufbewahrt hatte! Denn ich hatte mir dieſes Pflaſter nur aus Gefälligkeit gegen das liebe Mädchen auflegen laſſen, ohne einiges Zutrauen in ſeine Heilkräfte zu haben!

Ich dankte der liebenswürdigen Mamia in meinem Herzen für dieſen mir geleiſteten Dienſt, denn dadurch hatte ſie mich nun von der Furcht befreit, meine Hand zu verlieren, und ich lebte jetzt der tröſtlichen Hoffnung, meinen Finger noch ganz bis nach Madras zu bringen, wo wir in zwei Tagen einzutreffen gedachten.

Wir hielten uns hier nicht länger auf, als es nöthig war, das Frühſtück zu verzehren; in einer andern Lage würde ich gerne in dem Dorfe herumgewandelt ſeyn, um es näher zu beſehen. Jetzt aber war mir nur ein Ueberblick deſſelben vergönnt. — Es iſt ein großes, ſchönes, ungemein angenehm gelegenes Dorf. — Auf dem ſchnellfließenden Ganga lagen eine Menge kleiner Kähne zum Spazierenfahren, und der Geſang der fröhlichen Makuas (Fiſcher) wiederhallte von den hohen Bäumen, mit welchen das weißſchimmernde Ufer beſetzt war. — Das ganze Dorf ſchien wie begraben

zu ſeyn in Wäldchen, Gebüſche, Baumgärten und Alleen. Es hatte, wie mir einer der Einwohner berichtete, acht Betel-, drei Limonien-, zwölf Kurkuma-Gärten, zehen Tamarinden- und verſchiedene Palm-, Kokos-, und Jakka-Wäldchen, viele Baumgärten, zwanzig Brunnen und zwei große Teiche, von welchen der eine ausgemauert, und mit ſchönen Bäumen umgeben war; ferner ſind hier drei Schultris, vier, verſchiedenen Gottheiten geweihte Tempel und eine muhammedaniſche Moſchee. Auch ſoll das Dorf ſehr volkreich ſeyn.

Um ſieben Uhr verließen wir das Dorf, kamen trockenen Fußes über ein Paar Seitenzweige der Sanga, und ſahen dann bei einem der Dörfer, an welchen wir vorbeizogen, die Ruinen eines hinduiſchen Kaſtells.

Gegen Mittag kamen wir an den ziemlich breiten Fluß Surdjamakio, der die Provinzen Selkur und Kareer von einander ſcheidet. Wir fuhren wieder in Sangaries über denſelben, und hielten eine halbe Stunde weiterhin in dem Dorfe Jakaſurpalam ſtille, um unſer Mittageſſen zu verzehren.

Die Schultri dieſes Dorfs lag an der Straße; ſie war reinlich und beinahe noch neu, aber klein; zum Glücke waren wenig Reiſende darin; zwei Seiten derſelben waren leer. Meine Leute beſetzten die eine, und mein Freund nahm die andere ein.

Kaum aber hatten wir unſre Stellen eingenommen, als einer von meinen Kuli's mir zurief „Munu Palaka, Aya!" (Drei Palankine, mein Herr!) — Wirk-

lich ſahen wir auch von ferne drei Palankine mit einer großen Menge von Kuli's und Gepäcke herankommen und wir durften nicht zweifeln, daß ſie nicht in dieſer Schultri einkehren würden, denn es war nur noch eine Trivaſel in dem Dorfe. Ich vermuthete, daß es Engländer wären, und da ich mit dieſen Herren, deren brutalen Uebermuth ich kannte, nicht in Kolliſion kommen, noch mich ihren Beſchimpfungen ausſetzen wollte, ſo machte ich ihnen freiwillig Platz und zog mit Sack und Pack auf die andere Seite der Herberge, um ihnen die, welche ich eingenommen hatte, ganz leer zu laſſen, und lagerte mich nun bei einigen Hinduern.

Ich hatte mich nicht geirrt, es waren zwei Engländer in den beiden erſten Palankins und im dritten ihr Dobaſch oder Haushofmeiſter. — Ich trug einem meiner Kuli's auf, ſich mit den Neuangekommenen in ein Geſpräch einzulaſſen, um zu erforſchen, wer dieſe Leute wären. Ich erfuhr ſogleich, zu meiner Verwunderung, daß es der neue Gouverneur von Maſulipatnam, Herr Harcley, wäre, nach welchem General Clinton mich befragte, als ich an ſeiner Raubhorde vorbeizog.

Bald nachher kam dieſer Herr Harcley ſelbſt zu mir, grüßte mich ſehr höflich, fragte mich, was ich für ein Landsmann wäre, und ob ich Engliſch ſpräche? So bald ich ihn hierüber befriedigt hatte, bat er ſich die Ehre meiner Geſellſchaft aus, um ein

Glas Maderawein mit ihm zu trinken, und ein Stück kalten Braten zu verzehren. Er hatte durch ſeinen Dobaſch erfahren, daß ich von Maſulipatnam kam und da er daſelbſt Gouverneur werden ſollte, ſo wollte er einige Erkundigungen über dieſen Ort und ſeine Einwohner von mir einziehen.

Ich entſchuldigte mich aber damit, daß ich mich nur wenige Wochen in Maſulipatnam aufgehalten und die Hälfte der Zeit wegen der großen Hitze zu Hauſe zugebracht habe; daß auch meine Geſchäfte mir keine Zeit gelaſſen hätten, mich um politiſche Gegenſtände zu bekümmern.

Auf dieſe Weiſe hoffte ich mich von ihm loszuwinden; aber er nöthigte dennoch mich und meinen Reiſegefährten, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und, ich muß es geſtehen, er überhäufte uns mit Höflichkeiten und unterhielt uns ſehr gut. Er war auch offenherzig genug, mir zu entdecken, daß man ihn aus England hieher geſchickt habe, damit er ſeine in Verfall gerathenen Vermögensumſtände wieder herſtellen, und ſich Reichthümer erwerben könne; denn ſein Vater, ein Parlamentsglied, (ſo bekannte er mir ohne Scheu) habe ſich durch das Spiel zu Grunde gerichtet, und würde wohl ſelbſt nach Indien gegangen ſeyn, um ſich von daher einige Plumbs*) zu hoh-

*) Plumb nennen die Engländer eine Summe von 100,000 Pfund Sterling.

Der Verf.

ten, wenn es ſein Geſundheitszuſtand geſtattet hätte. — Er hoffte nur an ſeines Vaters Stelle, dieſen Zweck zu erreichen; denn das Glück begünſtigte ihn; er war jetzt erſt acht Monate in Indien, und ſchon war es ihm gelungen, eine der beſten Gouverneursſtellen auf dieſer Küſte zu erhaſchen, und ſeine Freunde zu Madras, ja der dortige Gouverneur ſelbſt, hatten ihn verſichert, daß er im Stande ſeyn würde, an dieſer Stelle innerhalb fünf Jahren ſo viel Geld zuſammen zu ſcharren, um dann davon in England lebenslänglich, als ein Edelmann leben zu können. Man hatte ihm zwar ſchon zu Madras einige Lehren und Anweiſungen ertheilt, wie er am leichteſten und ſchnellſten zu dieſem Zwecke gelangen könne; da er aber weder die Landesſprache verſtand, noch mit den Sitten der Einwohner bekannt, auch ſein Vorgänger, der ihm hierin hätte gute Erläuterungen geben können, todt war, ſo befürchtete er, es möchte doch zu lange dauern, bis er ſelbſt die Quellen auffände, aus welchen der verſtorbene Gouverneur die von ihm hinterlaſſenen Schätze geſchöpft habe.

Ein Mann wie ich, der die Landesſprache verſtand — er hatte mich mit meinen Kuli's reden gehört — der ſich durch ſeinen langen Aufenthalt in Indien ſo viele Erfahrungen und Kenntniſſe geſammelt hatte, mußte ihm höchſt willkommen ſeyn. Er bot mir deswegen Dienſte bei ihm und eine ſchöne Beſoldung an, ja er verſprach, wenn ich mit ihm nach Maſulipatnam zurückkehren wollte, mir noch oben drein die Stelle des kürzlich

verſtorbenen Unter-Steuereinnehmers *) zu übertragen, und mir überhaupt dazu zu verhelfen, daß ich in wenig Jahren ein hübſches Vermögen erwerben könnte, um dann als reicher Mann mit ihm nach Europa zurückzukehren. Er eröffnete mir hierbei, daß er den Befehl bei ſich habe, den Hinduern, welche ihre Steuern nicht bezahlen könnten, keine achttägige Friſt mehr zu geſtatten, wie bisher, ſondern ſogleich ſie zu exequiren. — Ich erſchrak nicht wenig darüber; denn die armen Hinduer ſind ohnehin ſchwer genug mit zahlloſen Abgaben belaſtet!

Ich wies mit aller Höflichkeit dieſe lockenden Anerbietungen ab, unter dem Vorwande, daß meine Geſchäfte in Madras ſo dringend meine perſönliche Gegenwart erforderten, daß ich für den Augenblick von ſeiner Gütigkeit, für die ich herzlichſt dankte, keinen Gebrauch machen könnte. Ich hatte mir auch bereits durch den Handel ein Kapitälchen erworben, das hinreichte, mich in den Stand zu ſetzen, in meinem Vaterlande, wo nicht als Edelmann, doch als rechtlicher Bürger zu leben. Ich ſagte ihm dieſes, um von ihm loszukommen.

Er und ſein Reiſegeſellſchafter machten noch einige Verſuche mich zu gewinnen; da ſie aber ſahen, daß ich

*) Ein ſolcher Unter-Steuereinnehmer muß ein Europäer ſeyn, der die Landesſprache verſteht, und der dann zu den beſtimmten Zeiten mit ſeinen Bedienten bei den Landeseinwohnern umherläuft, um die Steuern einzutreiben.
Der Verf.

bei meiner Weigerung verharrte, ſo drangen ſie nicht weiter in mich.

Bei der Abreiſe rief mir Herr Harcley noch aus ſeinem Palankin zu, daß, wenn ich in der Folge mich eines Andern beſinnen würde, ich unverzüglich, und ohne ihm vorher zu ſchreiben, zu ihm nach Maſulipatnam kommen ſollte! —

Fünfter Abſchnitt.

Etwas über die Beamten der Engliſchen Handelsgeſellſchaft in Indien. — Abermalige Vergiftung. — Meiſter Pankrazius Haringa Meppe und ſeine Amtsgenoſſen in Indien. — Abreiſe von Palliakatta und Nachricht von dieſem Orte.

„Da für bewahre mich der Himmel!“ — ſagte ich, als ich jenen Zuruf hörte, zu meinem Reiſegefährten, welcher mich tadelte, daß ich eine ſo ſchöne Gelegenheit, mein Glück zu machen, ausſchlug. Doch, dies war nicht das erſte Mal; ich hatte früher eine weit beſſere Stelle ausgeſchlagen, die Lord Macartney mir anbot.

Die Stelle eines Unter-Steuereinnehmers würde ich nie und unter keinerlei Bedingungen angenommen haben; denn, wie wäre es mir möglich geweſen, der Plagegeiſt armer Landleute zu werden, die oft unvermögend ſind, die ihnen aufgelegten ſchweren Abgaben zu bezahlen, und wie ſollte ich vollends im Stande geweſen ſeyn, die Unglücklichen auszupfänden, deren ganzes Vermögen oft bloß in ihrer armſeligen Strohhütte, in einer Matte,

auf welcher ſie ſitzen und ſchlafen, in ein Paar Töpfen zum Kochen, in einem Lappen Kattun, den ſie ſtatt aller Kleidung um die Lenden wickeln, und in einer Kiſte beſteht! Haben ſie Vieh, ſo muß dieſes in Beſchlag genommen werden, wo nicht, ſo werden die Kinder, oft auch die Mutter, ja zuweilen die ganze Familie mit einander in die Sclaverei verkauft. — Pfui! Ich kann ohne Schaudern nicht daran denken!

Mit einem Herzen voll Betrübniß und Unmuth ſah ich dem Zuge dieſes ausgehungerten Geiers nach, der nun hingieng, um ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Vorgängers mit dem Schweiße und Blute der armen Bewohner des Gebietes von Maſulipatnam zu mäſten! —

Solches Geſindel *) wird alljährlich zu Hunderten nach Indien geſchickt, vorſätzlich dahin geſchickt, um die guten, ſanftmüthigen, bedauernswürdigen Hinduer auszuplündern und auszuſaugen! — Welche Barbarei!

Die Erpreſſungen hören gar nicht auf; denn ſo, wie ſich einer von den Blutigeln voll geſogen hat, und geſättigt davon kriecht, tritt ein Anderer an ſeine Stelle; es iſt eine unaufhörliche Abwechſelung, eine immerwährende Ebbe und Flut von Glücksrittern und Abentheurern. — Kaum ſind einige ſolcher Harpyen mit Schätzen beladen in ihr Vaterland zurückgekehrt, oder Andere mitten in ihrer ſaubern Räuberei von dem Tode weggerafft worden; ſo

*) Der Verf. ſagt Gespuis; der Ueberſetzer hat demnach den Ausdruck nicht verſtärkt. Der Ueb.

ſind bereits wieder neue Schiffsladungen von ausgehungerten Wölfen mit mancherlei Titteln und Benennungen verſehen, unter Wegs, um die Lücken auszufüllen. — Auch wimmelt es in den brittiſchen Beſitzungen in Indien von müſſig umhergehenden Kaufleuten, Unterkaufleuten, und wie ſie alle heißen mögen, welche auf den Tod eines angeſtellten Beamten lauern, wie die Raben auf ein krankes Vieh. — Meiſtens ſind dies Leute, die in Europa Taugenichtſe waren, die nichts gelernt haben, und keine andre Verdienſte beſitzen, als gute Empfehlungen und Addreſſen, mit welchen ſie ſo lange ſich bei ihren Gönnern durch Kriechereien einſchmeicheln, bis ſie ein Aemtchen erhaſcht haben. — Mit ſolchen Menſchen werden dann die Stellen der Schreiber, Aufſeher, Verwalter, Faktore u. ſ. w. der geringeren Handelslogen beſetzt. Die Oberbefehlshaber und Räthe der beträchtlichern Niederlaſſungen erhalten ihre Ernennung unmittelbar aus Europa. Man darf aber deswegen nicht denken, daß dieſe Leute von beſſerm Schlage ſeyen, und daß man zu ſolchen Stellen Männer auswähle, welche ſich durch Talente, hervorſtechende gute Eigenſchaften, Menſchenliebe, oder genauere Kenntniß dieſer Länder und Völker, ſo wie der Angelegenheiten der Handelsgeſellſchaft auszeichnen; ach nein! Auf Alles dieſes nimmt man keine Rückſicht. Wenn ein Beamter nur nach dem alten Schlendrian die Geſchäfte zu führen weiß, ſo iſt Alles gut, und dies lernen ſie von einander wie das A. B. C. Das Hauptgeſchäft der Beamten beſteht darin, daß ſie die Landeseinwohner im Zaum halten, darüber wachen, daß ſie das aufgelegte drükkende Joch nicht abſchütteln, und ſie hindern, die Köpfe

aus dem Staube zu erheben, in den man ſie niedergebeugt hat. Dieſes zu verſehen, denkt man, iſt ein Leichtes, und um über ſo l che Völker zu herrſchen, dazu hält man jeden Europäer für gut genug. Man iſt daher auch nicht in Verlegenheit, wann die wichtigſten Stellen zu beſetzen ſind.

Aufgeblaſen von Eigenliebe und Stolz, beſeelt von Geldgierde und Herrſchſucht, und voll Vorurtheile gegen das Land und Volk, das er als Statthalter regieren ſoll, verläßt ein ſolcher angehender Deſpot ſein Vaterland. Er nimmt gewöhnlich einen Trupp junger Gäſte mit, Söhne oder nahe Anverwandte ſeiner Gönner, oder derjenigen, die ihm zu ſeiner Stelle verholfen haben, um ſie ſobald als möglich mit Reichthümern beladen, wieder nach Haus zurückzuſchicken. — Mit welchem Prunk und Aufwand wird dann ein ſolcher Mann in ſeiner Statthalterſchaft, gleich einem Monarchen empfangen! — Alles huldigt ihm, Alles kriecht vor ihm, Alles bezeugt ihm die tiefſte Unterwürfigkeit; ja man verehrt ihn beinahe wie einen Gott. Man überſtrömt ihn mit Lobſprüchen und Schmeicheleien, um ſich in ſeine Gunſt einzuſchleichen. Noch weniger werden Geſchenke vergeſſen; denn Geld iſt in Indien der erſte Abgott der Europäer, und Niemand getraut ſich, einem ſo vielvermögenden Herrn mit leeren Händen zu nähern. Die Befriedigung ſeiner Wünſche lacht ihm von allen Seiten entgegen! —

Doch, dies iſt noch nichts, gegen die Goldquellen, die ihm während ſeiner Regierung zu Gebote ſtehen!

Da iſt ihm Alles zinsbar; von Allem zieht er einen Antheil am Gewinne; Alles weiß er zu ſeinem Vortheile zu lenken. — Welche erſtaunliche Summen zieht er nicht von den höheren Beamten, die ihre Beute mit ihm theilen, damit er ſie in ihrem Raubgeſchäfte nicht ſtöre! Wie theuer verkauft er nicht alle erledigte Bedienungen! Und wie zahlreich und einträglich ſind ihm nicht die Erpreſſungen aller Art, die er an den armen Hinduern verübt! — Gelingt es ihm auf dieſe Weiſe nicht ſchnell genug ſich zu bereichern, o ſo weiß ein engliſcher Gouverneur ſogleich Rath zu ſchaffen; er überfällt mit ſeinen Truppen ein Paar Städte, um ſie auszuplündern; oder er unternimmt wohl gar einen Raubzug durch ganze Länder, ihre Fürſten mögen feindſelig geſinnt, oder neutral, oder gar Bundsgenoſſen der Britten ſeyn; dies hindert ihn nicht; denn er weiß immer mit ſeinen Räthen einen Vorwand zum Streite auszuſinnen.

Dazu kömmt dann noch das, was ein ſolcher Statthalter der Kompagnie abſtiehlt; was er ſich durch Alleinhandel mit den nöthigſten Handelsartikeln, ja ſogar mit Lebensmitteln erwirbt u. ſ. w. — Ich bin nicht im Stande hier alle die zahlloſen Mittel herzunennen, die einem ſolchen Tirannen und ſeinen Gehülfen zu ihrer Bereicherung zu Gebote ſtehen. Die Schelmſtreiche eines Cartouche ſind nur Kinderſpiele gegen die Diebereien und Betrügereien, die hier verübt werden!

Es iſt daher kein Wunder, daß ſolche Beamte in wenigen Jahren ſchon wieder, und ehe man daran dachte,

nach Europa zurückreiſen! Sie haben ſich vollgeſogen. — Andere, deren Golddurſt unerſättlich iſt, bleiben auf ihren bereichernden Stellen, bis ein Befehl der Direktoren oder der Tod ſie abruft, um Anderen Platz zu machen, die ſogleich bereit ſind, in die Fußſtapfen ihrer Vorgänger zu treten.

Vergebens hofft das unglückliche Volk bei jedem Regierungs-Antritt eines neuen General-Gouverneurs, Statthalters, Vicekönigs, und wie die großen und mächtigen Herren alle heißen, auf beſſere Zeiten und Erleichterung ſeiner unerträglichen Laſten; vergebens ſchmeichelt es ſich, doch ein Mal einen Menſchenfreund an ſeiner Spitze zu ſehen, der es aus den Klauen der zahlloſen Geier rettete, die es zerfleiſchen! — Welche thörichte Hoffnung! Wie? Ein ſo vornehmer Herr ſollte eine ſo weite Reiſe ohne großen Vortheil dabei zu beabſichtigen, unternehmen? Er ſollte ſein theueres Vaterland verlaſſen, um ſich des Wohls einer ſo verachteten, ſchwärzlichen Menſchenraſſe gegen ſeine Mitchriſten anzunehmen? Er ſollte ſeinem erſten Zwecke, ſich zu bereichern, zu Gunſten ſolcher dummen Heiden entſagen? — Welche Zumuthungen! —

Die Europäer in Indien glauben durchgehends, ſie hätten keine andre Pflicht auf ſich, als die Sorge für ihre Bereicherung. Sie ſind auch, wie man täglich hören kann, vollkommen überzeugt, daß ſie ſich an dieſen verachteten, heidniſchen Hinduern, die ſie kaum für halbe Menſchen halten, nicht verſündigen können, und damit entſchuldigen ſie dann die ſchreienden Unge-

rechtigkeiten, die ſie an dieſem unglücklichen Volke verüben. *) —

Man denke nun, wie der europäiſche Deſpot, der hier als Statthalter hauſet, dieſe Meinung zu ſeinem Vortheile benützt! — Wie wenig er Menſchenglück und Menſchenleben ſchont, um alle ſeine Leidenſchaften, beſonders ſeinen Golddurſt zu befriedigen! — Mir ekelt, dieſes Gemälde weiter auszumalen! — Ich ſetze nur hinzu: Was die Oberbefehlshaber im Großen thun, das ahmen die Unterbeamten im Kleinen nach. — Dieſes Erpreſſungs-Syſtem iſt auch nicht erſt in unſern Zeiten angenommen worden; es herrſchte ſchon in den erſten Zeiten ſeit der Ankunft der Europäer.

Im Gegentheile ſucht man in neueren Zeiten, allzuviel Aufſehen erregende große, allgemein empörende und zahlreiche Völkerſchaften betreffende, Gräuelthaten und Mordſcenen zu vermeiden, wie ſie vormals Statt fanden, — z. B. die auf Veranſtaltung der holländiſchen Regierung vollbrachte Ermordung von 30,000 Sineſen zu Batavia, und die durch des Ungeheuers

*) Haafner ſetzt hinzu, man dürfe ſich über dieſe Gewiſſenloſigkeit der Europäer gar nicht wundern, da es ſelbſt Geiſtliche gebe, welche aus der Bibel beweiſen wollen, die Hinduer ſeyen ein verworfenes Volk, auf welchem der Fluch Gottes ruhe, das zur Knechtſchaft beſtimmt ſey, und gegen welches, als gegen Teufels-Anbeter, die Chriſten keine Menſchenpflichten zu erfüllen hätten.

Der Red.

Lord Clive's teufliſche Hartherzigkeit veranlaßte Verhungerung von drei Millionen Menſchen in Bengalen. — Was aber die Unterdrückung, die Erpreſſung und das Ausſaugen der Hinduer, das Krieg- und Unruheſtiften, und Gegeneinanderhetzen der Fürſten unter ſcheinbaren Vorwänden betrift, darin geben die heutigen Europäer in Indien, ihren Vorgängern nichts nach; ja ſie übertreffen ſie noch in mancher Hinſicht. — —

Doch ich ſetze meinen Reiſebericht fort. So wie Hrr. Harcley abgereiſet war, zogen auch wir unſere Straße weiter; es mochte ungefähr fünf Uhr ſeyn, und der Tag begann ſchon ſich zu neigen, als wir in einer kleinen Schultri anlangten, wo ich meine Leute ſich ein wenig erfriſchen, und ſie ausruhen ließ. — Wir mochten etwa eine halbe Stunde daſelbſt geweſen ſeyn; als ich meinen Franciſco vermißte. Ich vermuthete nichts Uebels, und ließ ihn erſt herbeirufen, als ich wieder abreiſen wollte. Man ſuchte ihn, man rief ihm; Alles war vergebens; er war doch nicht hinter uns zurückgeblieben; wie groß war daher unſer Erſtaunen, als man uns endlich anzeigte, er liege in einem düſtern Winkel der Schultri, ſtöhne und ſeufze erbärmlich, und ſey unvermögend, aufzuſtehen.

Wirklich fanden wir ihn in einem jämmerlichen Zuſtande; er wälzte ſich vor Schmerzen in den Eingeweiden auf der Erde herum. Ich glaubte Anfangs, er habe ſich durch das friſche Waſſer, das er, ſo wie die Uebrigen in

die Hitze trank, erkältet; aber ich erfuhr nun von ihm ſelbſt, er habe aus Unvorſichtigkeit einige Nilamkai *) von einem Baume, der bei der Schultri ſtand, gepflückt und gegeſſen, indem er ſie für Jamblang oder Naguri-Palam hielt, welchen ſie ſehr ähnlich ſind.

So mußten mich und meine Geſellſchaft nun alle Trübſale treffen; Ich litt an den ſchröcklichen Folgen eines Schlangenbiſſes, mein Reiſegefährte war von dem veneriſchen Uebel geplagt, und nun hatte ſich mein Bedienter ſelbſt vergiftet!

Mir ward bange für ſein Leben. Er hatte die unerträglichſte Kolik und immerwährenden, aber vergeblichen Reiz zum Erbrechen. Ich wußte nicht, was ich hier thun ſollte. Ich wollte ihn in meinem Palankin in das nächſte Dorf ſchaffen laſſen; aber meine Kuli's weigerten ſich, Trotz aller Verſprechungen, ihn zu tragen, weil er ein Paria war, und ſie dadurch das Recht ihrer Kaſte verlieren würden. — Der arme Menſch, ſollte ich ihn hülflos zurücklaſſen? Das konnte ich nicht. — Man gab ihm Arrak und Oel zu trinken; aber ſein Zuſtand wurde dadurch nur ſchlimmer. Endlich fiel es mir noch zum Glücke bei, ihm laues Waſſer zu geben. Sogleich ward der Keſſel zum Feuer geſetzt, und bald konnte man dem Kranken dieſes Hülfsmittel reichen, das auch ſogleich ſeine gehörige Wirkung that.

*) Dieſe Baumfrucht iſt nur dann ſchädlich, wenn ſie roh genoſſen wird; getrocknet iſt ſie gut und ſchmackhaft.

Der Verf.

Francisco befand ſich hierauf wieder etwas beſſer; aber dennoch war er zu ſchwach, um uns zu folgen.

Inzwiſchen kamen zwei Reiſende, Mann und Frau in der Schultri an; ich bot ihnen ein Paar Rupien an, damit der eine von beiden in das nächſte Dorf liefe, um eine Dulie und Paria-Kuli's herbeizuholen, und der andere inzwiſchen bei dem Kranken bliebe, den ich mit dem nöthigen Reiſegelde verſah und ihn anwies, zu Paliakatta nach mir zu fragen, in der Hoffnung, daß er bald nachkommen würde.

Die beiden Reiſenden verſprachen, das Gehörige zu beſorgen und ich mußte, da ich Eile hatte, den guten Francisco unter ihrer Aufſicht zurücklaſſen.

Es war bereits ſpät und dunkel, als wir in dem Dorfe Kukanpuram ſtille hielten, um unſer Nachteſſen zu verzehren. — Hier mußte ich nun ſelbſt mein Koch ſeyn; denn meinen Francisco hatten wir krank zurücklaſſen müſſen, und von meinen Kuli's würde keiner um keinen Preiß unſere Töpfe angerührt haben. Doch ich hatte ſchon öfter meine Küche ſelbſt bedienen müſſen, und wußte mich alſo ſchon darein zu ſchicken. Ich machte auch wenig Umſtände; das ganze Traktament beſtand bloß in einem Eierkuchen mit Bananas, geröſtetem Karwaat und Pfefferwaſſer nebſt Reiß. Während ich dieſes zurichtete, machte mein Freund, wie gewöhnlich, Punſch. Wir aſſen und tranken vergnügt, denn nun hatte ich die zuverläſſige Hoffnung, meine

Hand

Hand nicht zu verlieren; auch legte ich jetzt ein friſches Pflaſter von der Salbe meiner Freundinn darauf. —

Nun wurde wieder aufgepackt; die Fackeln wurden angeſteckt; wir ſtiegen ein, und die Kuli's flogen luſtig mit uns davon; laut raſſelten die eiſernen Ringe an den Handſtöcken der Träger; ſie hatten mich fröhlicher geſehen, als bisher, und jetzt ſtimmte der ganze Trupp vereint ein Lied an, von welchem Buſch und Wald wiederhallten. — Ich ſchlief unter dem Geſange ein, und als ich Morgens erwachte, befand ich mich vor der Schultri von Tripelewalam.

Dieſes Dorf liegt auf einer Anhöhe, ſo daß wir Paliakatta deutlich vor uns liegen ſahen. Vorſätzlich blieb ich hier bis acht Uhr; wir zogen dann weiter und gegen 9 Uhr erreichten wir Manjewaka, einen Weiler mit einem der Ganga, Göttinn der Kinderpocken, geweihten Tempel, etwa eine Viertelſtunde von Paliakatta entfernt. Hier blieb ich, und ſchickte meinen Reiſegefährten mit ſeiner Dulie voran, um ſich nach dem Equipagen-Aufſeher Jan van Dyk zu erkundigen, der zu Sadras einer meiner beßten Freunde war; er hatte daſelbſt eben die Stelle bekleidet, die er jetzt in Palliakatta verſah; ich hatte ſchon lange keinen Brief mehr von ihm erhalten, und wußte nicht, ob er noch lebte, oder anderwärts hin gezogen ſey. Ich trug meinem Reiſegefährten auf, ihm, wenn er ihn träfe, meinen Zuſtand zu entdecken, und ihn zu fragen, ob er mich im Nothfalle auf ein Paar Tage beherbergen könne?

Da ich mich ſo nahe bei Palliakatta befand, ſo wollte ich doch den gedachten, und noch einige andre Freunde, die ich daſelbſt zu treffen hoffte, beſuchen, und zugleich auch den daſigen Ober-Chirurgus wegen meiner Hand um Rath fragen. Ich dachte, kann er mich nicht kuriren, ſo kann er mir doch wenigſtens den Finger abnehmen; denn mit den Engländern wollte ich nicht gerne viel zu thun haben; ich wollte dann nach der Operation noch ein Paar Tage zu Palliakatta bleiben, um gerade zu der Zeit in Madras einzutreffen, in welcher ich hoffte, daß auch Mamia daſelbſt anlangen würde, da mir die Daja verſprochen hatte, nirgends ſich unter Wegs aufzuhalten.

Ich hätte zu Palliakatta gar wohl bei dem Direktor Blaauwkamer, oder bei einem andern Bekannten unter den Beamten als Gaſt einkehren können und würde gewiß gut aufgenommen worden ſeyn; aber wegen meines krankhaften Zuſtandes wollte ich lieber bei meinem alten Freunde van Odyk herbergen; denn ich wußte, daß er und ſeine Frau mich wie ihren Sohn verpflegen, und mich auch nicht dem geringſten Zwange unterwerfen würden.

Es war noch keine halbe Stunde vorbei, ſo ſah ich meinen Reiſegefährten mit dem guten van Odyk zurückkommen. Der brave Mann fiel mir um den Hals und weinte vor Freuden. Wir hatten einander ſchon gar zu lange nicht geſehen! Wie herzlich beklagte er mich wegen meines Unglücks, und bot mir mit der

aufrichtigſten Gutmüthigkeit ſein Haus und alle Bequemlichkeiten an, die in ſeinem Vermögen ſtänden, auf ſo lange Zeit, als ich ſelbſt wünſchen würde.

Wir giengen hierauf mit einander in die Stadt. Unterwegs fragte ich ihn nach dem Namen und der Geſchicklichkeit des Ober-Chirurgus in dieſer Niederlaſſung. Himmel wie erſchrak ich, als er mir den Meiſter Pankrazius Haringa Meppe, vormaligen Obermeiſter zu Nagapatnam nannte! Von ſeiner Geſchicklichkeit konnte er mir, wie er ſagte, kein Zeugniß ablegen, da er für ſich und die Seinigen in Krankheitsfällen hinduiſche Aerzte zu Hülfe rufe. — „Es iſt wohl „möglich, ſetzte er lächelnd hinzu, daß Sie ihn beſſer „kennen, als ich, da Sie zu gleicher Zeit mit ihm zu „Nagapatnam gewohnt haben."

Wirklich kannte ich den Mann nur zu gut, und ärgerte mich nicht wenig, ihn wieder zu Palliakatta treffen zu müſſen; denn es war ein wahrhafter zweiter Meiſter Anderſon, und noch viel ſchlechter. Dennoch wollte ich es wagen, ihm im Nothfalle die Abnehmung meines Fingers anzuvertrauen. — Ich ließ mir ſeine Wohnung anzeigen, und mich ſogleich zu ihm bringen. Er empfieng mich, wider ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſehr höflich; ohne Zweifel, weil ich in einem Palankin zu ihm gekommen war.

Ich erzählte ihm mein gehabtes Unglück, wies ihm meinen Finger, und erbat mir ſein Gutachten über meinen Zuſtand.

Er zuckte die Achſeln, und ohne ein Wort zu ſagen, gieng er in ein Nebenzimmer, aus welchem er ein Käſtchen mit Inſtrumenten hervorbrachte, die er alle langſam, Stück für Stück vor mir auf einem Tiſche auskramte. Da waren Sägen, krumme Meſſer, Scheeren, Tourniquets, und wer weiß, wie viel noch Schneide = und andere ähnliche Werkzeuge. Ich ſah dem Spaße ruhig zu, und ſprach auch kein Wort.

Während deſſen, trat ſein Wundarzneigehülfe herein, ein Kerl, dem man die Unwiſſenheit in den Augen leſen konnte.

„Ihr kommt gerade recht, Geſelle, rief Meiſter „Meppe ihm zu; ich wollte eben nach Euch ſchicken, „damit Ihr mir Beiſtand leiſtet, denn da iſt eine Am„putation vorzunehmen. Ich denke, wir können die „Hand ſogleich an dem Gelenke abnehmen!“

„Dies, mein Herr, iſt auch meine Meinung!“ antwortete der Ignorant; nachdem er bloß einen flüchtigen Blick auf meine Hand geworfen hatte.

Das Blut ſtieg mir vor Schrecken ins Geſicht, und ich ärgerte mich gewaltig über die Gleichgültigkeit, mit welcher dieſe unwiſſenden Tröpfe das Todesurtheil über meine Hand ausſprachen. — Einen Finger hätte ich wohl daran gewagt; aber meine Hand ...... nein, die konnte ich in keinem Falle ſo leichtſinnig aufopfern! —

Ich erklärte ſogleich dem Quackſalber, daß ich mich dieſer unüberlegten Operation nicht unterwerfen würde, und daß ich mich ſehr wundere, wie er ohne lange

Bedenken und ohne vorher andere Mittel verſucht zu haben, ſogleich zu einer Amputation ſchreiten wolle.

Meiſter Meppe war über meine Widerſetzlichkeit und über mein Mißtrauen in ſeine hohe Weisheit ſehr entrüſtet, und ſagte mir in ſeinem gewöhnlichen barſchen Tone: Die Hand müſſe herab; denn der kalte Brand ſey darin; und fragte, ob ich dies beſſer verſtehen wolle, als er und ſein Gehülfe? Er ſetzte hinzu, es ſey kein Arzt in der Welt, der im Stande wäre, meine Hand noch zu retten, und darauf wolle er tauſend Pagoden wetten.

Ich eilte von ihm weg, indem ich ihm noch zuletzt ſagte, ich würde mir wenigſtens von ihm meine Hand nicht abnehmen laſſen.

Lieber würde ich in dieſem Falle mich einem hinduiſchen Koſſover (Töpfer) anvertraut haben, denn unter dieſen giebt es geſchickte Wundärzte. Ich hoffte aber in der großen Stadt Madras einen erfahrenen Mann zu finden, der mir helfen könnte. Einem unwiſſenden Quackſalber, wie Meppe, denn ich kannte ihn ſchon, konnte ich nicht mein Zutrauen ſchenken.

Dieſer Meppe, ein geborner Oſtfrieſe, gieng in ſeiner Jugend als dritter Wundarztgehülfe nach Indien, und wurde als ſolcher zu Nagapatnam angeſtellt, wo es im Hoſpitale an Chirurgen fehlte, weswegen er bald zweiter wurde. Er hatte nachher das Glück, ein ſchönes galantes Weib zu heurathen, und da er auf der Stirne nicht ähnlich war, ſo ſetzte er ſich dadurch

ſchnell bei dem Gouverneur Reinier van Vliſſingen in Gunſt, der ein Liebhaber von hübſchen Weibern war. Auf dieſem Wege gelang es ihm dann, trotz ſeiner Unerfahrenheit, Ober-Chirurgus zu werden.

Es iſt ſchrecklich, wie leichtſinnig man von Seiten der holländiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft, bei Beſetzung der Stellen der Wundärzte, ſowohl auf den Kompagnieſchiffen, als in den Niederlaſſungen verfuhr. Solcher Wichte, wie Meppe gab es nur zu viele, und ſolchen Ignoranten vertraute man das Leben der Matroſen und Soldaten, Kriegs- und Civilbeamten an! — Wie mancher Barbiers-Lehrburſche, der nichts als Bartſcheeren, Pflaſterſtreichen, Pillendrechſeln, Tränke kochen und dergleichen verſteht, geht als Wundarzt-Gehülfe zu Schiffe, und wird dann, der Anciennetät nach, Ober-Chirurgus, wenn er auch inzwiſchen nicht das Mindeſte weiter gelernt hat. — Ueberhaupt wurde ſehr wenig Sorge für die Leute im Dienſte der Kompagnie getragen, wann ſie krank wurden, auch die Hoſpitäler waren in ſchlechtem Zuſtande. Gewöhnlich fielen die meiſten Verpflegungskoſten der Kranken eines Hoſpitals in den Beutel des Oekonoms. —

Doch, genug hievon *)! — Ich kehre zu meiner eigenen Geſchichte zurück.

*) Unſer Verf. ſpricht ſehr weitläufig über dieſen Gegenſtand; es hat ſich aber ſeither ſehr Vieles geändert; die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie exiſtirt nicht mehr, und ein großer

Als ich von Meppe weggieng und zu meinem Freunde van Dyk kam, fand ich ſein ganzes Haus voll alter Bekannten, ſowohl von Nagapatnam als von Sadras. Die Nachricht von meiner Ankunft war bereits durch ganz Palliakatta verbreitet, und Jeder war begierig, mich zu ſehen.

Mein eingefallenes Geſicht, verurſacht durch die erlittenen Schmerzen und Angſt, durch die ſchlafloſen Nächte und die wenige Nahrung, die ich zu mir nahm, hatte mich beinahe unkenntlich gemacht. Meine Bekannten erſchraken, als ſie mich ſahen, und beklagten mich, beſonders als ſie Meppe's Ausſpruch hörten. — Wie freute ich mich, wieder unter ſo vielen alten Bekannten und guten Freunden zu ſeyn; doch machte mich wieder der Gedanke traurig, daß manche meiner alten Bekannten von Nagapatnam theils geſtorben theils in die weite Welt herum zerſtreut worden ſind, und daran waren allein die Engländer Schuld! O möchten doch dieſe Tyrannen bald auch in Indien von Ort zu Ort vertrieben, und ſelbſt des letzten Zufluchtsorts beraubt werden, wo ſie ſich vor dem Racheſchwerde der empörten Menſchheit verbergen könnten!

Man ſagte mir, Vater Templyn*) ſey ebenfalls zu

Theil ihres Handels und ihrer Beſitzungen iſt jetzt in den Händen der Engländer; deswegen wurde hier abgekürzt. D. Ueberſ.

*) Derſelbe, mit welchem ich die Reiſe zu Fuß quer durch Ceylan hindurch gemacht habe.

Palliakatta, und ich eilte, dieſen alten treuen Freund zu beſuchen, um ſo mehr, da ich hörte, daß er krank wäre. Ich kam gerade in dem Augenblicke zu ihm, als er ſich, troz ſeiner Krankheit, anzog, um, von herzlicher Freundſchaft getrieben, mich aufzuſuchen; denn er hatte auch von meiner Ankunft gehört.

Ach, wir hatten nicht gedacht, einander wieder in einem ſolchen Zuſtande anzutreffen! Die Umſtände meines Freundes waren nicht die beſten. Er hatte ſeine Familie zu Jaffanapatnam zurückgelaſſen, um in dieſem neuen Haupt-Komtoir, ſo wie vormals zu Nagapatnam, als Kieferei-Auſſeher angeſtellt zu werden. Aber nun wurde er zu ſeinem Unglücke krank, und was ſollte dann aus ſeiner Frau und Kindern werden, wenn er hier ſtürbe? — Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte; lange durfte ich mich nicht mit ihm unterhalten, da ihm das Sprechen Mühe machte; auch hatte ich zu wenig Zeit dazu. Ich nahm herzlichen Abſchied von ihm, und da ich hörte, daß es ihm an Gelde fehlte, gab ich ihm ſo viel, als er bedurfte, vergnügt, daß ich ihm doch einiger Maßen, die mir geleiſteten Freundſchafts-Dienſte vergelten konnte! —

Ich kehrte nun zu meinem lieben van Dyk zurück, wo ich fand, daß die guten Leute ein großes Gaſtmal, ſo viel es die Kürze der Zeit erlaubte, mir zu Ehren angeſtellt, und alle meine Bekannten dazu geladen hatten. Es war ein fröliches Mahl! — Meine Freunde wollten mich hier über Nacht behalten; aber

die Angſt trieb mich zu ſehr an, meine Reiſe nach Madras zu beſchleunigen. Die Anſtalten dazu wurden ſogleich nach Tiſche gemacht.

Ich hatte, ſo wie ich von Meppé zurückkam, vier Parriah-Kuli's mit einer Dulie nach Solampakam geſchickt, um meinen unglücklichen Francisco von dort abzuholen und zu meinem Freunde van Ohys zu bringen, welchem ich ihn beſtens empfohlen hatte, und wo er, falls er noch krank wäre, bleiben ſollte, bis ich ihn könnte nach Madras kommen laſſen.

Nun ſchied ich von meinen lieben guten Freunden, die von ſechs holländiſchen Komptoiren hier verſammelt, theils angeſtellt, theils brodlos waren; denn Palliakatta ſollte ein Haupt-Komptoir ſeyn und doch lag der Handel ganz darnieder! —

Palliakatta, eigentlich in malabariſcher Sprache Pulej-Kotta (d. h. altes Kaſtell) liegt unter 13 Gr., 22 Minuten Nördl. Breite, 5 Meilen nordwärts von Madras, auf einem dürren, ſalzigen Sandgrunde. — Das Kaſtell iſt im J. 1609 von den Holländern erbaut worden; es iſt ein regelmäßiges Viereck, mit einem Graben umgeben, den man trocken läßt, ob man ihn gleich mit Waſſer anfüllen könnte. — Es ſteht mitten in dem dazu gehörigen Dorfe, oder, wenn man will, Stadt, ſo daß die zunächſt liegenden Häuſer erſt abgebrochen werden müßten, wenn das Kaſtell ſich ſollte vertheidigen können.

Palliakatta und Nagapatnam ſind die einzigen holländiſchen Niederlaſſungen auf der Küſte Oriſſa

und Koromandel, deren Feſtungen von den Engländern im vorigen Kriege nicht ſind zerſtört worden; wahrſcheinlich dachten ſie damals ſchon, es werde ihnen durch den Frieden eine von beiden abgetreten werden müſſen. — Sie täuſchten ſich auch nicht; denn Nagapatnam, der Schlüſſel von Ceylan wurde ihnen zu Theil!

Nach dieſem Verluſte wurde Palliakatta zum Hauptkomtoire der Holländer auf dieſer Küſte gemacht. — Der Ort iſt wegen der hier verfertigten ſchönen Schnupftücher berühmt, die man ſonſt nirgends ſo fein, und ſo dauerhaft und ſchön von Farbe machen kann. — Man ahmt ſie zwar zu Madras nach; aber der Kenner kann ſie leicht unterſcheiden. — Auch werden in ganz Indien nicht ſo feine baumwollene Strümpfe geſtrickt, wie hier; zwanzig Paar von den feinſten koſten an Ort und Stelle 120 (holl.) Gulden und drüber. — Die Stadt hat auch Münzgerechtigkeit; es dürfen aber keine Rupien, ſondern nur Pagoden (zu 4 fl. 15 St. holl.) und Fanoms (der einfache zu 2½, der doppelte zu 5 Stüvers) geſchlagen werden. —

Es war ſchon vier Uhr Abends, als wir von Palliakatta abzogen, und folglich ſchon zu ſpäte, um noch vor Sonnenuntergang nach Madras zu gelangen, wo ich jedoch nicht bei Nacht eintreffen wollte. Ich ſetzte daher meine Reiſe bis Nachts gegen 9 Uhr bei Fackelſchein fort, und wir machten dann zu Tſchina-Marmelong Halt.

Dies iſt ein armes Fiſcherdorf dicht am Meere, mit einer kleinen alten Schultri, welche ſo ſehr mit Reiſenden angefüllt war, daß ſie, als meine Kuli's noch hinzukamen, zum Erſticken voll wurde. Bäume und Gebüſche, unter welche man ſich hätte lagern können, waren hier nicht zu finden; auch konnte man keine Baumfrüchte haben, wohl aber Reiß, und gute, friſche Fiſche, die mir ſehr willkommen waren.

Ich legte hier wieder ein anderes Pflaſter auf meine Hand; die Wunde eiterte noch immer fort und verurſachte mir zuweilen noch viele Schmerzen, die jedoch nicht ſo heftig waren, als die vorigen. Die Geſchwulſt war ein wenig gefallen und die Wunde ſah nicht mehr ſo übel aus. Ich legte mich nun mit dem tröſtlichen Gedanken, daß mein Elend jetzt bald zu Ende ſeyn würde, zur Ruhe nieder.

Sobald der Tag anbrach, machten wir uns wieder auf die Reiſe. Unſre Träger giengen nun ſo dicht an dem Geſtade des Meeres hin, daß die Wellen der Brandung bis unter mein Palankin ſpritzten; denn auf dem feuchten Sande konnten die Leute beſſer davon laufen.

Endlich zeigte ſich Madras meinen ſehnſuchtsvollen Blicken, in ſeiner ganzen Ausdehnung mit dem Monte oder St. Thomasberge.

Der Anblick dieſer Stadt erregte ſchmerzliche Erinnerungen in mir! Hier hatte ich vormals das Elend vieler Tauſende geſehen, die den Hungertod ſtarben; hier hatte ich ſelbſt ſehr Vieles erdulden müſſen! — Alle

dieſe Schreckensbilder ſtellten ſich meiner Fantaſie dar, und mit verbiſſner Wut im Herzen gegen die Engländer, die ſolcher Gräuelthaten fähig ſind, zog ich in die Stadt ein.

Sechster Abſchnitt.

Ankunft zu Madras. — Doktor Beiſſer. — Der König von Tidor. — Auch Etwas über die Miſſethaten der Holländer in Indien.

Es mag ungefähr zehen Uhr geweſen ſeyn, als wir zu Madras anlangten. Mein Reiſegefährte ſtieg in einer Herberge ab, an welcher wir vorbeikamen, und die ich ihm anwies; ſie wurde von einem Juden gehalten. Ich ließ mich in das Komtoir des Equipagenmeiſters Herrn Hall bringen, bei welchem mein biederer und getreuer Freund Frank, der mir nach der Eroberung von Sadras im J. 1801 ſo große Gefälligkeiten erwieſen hatte, Buchhalter war.

Der gute Mann erblaßte vor Schrecken, als er mich in einem ſo traurigen Zuſtande zu ihm kommen ſah. — Nachdem er mit innigſter Theilnahme die Erzählung von meinem Unglücksfalle angehört hatte, rief er mit Lebhaftigkeit aus;

„Wertheſter Freund, wie froh bin ich, daß dieſer „Unfall Sie gerade zu der Zeit betroffen hat, wo wir

„einen der geſchickteſten europäiſchen Aerzte in unſerer „Stadt haben. Es iſt ein Franzoſe, der erſt vor kur„zer Zeit von Ile-de-France hieher gekommen iſt. „Er thut Wunder; ſeine Kuren werden von Jedermann „angeſtaunt. Ich kenne ihn, und will Ihnen ein Brief„chen an ihn mitgeben; ich zweifle gar nicht an dem „glücklichen Erfolge ſeiner Kur.“

Er ſchrieb in der Eile einige Zeilen, und dann ſeinen Dobaſch herbei, dem er befahl, mich zu Herrn Beiſſer (ſo hieß der franzöſiſche Arzt) zu begleiten.

„Von da, ſagte der edelmüthige Freund, gehen „Sie dann ſogleich in mein Haus, wo ſie ein einge„richtetes Gaſtzimmer finden, und nach alter Gewohn„heit behandelt werden ſollen. Meine Frau wird er„freut ſeyn; ich will ihr ſogleich Ihre Ankunft zu wiſſen „thun laſſen.“

Zum Glücke fand ich den Herrn Beiſſer zu Hauſe. Ich übergab ihm das Briefchen von meinem Freunde Frank, und nachdem er es geleſen hatte, erzählte ich ihm meinen Vorfall, und wies ihm meine Hand.

Ich ſah, daß er den Mund verzog und die Augenbraunen runzelte. — „Das ſieht kläglich aus!“ war das Einzige, was er in franzöſiſcher Sprache ſagte; denn ich hatte ihn auch in dieſer Sprache angeredet.

Er legte auf der Stelle Hand an das Werk, reinigte die Wunde, brannte und ſchnitt das wilde Fleiſch

aus; nachdem er mir nun den Finger verbunden und ein Pflaſter auf die ganze Hand gelegt hatte, bat er mich zu ſitzen, und ließ Wein bringen.

„Mein Herr, ſagte er dann, Sie ſind noch ge„rade zu rechter Zeit zu mir gekommen; in drei bis „vier Tagen ſpäter wäre es um Ihre Hand geſchehen „geweſen; was den Finger betrifft, dieſer kann viel„leicht auch noch gerettet werden; darüber kann ich Ihnen „aber erſt morgen Gewißheit geben. — So wie ich „ſehe, hatte ſich der kalte Brand ſchon angeſetzt, aber „die köſtliche Salbe, die Sie aufliegen hatten, that ihm „Einhalt, und brachte wieder Leben und Gefühl in „Ihre Hand zurück. Von wem haben Sie dieſe Salbe? „Gewiß von keinem Chirurgus; denn dieſer würde „doch die Wunde zuerſt gereiniget haben. Laſſen Sie „mich, ich bitte Sie, die Salbe ein Mal ſehen. Sie „hat ohne Widerrede allein Ihre Hand gerettet, und „Sie ſind dem, der Ihnen dieſelbe gab, die höchſte Ver„pflichtung ſchuldig!“

Es war mir unmöglich, dem guten Manne auf der Stelle zu antworten; denn mein Herz wurde auf Ein Mal ſo ſehr von Gefühlen überſtürmt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte.

Endlich brach ich mit thränenden Augen — das Gefühl der Dankbarkeit hatte mich überwältigt — in folgende Worte aus: „Ach, mein Herr, ich habe den „letzten Ueberreſt von dieſer Salbe auf meine Hand „und Finger gethan; wie ſie zubereitet wird, iſt mir

„unbekannt; ein hinduiſcher Mönch, (ich wollte ihm „Mamia nicht nennen) den ich unter Wegs traf, hat „mir ſie gegeben; er hatte ſie für mich gemacht; ich „habe nichts mehr davon; auch iſt es nicht wahrſchein„lich, daß ich dieſen Mann jemals wieder treffen werde, „und überdies würde er mir wohl ſein Geheimniß nicht „geoffenbart haben.“ —

„Das iſt ärgerlich (erwiederte er)! Was wollte ich „nicht für das Recept geben! Wir haben noch nichts „von dieſer Art, das der Fäulniß ſo kräftig entgegen „wirkt. Inzwiſchen tröſten Sie ſich; (er ſah die Thrä„nen in meinen Augen glänzen) ich verſichere Sie noch„mals, Ihre Hand iſt jetzt außer Gefahr, und für „Ihren Finger iſt auch noch Hoffnung vorhanden!“

Ich hatte alſo die Erhaltung meiner Hand, und alles Glück meines Lebens allein der guten liebenswürdigen Mamia zu danken! Wer hätte dies denken ſollen? O wie ſehr ſehnte ich mich jetzt nach ihr, um ihr meinen herzlichſten Dank für dieſe Wohlthat abzuſtatten! Nie, nie werde ich dies vergeſſen!

Nachdem ich mich nun eine Zeitlang mit dem Arzte über die Begebenheiten meiner Reiſe unterhalten hatte; fragte er mich endlich nach meinem Namen. Ich nannte ihm denſelben.

„Wie, ſagte er, war Ihr Vater nicht aus Kol„mar (im obern Elſaſſe) gebürtig?“

Ich bejahte es.

„War nicht Ihr Großvater Bürgermeiſter in der„ſelben Stadt?“ —

Ich mußte es wieder bejahen.

Man urtheile nun von meinem Erſtaunen, als der Doktor plötzlich aufſtand, mir um den Hals fiel und ausrief: „Willkommen, lieber Vetter! Wie ſehr „freue ich mich, Sie in einem ſo fernen Lande glück„licher Weiſe anzutreffen! Ja, mein Lieber, wir ſind „nahe verwandt; denn Ihre Muhme war meine Schwie„germutter!“ —

Nun mußte ich auf der Stelle bei ihm einziehen, um unter ſeiner beſtändigen Aufſicht deſto ſchneller geheilt zu werden. Er hörte mich nicht lange darüber an, ſondern ſchrieb ſogleich ein Briefchen an Herrn Frank, und bald darauf ſah ich mein Reiſegepäcke zurückkommen, das ich bereits zu meinem Freunde geſchickt hatte.

Welch' ein wunderbares Schickſal fügte es, daß ich gerade in dem gefahrvollſten Zeitpunkte den geſchickteſten Arzt in ganz Indien, ja ich darf es ſagen, von ganz Europa hier antreffen, und in ihm einen nahen Verwandten finden mußte, der nun gewiß die möglichſte Sorge für meine Geneſung trug! — Dies that er auch. In Zeit von drei Tagen war mein Finger nicht nur außer aller Gefahr, ſondern auch 14 Tage darauf ſo vollkommen wieder hergeſtellt, daß ich ihn gleich den anderen Fingern gebrauchen konnte; bloß das Beinchen in dem vorderſten Gelenke deſſelben hatte herausgenommen werden müſſen.

Auch

Auch meinen Francisco ſtellte der geſchickte Mann völlig wieder her, den ich, wie oben geſagt, ſehr krank von dem Genuſſe giftiger Früchte hatte in einer kleinen Schultri zurücklaſſen müſſen.

Ich hatte meinem Freunde van Odyk zu Palliakatta ſogleich Nachricht von meinem Aufenthalte bei Doktor Beiſſer und zugleich den Auftrag gegeben, dem Quackſalber Meppe anzuzeigen, daß ich durch einen geſchickten Arzt vollkommen wieder hergeſtellt ſey, und nicht nur meine Hand, ſondern auch meinen Finger behalten habe. Ich würde ihm dies ſelbſt geſchrieben, und ihn mit Vorwürfen überhäuft haben; wenn ich nicht zum voraus gewußt hätte, daß dies bei einem ſo unwiſſenden und hochmüthigen Narren nichts fruchte.

Van Odyk antwortete mir, die Leute, die ich nach meinem Bedienten ausgeſchickt habe, um ihn abzuholen, ſeyen wieder zurückgekommen, ohne ihn zu finden; auch hätten ſie nicht erfahren können, wohin er gekommen ſey.

Es that mir äußerſt leid um den guten Burſchen und ich gab ihn bereits für verloren, als er ungefähr einen Monat hernach todtkrank in einer Dulie vor des Doktor Beiſſer's Haus gebracht wurde. Er war ſo ſchwach, daß er nicht ſtehen konnte; aber mein lieber, wohlerfahrner Vetter ſtellte ihn bald wieder ganz her.

Der Unglückliche erzählte mir, daß derjenige, den ich nach Gollapalam geſchickt hatte, um eine Dulie und Kuli's für ihn herbeizuholen, nichts mitgebracht habe, weil weder Paria's noch Dulie's in dem Dorfe zu finden wären; worauf Mann und Frau ihre Reiſe fortſetzten. — Der arme Francisco hatte die ganze Nacht, ohne Etwas zu eſſen oder zu trinken zu haben, unter den heftigſten Leibſchmerzen, die ſich wieder erneuert hatten, in der Schultri zugebracht; erſt am folgenden Tage gegen Mittag hatte die Kolik in ſo weit nachgelaſſen, daß er mit vieler Mühe ſich in ein anderes Dorf ſchleppen konnte, bei welchem, wie man ihm geſagt hatte, ſich eine Partſcherie *) befand. Er langte daſelbſt an, und eine alte Frau von ſeiner Kaſte nahm ihn in ihre Hütte auf. Drei Wochen lag er daſelbſt fieberkrank. Als ihn endlich das Fieber verließ, zog er in kurzen Märſchen nach Palliakatta, wo er ſich an meinen Freund van Odyk wandte, der ihn in ſein Haus aufnahm, und ihn bei ſich behalten wollte, bis er beſſer bei Kräften wäre; da ihn aber denſelben Tag das Fieber wieder heftiger als bisher befiel, ſo beſchloß mein Freund, da ich bei einem ſo geſchickten Arzte im

*) Das heißt ein Dörfchen der Paria's. Denn da die Paria's die unterſte und verachtetſte Kaſte der Hinduer ausmachen, ſo dürfen ſie nicht bei Anderen, ſondern müſſen außerhalb der Städte und Dörfer wohnen, wo ſie dann ihre Hütten zuſammen bauen, ſo daß ſie kleine Dörfer bilden.
D. Verf.

Hauſe war, ihn mir ſogleich in einer Dulie zuzuſchicken.

Auch Kapt. Huan fand hier ſeine Rettung. Er beſuchte mich am zweiten Tage nach unſerer Ankunft, und klagte mir ſeine Noth. Er hatte ſich wegen ſeiner Krankheit an drei engliſche Wundärzte gewandt, die ihm aber alle drei erklärten, es ſey mit ſeinem Uebel ſchon ſo weit gekommen, daß er auf keine andere Weiſe, als durch die Speichelkur geheilt werden könne. Dazu hatte er jedoch weder Luſt, noch Geld genug. — Dieſe, in den warmen Klimaten ſo gefährliche, Kurmethode, durch welche hier zwei Drittel der Patienten ihr Leben einbüßen, war damals ſowohl bei den engliſchen als holländiſchen Aerzten ſehr gebräuchlich.

Doktor Weiſſer beſaß ein ſpecifiſches Mittel gegen dieſe Krankheit, das eine bewundernswürdige Kraft äuſſerte. Er kurirte damit das auf den höchſten Grad geſtiegene, eingewurzeltſte, mit den gefährlichſten Symptomen vergeſellſchaftete veneriſche Uebel binnen fünf bis ſechs Wochen. Ich habe Wunder davon geſehen. Leute, welche ſchon mehrere Male die Speichelkur vergebens ausgeſtanden hatten, und abſcheulich entſtellt waren, heilte er in vorgedachter Zeit nicht nur vollkommen, ſondern, nach dem eigenen Zeugniſſe der Patienten, wurden ſie nachher auch geſünder, als ſie jemals vorher geweſen waren, und nahmen an Kräften zu; denn die Arzenei erſchlaffte den Magen nicht, ſondern ſtärkte ihn und erweckte Eßluſt; auch durfte der Kranke bei dieſer Kur gar keine

beſondere Diät beobachten; nur mußte er ſich vor Exceſſen hüten.

Man kann leicht denken, welch' einen Ruf dieſer Arzt ſich durch ein ſolches Heilmittel, ſowohl zu Madras, als in allen umliegenden engliſchen Niederlaſſungen erwarb! — von allen Seiten kamen Patienten herbei; der Wunderdoktor ward vom Morgen bis Abend nicht frei von Beſuchen; denn in einem ſolchen Lande, wie Indien, und beſonders unter den Engländern, die hier das zügelloſeſte und ausſchweifendeſte Leben führen, ſind veneriſche Krankheiten ſehr gemein, und dabei ſchwer zu heilen; auch fehlt es theils an geſchickten Aerzten; theils iſt die eingeführte Kurmethode allzu nachtheilig.

Das antiveneriſche Heilmittel des Doktor Beiſſer's beſtand in einem hellen, klaren Waſſer, das bloß einen etwas kupfrigen Geſchmack hatte. Der Patient mußte davon, ſogleich nach dem Eſſen, und noch bei Tiſche ſitzend, einen Eßlöffel voll einnehmen, und ein Glas Wein oder Punſch darauf trinken. Die gewöhnliche Kur erforderte nur eine Flaſche dieſes Waſſers; zwei derſelben waren bloß in den verzweifeltſten Fällen nöthig. — Mein Vetter geſtand mir im Vertrauen, daß ihm ſelbſt eine ſolche Flaſche Liqueur, wie er das Mittel nannte, nicht völlig zehn Stüver (6 Gr. 6½ Pf. ſächſ.) koſte; er verkaufte dieſelbe aber für zwölf Pagoden oder 60 holl. Gulden (= 32 Rthlr. 18 Ggr.) — Man bedenke nun, welch eine außerordentliche Summe Gel-

des dieſer Mann damit gewinnen mußte, da er im Durchſchnitte genommen jeden Tag wohl ein Duzend ſolcher Flaſchen verkaufte. Und überdies machten ihm reiche Engländer, welche durch dieſes Mittel geneſen waren, koſtbare Geſchenke in Geld und Juwelen. Mehrere Male wurden ihm auch von engliſchen Aerzten große Summen für dieſes Geheimniß angeboten. — Es reut mich gar ſehr, daß ich ihn nicht, um die Mittheilung deſſelben erſucht habe; ich glaube nicht, daß er mir es abgeſchlagen hätte, beſonders unter dem heiligen Angeloben von meiner Seite, es Niemand zu entdecken und nur im Nothfalle davon Gebrauch zu machen. *) — Welch' ein unerſchöpflicher Schatz iſt ein ſolches Geheimniß! Wahrſcheinlich iſt es mit Beiſſern begraben worden. — Ein großer Verluſt für die Menſchheit!

Ich brachte nun auch meinen Reiſegefährten Huau zu meinem lieben Doktor. Dieſer beſchenkte ihn mit einer Flaſche von ſeinem Wunderwirkenden Liqueur, und dadurch wurde der arme Mann in Zeit von vierzehn Tagen vollkommen wieder hergeſtellt.

*) Noch weit ſchicklicher hätte unſer Haafner ſich dieſes Geheimniß von ſeinem Vetter Beiſſer ausbitten können, wenn er ſich erboten hätte, ihm dagegen das Recept der von dem Doktor ſelbſt ſo ſehr bewunderten Salbe zu verſchaffen, welches ihm doch gewiß leicht geweſen wäre; denn die liebevolle Mamia, die ja bald zu ihm nach Madras kam, würde ihm warlich die Mittheilung deſſelben nicht verweigert haben. Haafner begieng alſo hier einen dop-

Kapt. Huau hatte ſeine bisherige Herberge bei dem Juden verlaſſen, und war in die Wohnung des Königs von Tidor *) gezogen, auf deſſen Inſel er ſich vormals einige Zeit aufgehalten hatte, den er perſönlich kannte, und den er ſehr verwundert war, in Madras anzutreffen.

Wie? der König von Tidor in Madras? O, ja, ſo unwahrſcheinlich dies auch ſeyn mag. Ich habe ſelbſt durch meinen Freund Huau Bekanntſchaft mit ihm gemacht, und einige Male in ſeiner Geſellſchaft einen Cigarro geraucht und Betel gekäuet.

Seine Geſchichte iſt folgende: Er hatte das Unglück gehabt, bei der hohen Regierung in Batavia in Ungnade zu fallen, weil er..... ſo unverſchämt geweſen war, ſich einigen neuen Quälereien und Bedrückungen, womit man ſeine armen Unterthanen heimſuchen wollte, zu widerſetzen. Dieſe hartnäckige Weigerung wurde, wie leicht zu erachten, für ein höchſt ſtrafbares Verbrechen erkannt. Es kamen noch andere Klagen hinzu; und um das Maaß ſeiner Verdammniß voll zu machen, beſchuldigte man ihn, er habe eine Verrätherei gegen die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie und ihre Diener angezettelt. Mehr bedurfte es nun nicht, um ſeinen Untergang zu beſchließen.

pelten, kaum verzeihlichen Fehler; doch vermuthlich im Liebestaumel.

Anm. des Ueb.

*) Eine von den Molukiſchen Inſeln.

D. Verf.

Man wußte den argloſen Fürſten durch Liſt aus ſeiner Inſel nach Batavia zu locken, unter dem Vorwande, wichtige Dinge mit ihm zu verhandeln. Er kam, und wurde ſogleich verhaftet; eilends machte man ihm den Proceß, warf ihn auf ein Retourſchiff der Kompagnie und verbannte ihn auf Lebenszeit auf das Vorgebirge der guten Hoffnung, fern von ſeiner Familie, ſeiner Frau, ſeinen Kindern und ſeinem armen Volke, dem man einen andern König gab, welcher geneigter war, der deſpotiſchen Regierung der Holländer zu gehorchen.

Das Schiff, auf welchem der verwieſene König an ſeinen Verbannungsort gebracht werden ſollte, wurde zu ſeinem Glücke unter Wegs, nebſt noch einigen andern Retourſchiffen der Kompagnie von der ihm begegnenden Flotte des Admirals Johnſton weggenommen, und ſo kam der nun befreite König von Tidor nach Madras, wo ihm die Engländer einen anſehnlichen Unterhalt gaben.

Allerdings hat dieſe Handlung bei dem erſten Anblicke den Schein einer ſehr edlen That. Ueberhaupt nehmen die Engländer in Indien ſehr gerne ſolche Fürſten in ihren Schutz, die von anderen Nationen verjagt oder mishandelt werden, und man kann ihnen wohl deßhalb das gebürende Lob nicht verſagen. — Wenn man aber die Sache näher betrachtet, wenn man aus Erfahrung weiß, daß ſie bei ſolchen edel ſcheinenden Handlungen immer unedle Nebenabſichten haben, daß ſie

dadurch andere Nationen herabzuwürdigen und verhaßt zu machen ſuchen, daß der Beiſtand, den ſie einem ſolchen Fürſten leiſten, nur ein Vorwand iſt, um ſich bei guter Gelegenheit in ſeinem Lande feſtzuſezen; daß ſie bei der Wiedereinſezung eines vertriebenen oder entthronten Fürſten ſich immer ein hübſches Stückchen ſeiner Beſizungen, als gerechte Belohnung ſchenken laſſen, und daß ſie unter der Maske der Beſchüzer und Freunde eines von ihnen begünſtigten Fürſten endlich ſeine Oberherren werden; wenn man dieſes weiß, ſo kann man für eine ſolche, vom Eigennuze geleitete Handlung wohl keine Achtung mehr haben.

So verfährt man in Indien mit den kleinen Königen und Fürſten, wenn ſie den Europäern ſich zu widerſezen wagen. — Geht man aber mit den afrikaniſchen Fürſten beſſer um? — Die Südaſiaten und Negern vermehren ſich zu ſchnell; ſie könnten am Ende ihren europäiſchen Herren über den Kopf wachſen, und darum räth dieſen eine teufliſche Politik, menſchenfreſſende Kriege zu unterhalten, und durch Schwerd oder Hunger die allzu zahlreich werdende Menſchenzahl in Zeiten zu vermindern.

Aus dieſem heilloſen Grunde wurde auch das chineſiſche Blutbad in Batavia, im J. 1740 unter dem holländiſchen General-Gouverneur Valkenier angeſtellt. Man nahm einige Diebereien herumſtreifender Chineſen zum Vorwande, um dieſe Koloniſten zu Batavia insgeheim einer verrätheriſchen Verſchwörung gegen die Hol-

länder anzuklagen, und ſie dann eben ſo insgeheim zu überfallen und zu ermorden. *)

Man verſichert, die Regierung in Holland habe nach erhaltener Nachricht von dieſer Gräuelthat, den Gouverneur zu Batavia dafür zur Strafe ziehen wollen; aber er ſey mit ſeinen Schätzen entflohen.

Siebenter Abſchnitt.

Fröhliches Wiederſehen. — Rückerinnerung an die Hungersnoth zu Madras. — Schilderung dieſer Stadt.

Bereits vierzehen Tage war ich in Madras, ohne die mindeſte Nachricht von Mamia, oder von ihrer Geſellſchaft erhalten zu haben. — Dieſes beunruhigte mich; denn die Daja hatte mir doch verſprochen, geradezu nach Madras zu wandern, ohne ſich unterwegs aufzuhalten.

Seit ich wußte, daß ich die Erhaltung meiner Hand allein der guten Mamia zu danken hatte, war mein Herz noch mehr für das treffliche Mädchen eingenommen, und ihr langes Ausbleiben ſchmerzte mich aufs empfindlichſte.

*) Die deklamatoriſche Schilderung, die unſer Verf. von dieſem Blutbade giebt, iſt hier weggelaſſen worden, weil die Geſchichte ſchon von mehreren Schriftſtellern erzählt worden iſt. Anm. des Ueb.

Ich gieng täglich zwei Male, um nach ihr zu fragen, zu meinem Freunde Frank, an welchen ich ſie gewieſen, und welchem ich meine ganze Liebesgeſchichte nebſt dem, was ich dem Mädchen aus Dankbarkeit ſchuldig war, erzählt, auch meinen Vorſatz mit ihr, als meiner Lebensgefährtinn, mich in dem Dorfe Ventapalam häuslich niederzulaſſen, entdeckt hatte.

Er war ſehr dawider, und rieth mir ernſtlich von meinem Vorhaben ab; er mißbilligte es, daß ich mich mit dem Mädchen in eine ernſtliche Verbindung einlaſſen, noch mehr aber, daß ich mich in einem Dorfe unter den Hinduern niederlaſſen wollte.

Ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben; denn er brachte ſehr triftige Gründe vor. Doch, mein Herz war ſchon zu ſehr verſtrickt, und mein von der Liebe beſtochener Verſtand ſagte mir: Mamia iſt keine gemeine, keine geborene Tänzerin, ſie iſt durch Unglück in dieſen niedrigen Stand gerathen, den zu verlaſſen, ihr heißeſter Wunsch iſt. Sie hat mich weder zu verführen, noch zu beſtehlen geſucht; ſie iſt ein edeldenkendes Mädchen, und — meine Retterinn! —

Mit ſolchen Gedanken, die ich auch meinem Freunde mittheilte, beſchäftigte ich mich, und blieb bei meinem Entſchluſſe.

Am 15ten Tage meines Aufenthalts zu Madras ſpeiſte ich Abends bei Herrn Antonio de Souza, dem wunderlichen Manne, bei welchem ich vormals

[illegible] geweſen war, *) zu Gaſt. Es war ſchon ſehr ſpäte, als ich nach Hauſe zurück kam. Man ſagte mir, es ſey Jemand da geweſen, der nach mir gefragt, und ſehr dringend mich zu ſprechen gewünſcht hätte. Er wolle am folgenden Morgen in aller Frühe unfehlbar wiederkommen; auch ſollte man mir ſagen, daß gewiſſe Perſonen von meiner Bekanntſchaft zu Madras angekommen wären.

Ich zweifelte nun nicht im Mindeſten, daß dieß nicht die Sutredarries wären, und war ſo ſehr darüber erfreut, daß ich die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte. — Kaum begann es zu tagen, ſo ſtand ich auf, kleidete mich eilends an, und erwartete mit größter Ungeduld den Boten; er blieb auch nicht lange aus, und ich erkannte ihn ſogleich für einen von den Juntries oder Muſikanten.

Er brachte mir Salam's (Grüſſe) von der Daja und der Mutteh (Jungfer) Mamia, welche mich zu ſehen wünſchten, und mich erſuchen ließen, ſie mit einem kurzen Beſuche zu beehren.

Ohne einen Augenblick zu ſäumen, gieng ich ſogleich mit ihm. Unter Wegs erzählte er mir, daß ſie alle am vorigen Abende angekommen wären, aber wegen ihrer Unbekanntſchaft in der Stadt ſich vor der Hand in ein Gehölze gelagert hätten. Die Daja

*) Ich habe in meiner frühern Reiſebeſchreibung deſſelben gedacht. Anm. d. Verf.

hatte ihn auf der Stelle mit meinem Addreszettelchen zu Herrn Frank geſchickt, der ihm ſodann durch einen ſeiner Leute meine Wohnung zeigen ließ.

Sobald wir in dem Gehölze ankamen, begab ich mich auf eine einſame Stelle in demſelben, und befahl dem Juntrie der Mamia meine Ankunft zu wiſſen zu thun. — Den Augenblick kam ſie mit der Daja herbei; mit ſchnellen Schritten näherte ſie ſich mir und in ihrem holden Geſichtchen war Freude und Entzücken deutlich zu leſen *)

Wir bewillkommten einander auf das zärtlichſte und ich erfreute die gute Mamia, als ich ſie verſicherte, ich hätte allein ihrer köſtlichen Salbe die Erhaltung nicht nur meines Fingers, ſondern auch meiner ganzen Hand zu danken.

Die Daja ſagte mir ſehr viel zum Lobe des guten Mädchens, und ſtellte es mir frei, ſie ſogleich von der Geſellſchaft weg und zu mir zu nehmen, oder überhaupt über ihr künftiges Schickſal zu entſcheiden, da ſie verſichert wäre, das liebe Kind würde bei mir glücklichere Tage verleben, als bei ihr.

Um beiden zu zeigen, wie ernſtlich und redlich ich es meinte, bat ich ſie, ſogleich mit mir zu gehen,

*) Die teütſchen Leſer werden es dem Ueberſetzer verzeihen, daß er hier das Detail dieſer verliebten Zuſammenkunft in wenig Worte zuſammengezogen, und die Reden der drei Perſonen, die ganz alltäglich romanhaft waren, weggelaſſen hat. D. Ueberſ.

und die Wohnung zu beſehen, die ich für die gute Mamia gemiethet hatte. — Dies geſchah, und die aus zwei Gemächern beſtehende Wohnung in dem Hauſe einer Wittwe hatte das Glück meiner Geliebten zu gefallen. Wir beſchloſſen, daß ſie nicht wieder zur Geſellſchaft zurückkehren, ſondern ſogleich hier bleiben, und die Daja ihre Kleider und Effekten ihr zuſchicken ſollte. — Ich gab ihr Geld zur Einrichtung ihrer kleinen Haushaltung, und ließ ihr durch meinen Dobaſch eine Aufwärterinn beſorgen.

So war ich Glücklicher nun in dem ungeſtörten Beſitze eines wahren weiblichen Engels von Geſtalt, Verſtand und Tugend.

Nachdem nun Alles in Ordnung gebracht war, nahm ich Abſchied von meiner Geliebten, mit dem Verſprechen, auf den Abend wieder zu kommen. Ich gieng mit der Daja fort, um ihr einige Straßen zu zeigen, in welchen ſie, meines Dafürhaltens, am leichteſten eine wohlfeile Wohnung finden würde.

Es war ſchon weit über Mittag, ehe ich alle dieſe Geſchäfte beendigt hatte, und nach Haus zurückkehrte.

Nun aber wieder von anderen Gegenſtänden.

Ich hatte bei meinem Vetter Beiſſer ein herrliches Leben. Er bewohnte ein großes Haus, hielt viele Bediente, Equipage und Palankin, und führte einen köſtlichen Tiſch. Alles war hier in Ueberfluß. —

Außer mir wohnten noch drei ſeiner Freunde bei ihm, nämlich die Herren Pinaud und Cockrel, Kaufleute von Isle-de-France, und Cartain, Offizier unter dem Regimente Meuron, das auf dem Kap lag; alle drei luſtige Brüder!

Ich gieng wenig aus; Madras war mir ein Gegenſtand des Abſcheus geworden; denn wohin ich meine Augen wandte, da fand ich Stoff zu Unwillen und Aerger. In den Geſichtern der Landeseingebornen glaubte ich ſelbſt noch innerliche Erbitterung oder tiefe Niedergeſchlagenheit zu leſen. Es ſchien mir, als ob ſie in jedem vorübergehenden Engländer den Mörder eines ihrer Verwandten ahneten. Doch, vielleicht verblendete mich mein tiefgewurzelter Haß gegen die britiſchen Tyrannen.

Die Rückerinnerung an die entſetzlichen Folgen der Hungersnoth, von welcher ich vormals hier Zeuge geweſen war, füllte meine Einbildungskraft mit lauter Schreckbildern an; vor meinen Augen ſah ich noch die halbverhungerten hohläugigen Menſchengerippe umherwandeln. — Ich ſah noch die Haufen von Todten und Sterbenden, die über einander lagen; in meinen Ohren erſchallte noch das Klagegeheul der Verhungernden; noch ſtellte mir der Spiegel meiner aufgereizten Fantaſie die empörenden Scenen wieder dar, vor welchen ich damals zurückgeſchaudert war; ich ſah die vom Hunger gepeinigten Hinduer wie Inſekten vor den Thürſchwellen der Engländer umherkriechen, und mit aufge-

hobenen Händen um einen Biſſen Eſſen flehen, während die Unmenſchen mit ihren Huren auf den Balkonen ſchwelgten, und den Heißhunger der Unglücklichen durch den Anblick ihrer üppigen Schmauſereien noch qualvoller machten! —

Sterben iſt nichts! Aber ſeine Gattinn, ſeine Kinder, ſeine Aeltern um ſich her vom Hunger gepeinigt, langſam hinſterben ſehen zu müſſen, das iſt mehr als ſterben!

Aber, wird man wohl fragen, war es denn ganz unmöglich, dieſen armen Hinduern einigen Beiſtand zu leiſten? — Gab man ſich denn gar keine Mühe, die Unglücklichen zu retten? — Waren denn ganz und gar keine Lebensmittel mehr in der Stadt zu bekommen?

O ja, es war alles zu haben, aber in außerordentlich hohen Preißen, welche die engliſchen Wucherer immer höher trieben. Die Magazine der oſtindiſchen Kompagnie und der engliſchen Privatkaufleute waren noch mit Getraide von allerlei Arten angefüllt, und gewiß war noch genug davon vorhanden, um doppelt ſo viele Menſchen, als damals zu Madras waren, eine lange Zeit hindurch zu ernähren. Wer Geld hatte, konnte um hohen Preiß alle Lebensmittel haben; wer keines hatte, der mußte verhungern. Dies war der Fall bei den armen Hinduern, die Alles verlaſſen hatten, um nach Madras zu flüchten, wo ſie Hülfe erwarteten, aber dafür den Tod fanden. Niemand kümmerte ſich um ſie; Niemand wurde von ihrem trau-

rigen Zuſtande gerührt; man machte auch nicht die mindeſten Anſtalten zur Rettung der Unglücklichen; mit Gleichgültigkeit ſah man Tauſende derſelben mit dem Hungertode kämpfen, und verzweiflungsvoll den Geiſt aufgeben. Mit der hartherzigſten Gefühlloſigkeit ſahen die Engländer dieſem empörenden Trauerſpiele zu, und ich fand unter allen kaltblütigen Zuſchauern, die vorübergiengen, keinen, in deſſen Mienen ich eine Spur von Rührung oder Mitleiden entdeckt hätte. — So betrugen ſich Engländer, eine Nation, der man in Europa ſo vielen Edelmuth zuſchreibt! —

Nur ein Paar Männer waren darunter, welche Gefühl äußerten; aber leider waren ſie nicht vermögend, dem Elende zu ſteuern! Am ſchönſten zeichnete ſich der wackre Willoughby aus, der Alles hingab, was er beſaß, und ſich in Schulden ſtürzte, um verhungernde Hinduer zu retten; aber er war nicht reich genug, um ſeine Hülfe allen Flehenden angedeihen zu laſſen, die täglich ſein Haus umlagerten! O wäre dieſer gefühlvolle wohlthätige Mann damals an der Stelle des hartherzigen, grauſamen Lord's Macartney,*)

*) Es iſt derſelbe Lord Macartney (Schwiegerſohn von Lord Bute) der nachmals als Großbrittanniſcher Geſandter nach China geſchickt worden, aber (dem Himmel ſey Dank!) unverrichteter Dinge wieder zurückgekommen iſt. Er kam im Jahre 1781 als Gouverneur nach Madras, um den Sir Thomas Rumbold, abzulöſen, welcher brave Mann innerhalb vier Jahren nur vier Millionen Pf. Sterl. zuſammengeſcharrt hatte, und dann nach England berufen wurde,

Gouverneur von Madras geweſen; gewiß würde dann kein Menſch verhungert ſeyn! *)

Doch genug davon! Ich will meinen Leſern jezt lieber eine kurze Beſchreibung von Madras mittheilen.

Dieſe Hauptſtadt **) der Engländer auf der Küſte Koromandel wird von den Landeseingebornen Tſchinepatnam, d. h. Stadt der Chineſer genannt; doch hat das Wort Tſchine in der Malabariſchen Sprache mancherlei Bedeutungen, z. B. klein, Zukker u. ſ. w. — Sie liegt unter dem 13ten Grade Nördl. Breite dicht am Meere, ungefähr 5 Meilen ſüdwärts von Palliakatta. — Im J. 1640 ließen ſich die Engländer hier nieder. Sie hatten Anfangs hier bloß eine Faktorei; als aber ihr Fort David im J. 1758 von den Franzoſen unter dem Gouverneur Lally zerſtört wurde, machten ſie aus Madras ihren Hauptniederlaſſungsplatz auf dieſer Küſte.

Der Boden, auf welchem dieſe Stadt erbaut wurde, iſt ſalzig, trocken und ſandig, ſo daß in demſelben we-

wurde, um ſich wegen ſeiner Erpreſſungen zu verantworten; aber es koſtete ihn weniger Mühe, als Geld, um frei geſprochen zu werden. Anm. d. Verf.

*) Ein Weiteres über dieſe Hungersnoth, ſo wie auch über die boshafte Vernichtung einer Proviantflotte, habe ich in der Beſchreibung meiner früheren Reiſe von Madras nach Ceylan erzählt. Der Verf.

**) Der Verf. bedient ſich des Ausdrucks: kapitale [illegible] (d. h. Haupt-Kaufſtadt.) Anm. d. Ueb.

nig: Reiß, grüne Gewächſe und Obſtbäume fortkommen; und das Wenige, was man von Pflanzenprodukten darin zieht, wird nur mit groſſer Mühe und vielen Koſten zur Reife gebracht. — Die Urſache davon iſt ein hinter der Stadt vorbeilaufendes Salzflüßchen, das alle ihm nahe gelegenen Süßwaſſerbrunnen verſchlingt oder verſtopft; daher muß man ſich hier mit Waſſer aus gegrabenen Brunnen oder Teichen behelfen, das trotz aller Sorgfalt, es ſtehen oder filtriren zu laſſen, doch dem Quellwaſſer in Hinſicht der Leichtigkeit, Friſche und Geſundheit weit nachſteht. *) —

Madras wird in die weiße und ſchwarze Stadt abgetheilt. Die weiße Stadt iſt eine ſtarke Feſtung, in welcher eine kleine, regelmäßig nach europäiſcher Art gebaute, Stadt eingeſchloſſen iſt. Sie liegt dicht am Meere und ſollte wohl eine lange Belagerung aushalten können. — In dieſer Feſtung iſt der Sitz der Regierung, der ſämmtlichen oberen und unteren Beamten der Kompagnie und die Wohnung vieler reichen Kaufleute. Man findet hier auch viele große Gewölbe und Kaufläden mit europäiſchen und anderen zum Theil ſehr koſtbaren Waaren. In dieſer Feſtung iſt eine hübſche Kirche; ferner ſind hier die Kaſernen u. ſ. w. Ueberhaupt etwa 4 bis 500 wohlgebaute Häuſer, ohne die Magazine und

*) Hr. Beſt ſagt zwar in ſeinen Briefen über Oſtindien, man finde zu Madras das beſte Waſſer auf dieſer Küſte; aber dies iſt ſo unwahr, daß ich beinahe daraus ſchlieſſen möchte, er ſey gar nie in Madras geweſen.

Der Verf.

Packhäuſer. — Die Wohnung des Gouverneurs beſteht aus zwei prächtigen Gebäuden. Vor demſelben liegt der ſchöne, große, viereckige Paradeplatz, Fortsquare genannt; auf demſelben, dem Gouvernementsgebäude gegenüber, ſteht ein anderes ſchönes Gebäude, das Rathhaus, in welchem alle öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden. Rings umher ſtehen die Kompagnie-Kontore oder Offiſen. Kurz, die Engländer haben ſich hier in jeder Rückſicht ſo ſehr feſtgeſetzt, als ob ſie noch Jahrhunderte da bleiben würden, welches jedoch Gott verhüten wolle! — Dieſe Feſtung hat den Beinamen St. Georg.

Die ſchwarze Stadt, welche durch eine große, breite Esplanade von der erſtgedachten Feſtung getrennt iſt, liegt um dieſelbe her, und enthält, außer vielen Engländern, meiſt Landeseingeborne, oder Malabaren, ferner Mohren oder Muhammedaner, Armenier, Meſtizen und Leute von verſchiedenen andern Völkerſchaften zu Einwohnern. — Im J. 1768 hat man dieſe vorher offene Stadt größten Theils mit einer Mauer umgeben, die mit Thürmchen beſetzt iſt, aber weder Graben noch bedeckten Weg hat, und bloß dazu dienen kann, die Stadt vor einem Ueberfalle zu ſichern. — Dieſe ſchwarze Stadt iſt zwar nicht regelmäßig gebaut, hat aber doch verſchiedene große und breite Straßen, vorzüglich in dem Theile, den die Malabaren bewohnen.

Außer der Unfruchtbarkeit des Bodens um die Stadt her, und dem Mangel an gutem trinkbaren Waſ-

ſer, hat dieſer anſehnliche Ort noch den ſehr bedeutenden Fehler, daß er keinen Haven, ja nicht ein Mal eine ſichere Rhede hat. Die Schiffe müſſen hier am Ufer, wie in offener See liegen, und überdies iſt an dieſer Küſte eine hohe und gefährliche Brandung, die bei dem geringſten anhaltenden Seewinde ſo ungeſtüm wird, daß die Rhede dann von Booten gar nicht befahren werden kann. — Die Wogen ſtürzen dann wütend über einander her, und brüllen wie Donner in der Ferne. Bei einem Sturme aus Oſten laufen die Schiffe die gröſste Gefahr zu ſcheitern. Wenn der Mouſſon ſich umſetzt, dann können keine große Schiffe auf dieſer Rhede bleiben, die Kriegsſchiffe müſſen dann zu Bombai überwintern; aber nicht nur Madras, ſondern auch die ganze Küſte von Balaſor an, hat keine gute Rhede, und die Schiffe liegen eben ſo unſicher, wie hier.

Darum waren die engliſchen Beſitzungen auf den Küſten von Orixa und Koromandel in der ſchlimmen Jahrszeit, wann die Kriegsflotte nach Bombai abgeſegelt war, den feindlichen Anfällen derjenigen bloß geſtellt, welche die Bai von Trinkonomale in Beſitz hatten; aber nun, da die Engländer nicht nur dieſe Bai, ſondern auch die ganze Küſte der Inſel Ceylan durch die Sorgloſigkeit der Holländer erhalten haben, nun iſt dieſe Gefahr nicht mehr vorhanden. — O der Verluſt von Ceylan iſt unerſetzlich! — Die Engländer ſcheinen den unſchätzbaren Werth dieſer Inſel beſſer gekannt zu haben, als die Holländer! —

Dach, wieder auf Madras zurück? — Die Häuſer der angeſehenen Engländer, der armeniſchen und portugieſiſchen Kaufleute ſind groß und geräumig, aus Quader= oder Feldſteinen erbaut und mit glänzend weißem Kalke übertüncht; ſie haben flache Dächer, auf welchen man herumſpazieren, und die Morgen= und Abendkühle genießen kann. Auch ſind ſie gewöhnlich mit Balkonen oder Galerien verſehen. Manche dieſer Balkone haben Zelte, unter welchen man das Frühſtück und Abendeſſen verzehrt. Dachböden und Keller haben dieſe Häuſer nicht. Das Erdgeſchoß wird ſelten oder wenigſtens nur von Bedienten oder Palankinträgern bewohnt. — Glasfenſter giebt es hier nicht, auch könnte man ſie wegen der Hitze nicht gebrauchen. In vornehmeren Häuſern hat man Jalouſieläden, in geringeren aber Gitterfenſter von geſpaltenem Schilfrohre (Rotang) geflochten. — Unter den reichen Kaufleuten in der ſchwarzen Stadt ſind viele Armenier, welche eine eigene Straße bewohnen, in welcher mehrere ſchöne Häuſer ſtehen. — Die Armenier ſind überhaupt erfahrne und ſchlaue Handelsleute; man findet wenige Arme unter ihnen; denn ſie unterſtützen und helfen einander fort, ſo gut ſie können. Es giebt Kaufleute unter denſelben, die einen ſehr ausgebreiteten Handel treiben. — Ihre Frauenzimmer ſind meiſtentheils ſchön und weiß; die verheuratheten Weiber müſſen Mund und Kinn mit einem Tuche verhalten, ſo daß man nur den obern Theil des Geſichtes ſehen kann; auch dürfen ſie ihre Haare nicht ſehen laſſen; mehrere tragen noch obendrein Schleier.

Die Häuſer der Malabaren und Mohren ſind alle nur einſtöckig und haben einen viereckigen Hof in der Mitte, um welchen, gleich einem Kloſter-Kreuzgange, ein Gang mit hölzernen Säulen umherläuft, welche ein Ziegeldach tragen, unter dem die Familie ſchläft. Zu beiden Seiten des Hofes ſind kleine, zehn bis zwölf Fuß ins Gevierte haltende Kammern, welche keine Fenſter haben, ſondern ihr Licht bloß durch die Thür empfangen; nur die hinterſte Kammer hat ein Rohrgitterfenſter. — Dieſe Kammern haben keine andere Verbindung mit einander, als durch den Säulengang. — Auf der Vorderſeite haben dieſe Häuſer auch ſolche auf Pfeilern ruhende Schirmdächer, welche hier ein ziemlich hohes Gemäuer bedecken, zwiſchen welchem man auf Stufen einen ſchmalen Eingang in das Haus hat; auf dieſem bankähnlichen Gemäuer ſitzen die Einwohner, kauen Betel oder rauchen Tabak und ſchöpfen dabei friſche Luft, leſen oder unterhalten ſich mit ihren Nachbaren und Freunden, oder halten auch wohl daſelbſt ihr Mittagsſchläfchen. Weiber trifft man niemals auf dieſen Bänken.

Die innere Einrichtung der malabarſchen Häuſer beweiſt deutlich, wie beſchränkt und einfach die Bedürfniſſe und die ganze Lebensweiſe dieſer Hindue r ſind. Kabinette, Schränke, Stühle, Tiſche, Spiegel, Leuchter u. ſ. w. findet man eben ſo wenig darin, als tauſenderlei Zierrathen und Geräthſchaften, welche die Europäer in ihren Häuſern und Zimmern haben, und die ihnen unentbehrlich geworden ſind. Alle ihre Haus-

geräthſchaften beſtehen in einigen Matten, auf welchen ſie ſchlafen und eſſen; einigen kupfernen Töpfen und Schalen, welche bei ihnen die Stelle aller Küchen- und Tiſchgeſchirre vertreten, und einer oder zwei Kiſten, worin ſie ihre Kleider, und was ſie von Werthe beſitzen, verwahren. Dies iſt ihr ganzer Hausrath.

Doch giebt es unter den vornehmſten Malabaren auch Einige, bei welchen man in ein Paar Zimmern Spiegel, Stühle und dergleichen findet, und die auch größere, nämlich zweiſtöckigen Häuſer, aber nach vorbeſchriebener Art, ebenfalls ohne Fenſter auf die Straße hinaus bewohnen. Ihre nach europäiſcher Sitte eingerichteten Mobilien haben ſie jedoch bloß zum Staate, und ſitzen, eſſen und ſchlafen, wie die übrigen, auf Matten auf dem Fußboden.

In den Häuſern der reichen Mohren oder Muhammedaner findet man mehrere Verzierungen und Bequemlichkeiten, ja ſogar orientaliſchen Luxus. Sie haben große Säle, in deren Mitte kleine Waſſerbecken mit beſtändig ſpringenden kleinen Springbrunnen angebracht ſind, um die Luft abzukühlen; der Fußboden oder das Eſtrich iſt mit Marmor und bunten Steinchen eingelegt, worüber ſchöne geblümte Matten ausgebreitet ſind, auf welche die koſtbaren perſiſchen Teppiche gelegt werden, auf denen ſie ſitzen. Längs der Wand hin ſteht eine Art von wenig über die Erde erhabenem Sopha, mit ſchönen Matratzen und Polſtern bedeckt, an welche die Sitzenden ſich mit dem Rücken lehnen, und

mit dem Ellnbogen ſtützen. Stühle und Tiſche haben die Mohren, ſo wie überhaupt die morgenländiſchen Völker nicht; denn ſie ſitzen alle mit kreuzweiſe geſchränkten Beinen, und ſind ſo ſehr daran gewöhnt, daß, wenn man einem Mohren oder Hinduer einen Stuhl zum Sitzen anbietet, er ſich dennoch mit gekreuzten Beinen auf denſelben niederhockt, und nie die Füße darüber herabhängen läßt, wie die Europäer.

Ferner giebt es in Madras mehrere, verſchiedenen Gottheiten geweihte hinduiſche Tempel; aber keiner darunter iſt antik, oder nach moderner Art ſchön gebaut. Auch ſind in dieſer großen Stadt, worüber ſich ſehr zu wundern iſt, nicht mehr als drei Schultri's, und auch dieſe ſind von gemeiner Art, klein und ſchlecht unterhalten. Der öffentlichen Badeteiche ſind auch nur wenige, und keiner derſelben iſt weder ausgemauert, noch hübſch.

Armenhäuſer, Hoſpitäler oder dergleichen milde Stiftungen für Nothleidende, Einheimiſche oder Reiſende, ſucht man ſowohl in Madras, als in jeder andern europäiſchen Stadt oder Niederlaſſung in ganz Indien vergebens. — Um die Landeseingebornen kümmert man ſich nicht weiter, als daß man ſie beſtens ausplündert. — Wollen ſie Chriſten werden, ſo ſteht es ihnen frei; um ſie dazu zu machen, ſchickt man ganze Heerden von Miſſionaren nach Indien; man tauft ſie, lehrt ſie Gebete plappern, und damit iſt's genug! Sie mögen

nun ſelbſt weiter für ſich ſorgen, darben und hungern; was geht das die Glaubensprediger an? *) —

Achter Abſchnitt.

Hiſtoriſche Notizen von Mahomed-Ali-Khan, Nabob von Karnatik. — Hyder-Ali-Khan und Tippu-Saheb.

Mahomed-Ali-Khan, Nabob von Karnatik, deſſen eigentliche Reſidenz Arkot oder Tritſchinapal iſt, wohnte in keiner von dieſen Städten, weil dieſelben, ſo wie er ſelbſt und die Engländer vorgeben, zu nahe an den Gränzen ſeines Erbfeindes, des (damaligen) Nabobs von Mäſſur liegen, ſondern in einem Pallaſte dicht bei dem Fort St. George (oder der weißen Stadt) am Meere; doch hat er auch ein großes Gebäude in der ſchwarzen Stadt (von Madras), wo ſein Serail (Harem, Senana oder Weiberhaus) iſt, und worin er ſich die meiſte Zeit aufhält. — Der Pallaſt ſeines zweiten Sohnes Omir iſt zu Schultriplän, ungefähr 3 engl. Meilen von der Stadt. Die

*) Daß dies, wenigſtens im Allgemeinen, zu viel geſagt iſt wiſſen die Leſer, welche auch den heutigen Zuſtand der katholiſchen Miſſionen in Indien aus Perrin's Voyage, und der proteſtantiſchen aus den letzten Miſſionsberichten aus Trankebar erſehen können.

Anm. d. Ueb.

ſer Omir iſt zugleich ſeines Vaters erſter Miniſter und wahrſcheinlicher Nachfolger; denn der älteſte und rechtmäßige Sohn wird für unklug, und folglich für unfähig zur Regierung gehalten. — Die Wahrheit aber iſt, daß dieſer Prinz es einſieht, daß ſein Vater ein Sklave und Tanzpuppe der Engländer iſt, und es ſich hat merken laſſen, daß er nicht ſo gutwillig das Joch der weißen Tyrannen tragen würde, und kein Freund derſelben iſt. Darum mußte er des Throns unwürdig erklärt werden.

Der Vater mag wohl eher nicht ganz richtig im Kopfe seyn, wie man aus ſeinem thörichten, unſinnigen Haſſe gegen Hyder-Ali-Khan erſieht; denn durch dieſen Haß hat er ſich ganz unglücklich gemacht. Er hat die Engländer immer zum Kriege gegen dieſen Fürſten aufgehetzt, und dadurch ſein Land zu Grunde gerichtet. Die Engländer, die nichts lieber thun, als auf Anderer Koſten Länder für ſich zu erobern, gaben in dem Zeitpunkte, der ihnen der ſchicklichſte ſchien, den Bitten des Nabobs von Karnatik nach, und bekriegten den Nabob von Maſſur, wobei ſie aber dem erſtern weiß machten, ſie führten ganz allein für ihn dieſen Krieg, und unter dem Vorwande, die Koſten beſtreiten zu können, erpreßten ſie ungeheure Summen von ihm, die er wieder ſeinem Lande abnahm; als er kein Geld zur Fortſetzung des Kriegs mehr hatte, noch ſeinen Unterthanen abdrücken konnte, und doch die Forderungen der Engländer befriedigen mußte, nahm er ſchwere Summen bei reichen Kaufleuten zu

Madras auf. Nachdem aber auch dieſer Brunnen erſchöpft war, ſah er ſich endlich genöthigt, ſein ganzes Staatsgebiet den Engländern zu verpfänden, die nun ihren Zweck erreicht haben, und dem karnatikſchen Fürſten einen ſchlechten Jahrgehalt geben, von welchem er kaum (nach ſeinem Stande) leben kann. Dies iſt die Folge ſeines unſinnigen Haſſes gegen Hyder-Ali-Khan! — Wäre er klug geweſen, ſo hätte er ſich mit dieſem tapfern Fürſten gegen den gemeinſchaftlichen Feind vereinigt, und die Sache würde dann ganz anders gegangen ſeyn! *) —

Hyder-Ali-Khan iſt mein Held, ich kann es nicht unterlaſſen, ſein Lob anzuſtimmen und ihn gegen ſeine Verläumder zu vertheidigen. Ich verehre ihn innigſt, nicht nur wegen ſeiner großen, außerordentlichen Talente und Eigenſchaften, ſondern auch, und zwar hauptſächlich wegen ſeines preiswürdigen Vorhabens,

*) Der hier gedachte Nabob von Karnatik oder Arkot, Namens Mahomed-Ali-Khan, iſt inzwiſchen geſtorben, und ihm folgte ſein zweiter Sohn Omdui ül Omrah Wallajeh Bahader, welcher im Jul. 1801 ſtarb, worauf ſtatt des rechtmäßigen Thronerben Ali Huſſein Khan Tajeh ül Omrah, ſein Vetter Ul Daulah Bahader von den Britten zum Nabob ernannt wurde; doch nur dem Titel nach; denn er mußte ſein ganzes Land an die Britten abtreten, wogegen dieſe ihm ein Fünftel der ſämmtlichen Staatseinkünfte ſeiner Nabobſchaft, jedoch mit mancherlei Abzügen, zu ſeinem Unterhalte anwieſen.

Anm. d. Red.

Indien von den raubſüchtigen Europäern zu befreien. *)

Sein Sohn und Nachfolger, Tippu Saheb, ein eben ſo braver und tapferer Fürſt, eben ſo edelmüthig, **) eben ſo feurig von dem menſchenfreundlichen Vorhaben beſeelt, Indien dem Joche ſeiner

*) Hyder, richtiger Heder-Ali's Haß traf eigentlich bloß die Engländer. Daß dieſer Fürſt wirklich ein großer Mann war, der, Trotz aller Verläumdungen der Engländer, die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen verdiente, kann ein Unparteiiſcher nicht läugnen; eben ſo muß man aber auch zugeben, daß er dabei große Fehler beſaß. M. ſ. was Papi, in ſeiner Reiſe nach Indien, im III. Bd. der neueſten Beiträge zur Kunde von Indien, und im XXXII. Bde. der Sprengel-Ehrmannſchen Bibliothek, S. 490 u. f. Le Goux de Flaix, (welcher ein Vertrauter von Hyder-Ali war, und eine Zeitlang an ſeinem Hofe lebte) T. I. p. 51 f. ſeines Essai sur l'Indoustan, und Sonnini in einem Zuſatze zur neuen Ausgabe von Sonnerat's Voyage etc. T. II. p. 188 u. f. über Hyder-Ali und ſeinen Sohn ſagen. Anm. d. Ueb.

**) Tippu Saheb hatte zwar von ſeinem Vater den bittern Haß gegen die Engländer geerbt, er war kriegeriſch und tapfer, aber er beſaß die Talente und die guten Eigenſchaften ſeines Vaters nicht; er war nicht edelmüthig, ſondern ein Tyrann und ein Geizhals, wie die vorgenannten unparteiiſchen Berichtgeber verſichern, und wie noch mehr aus den auf Aktenſtücken beruhenden Anekdoten von Tippu Saheb erhellet, welche Sonnini ſeiner gedachten Ausgabe von Sonnerat, T. II. p. 233. f. beigefügt hat. Anm. d. Ueb.

weißen Tyrannen zu entziehen, verdient nicht minder meine Hochachtung.

Die Lebensgeſchichte, Thaten und der Charakter dieſes unglücklichen Fürſten, und die Grundurſachen, die den Sturz des Mäſſuriſchen Reichs bewirkt haben, ſind noch wenig bekannt. Was man in Europa davon weiß, iſt größten Theils falſch, und nicht viel mehr, als was uns die Engländer in ihren vergifteten Schüſſeln aufgetiſcht haben. *)

Dieſe Engländer, die das Mäſſuriſche Reich **) erobert, ausgeplündert und vertheilt, die Schätze des unglücklichen Fürſten geraubt, und ſeinen überaus koſtbaren, mit Diamanten und anderen Edelſteinen reichlich geſchmückten Thron, als wäre er eine rechtmäßige Beute, auf eine ärgerliche und lächerliche Weiſe prahleriſch nach ihrem großen Raubneſte ***) in Europa geſchleppt ha-

*) Daß wir auch unparteiiſchere Nachrichten von Franzoſen und Anderen beſitzen, iſt ſchon aus vorſtehenden Anmerkungen des Ueberſetzers zu erſehen. Anm. d. Ueb.

**) Das Reich von Mäſſur oder Mahaſur gränzte weſtwärts an das Gebirge von Dalmacherny und an das Meer, ſüdlich an Travankor und Madura, nordwärts an Sunda und Wiſiapur, oſtwärts an Guntur und Ongola und beſtand aus den Landſchaften: Mahaſur, Bednur, Koimbatur, Kanarie (Kanara) und Dindigal; außer den vielen und anſehnlichen Eroberungen von Hyder-Ali. Anm. d. Verf.

***) Der Verfaſſer ſagt in ſeinem, gewiß nicht ganz gerechten Grimme: Groot roofnest. Der Ueberſetzer dolmetſchte

hen; dieſe allein ſind es, welche uns Nachrichten von dem Leben und den Thaten des Tippu Saheb, ſowie von dem traurigen Ausgange ſeines letzten Krieges mitgetheilt haben. *) — Es iſt daher ſehr begreiflich, daß alle dieſe Berichte höchſt parteiiſch ſind. — Man bedenke nur, wie die Engländer den Hyder-Ali, ihren geſchwornen Todfeind, als einen Wütrich, Bluthund und Geißel ſeiner Länder geſchildert haben. So nannten ihn die Engländer. Die blutdurſtige Hyäne beſchuldigt den edeln Löwen der Grauſamkeit! —

(Nachbeter, franzöſiſche und holländiſche Schriftſteller, ſchrieben, für Geld oder aus eigenem Antriebe, den Engländern dieſe Lügen über Indien's Angelegenheiten und Geſchichte treulich nach, und fügten ihren Uebersetzungen noch eine Menge Unwahrheiten bei, die ſie theils ſelbſt erdachten, theils aus parteiiſchen Reiſebeſchreibungen zogen. **)

Es iſt zu bedauern, daß der große Hyder-Ali noch keinen ſachkundigen, erfahrenen und unparteiiſchen Geſchichtſchreiber gefunden hat!

treu, ob er gleich dieſen gehäſſigen Ausdruck für ſehr übertrieben hält. Anm. d. Ueb.

*) Daß dies nicht ganz richtig iſt, bedarf keiner weitern Bemerkung. Anm. d. Ueb.

**) Die oben in der Anmerkung genannten Schriftſteller laſſen dem Hyder-Ali volle Gerechtigkeit widerfahren; auch iſt die Geſchichte ſeines Sohnes von Nicht-Engländern ſehr unparteiiſch, beſonders von Sonnini am angeführten Orte, geſchildert worden. Anm. d. Ueb.

Dieſer Fürſt war nichts weniger als ein Tyrann, ſondern ein Vater ſeiner Unterthanen; er übte Gerechtigkeit, war Alles umfaſſender und überblickender Selbſtherrſcher, mäßig, tapfer und klug. Er hatte ſeine Größe und Macht nur ſich ſelbſt zu danken, und wußte ſie mit Ehre zu behaupten. *)

Das große Vorhaben, Indien von den ſchändlichen Bedrückungen der Europäer zu befreien, war

*) Le Goux de Flaix, der die falſchen Nachrichten, welche die Engländer von dieſem großen Manne verbreiteten, Lügen ſtraft, und der ihn genau kannte, ſchildert ihn kürzlich, (Essai sur l'Indoustan, T. I. p. 32 und 33) mit folgenden Worten: „Seine Erziehung war gänzlich vernachläſſigt worden; er konnte weder leſen noch ſchreiben; denn noch ſprach er ſehr gut ſieben bis acht verſchiedene indiſche Sprachen; von der Natur allein begünſtigt, die ihn mit ihren ſchönſten Gaben ausgeſtattet hatte, ſchwang er ſich von der Stelle eines Naik (Befehlshabers eines kleinen Trupps Soldaten) zu der höchſten Stufe empor. Er regierte dreißig Jahre lang das Reich, das er ſeinen rechtmäßigen Königen entriſſen hatte, als Held und Staatsmann, allein unterſtützt von ſeiner Charakterſtärke, ſeinem Kopfe, ſeinem Scharfſinne und ſeiner Seelenſtärke, die allein ſchon hinreichend waren, ihn gleich einem Cäſar zu dem höchſten Range zu erheben, in welchem Lande und unter welchen Umſtänden er gelebt hätte, und wie groß auch die Hinderniſſe geweſen wären, die ſich ihm entgegen geſetzt hätten. Dieſer Mann war in jeder Hinſicht außerordentlich; ein eben ſo kluger Feldherr und Politiker, als weiſer und erfahrner Regent." — Man vergleiche damit, was Papi am oben angeführten Orte zum Lobe dieſes Fürſten ſagt.

D. Ueb.

ganz ſeiner würdig. Er war die Geißel der Engländer, auch zitterten ſie vor ſeinem bloßen Namen. [illegible] ſpäter, hätte er ſeinen großen Plan gewiß ausgeführt, aber der Tod verhinderte ihn daran; denn im Buche des Schickſals ſtand es geſchrieben, das Elend der Hinduer ſolle noch kein Ende nehmen!

Er ſtarb am 9ten December 1782 zu Arkot (Arkat), der Hauptſtadt von Karnatik, die er kurz vorher den Engländern entriſſen hatte, welche in ihm ihren furchtbarſten Feind verloren. Man will deutliche Beweiſe gefunden haben, daß er vergiftet worden ſey. O die Engländer! *) —

Und der unglückliche Tippu-Saheb, welch' ein ſchreckliches Beiſpiel des oft ſo traurigen Schickſals der Großen der Erde! — Gleich einem zweiten Hannibal hatte dieſer Fürſt ſeinem Vater unverſöhnlichen Haß gegen die Engländer auf den Koran geſchworen, und er brach den fürchterlichen Eid nicht! — Ach, er wurde ein Opfer deſſelben!

Während des Kriegs vom J. 1781 hatte Hyder-Ali-Khan, und nach deſſen Tode ſein Sohn mit den Franzoſen in Indien gegen die Engländer gemeinſchaftliche Sache gemacht, obgleich beide den Europäern

*) Sonnini berichtet (am angef. Orte p. 193) er ſey aus Verzweiflung, weil er ſeine Plane ſcheitern ſah, geſtorben. — Legoux-de-Flaix ſagt (am angef. Orte) Hyder-Ali ſey 82 Jahre alt geworden. Anm. d. Ueb.

über-

überhaupt nicht gewogen waren *). Nach einem beinah dreijährigen Kriege mit den Engländern, gerade in dem Augenblicke, in welchem die Engländer verſchiedene Schlachten und die Feſtung und Provinz Bednur wieder verlohren hatten, in welchem Oberſt Braithwait gänzlich geſchlagen, und Oberſt Matthews mit ſeinem ganzen Korps gefangen genommen war, ja in welchem die Engländer ſich ſchon in der größten Verlegenheit befanden, kam plötzlich die Nachricht von dem zwiſchen Frankreich und England (im J. 1783) geſchloſſenen Frieden in Indien an; die Franzoſen, die bei Tippu Saheb waren, erklärten nun, daß ſie nicht weiter gegen die Engländer fechten dürften; dieſer Fürſt war nicht mit in den Frieden eingeſchloſſen worden, und befand ſich nun ſeiner Seits auch in Verlegenheit; denn er war jetzt genöthigt, ebenfalls einen Frieden mit den Engländern zu ſchließen, in welchem der status quo ante bellum zur Grundlage angenommen werden mußte.

*) Aus der Geſchichtserzählung unſers Verfaſſers laſſen wir hier alle Einſeitigkeiten weg, und behalten nur das bei was mit anderen Berichten, beſonders mit der hiſtoriſchen Ueberſicht von Sonnini (am angef. Orte) verglichen zu werden verdient. Daß die Parteilichkeit des Verf. zu wei geht, erſehen die Leſer ſchon aus dieſem Auszuge obgleich das Auffallendſte daraus weggelaſſen iſt. Um die Anmerkungen nicht allzuſehr zu häufen, müſſen die weiteren Vergleichungen und Prüfungen der Angaben unſers Verf. d Leſern ſelbſt überlaſſen werden. Anm. d. Ue b

Tippu Saheb's Haß gegen die Engländer wurde dadurch nur verſtärkt, und eben darum unterdrückte er ſeine gerechte Empfindlichkeit über das unfreundſchaftliche Betragen der Franzoſen *), und ſuchte ſich enger an ſie anzuſchließen; er ſchickte im J. 1788 zu dem Ende Wäkils oder Geſandte nach Verſailles, die mit vielen Ehrenbezeugungen und großer Pracht empfangen, aber mit bloßen Verſprechungen abgeſpeiſet, wieder entlaſſen wurden.

Dieſe Gleichgültigkeit, mit welcher der franzöſiſche Hof die freundſchaftlichen Anerbietungen des tapfern Tippu Saheb abwies, war die Frucht engliſcher Intriguen. Würde er gehörig unterſtützt worden ſeyn, ſo wären die Engländer in Indien verloren geweſen. Da ſie aber ſahen, wie wenig Luſt Frankreich bezeigte, ſich in nähere Verbindung mit ihrem Erbfeinde einzulaſſen **) ſo ſchmiedeten ſie neue Plane gegen denſelben, und ſetzten alle ihre Hülfsmittel in Bewegung, um die Höfe von Punah (Hauptſtadt des Mahrattenſtaats) und von Hyder-Abad (Hauptſtadt des Ni-

*) Man erſieht aus den von Sonnini (Voyage de Sonnerat nouv. Ed. T. II. p. 185 et suiv.) mitgetheilten Aktenſtücken, wie wenig Tippu Saheb ein freundſchaftlicheres Betragen von Seiten der Franzoſen verdiente.
Anm. d. Ueb.

**) Im J. 1788 war Frankreich (die Revolution brach ja im J. 1789 aus) in einem ſolchen Zuſtande, daß es einem indiſchen Fürſten wenig Beiſtand leiſten konnte; denn es hatte mit ſich ſelbſt genug zu thun! Anm. des Ueb.

zam oder Königs von Golkonda) in ihr Intereſſe zu ziehen, um den argloſen Nabob von Mäſſur, ehe er ſich deſſen verſah, feindlich zu überfallen. Es gelang ihnen, und vereint mit den Mahratten und dem Nizam ſtürzten ſie nun auf Tippu-Saheb los, der einer ſolchen Macht nicht widerſtehen konnte, und zu dieſem Kriege noch nicht gehörig vorbereitet war. — Dennoch widerſetzte er ſich ihnen mit ſeiner gewöhnlichen Tapferkeit, und beinahe wäre es ihm gelungen, das ganze Korps von Cornwallis gefangen zu nehmen. Da er aber von ſeinen vereinigten Feinden auf allen Seiten angefallen wurde, ſo mußte er endlich einen nachtheiligen Frieden ſchließen, der ihm mehrere Opfer koſtete, und da die Engländer ſeinen tiefgewurzelten Haß gegen ſie kannten, und wohl wußten, daß er dieſen Frieden nur ſchloß, um Zeit zu gewinnen und bei guter Gelegenheit ihn wieder zu brechen, ſo zwangen ſie ihn, zwei von ſeinen Söhnen ihnen als Geiſeln zu überliefern.

Die Engländer haben ſich dieſer niederträchtigen Handlung ſo wenig geſchämt, daß ſie dieſelbe durch zwei Kupferſtiche verewigt haben, deren einer den Abſchied der Mutter von dieſen zwei Kindern darſtellt, die ſie nun ſo gut als dem Tode hingiebt, und der andere den ſtolzen Cornwallis abbildet, wie er die Kinder in Empfang nimmt! — Welch ein Herzeleid für den unglücklichen Fürſten!

Die Franzoſen konnten und wollten damals ihrem indiſchen Bundsgenoſſen nicht helfen, mit deſſen Beiſtand

allein ſie vermögend geweſen wären, den Engländern in Indien das Gegengewicht zu halten.

Verblendet von ſeinem Haſſe, und ohne die vorſichtige Klugheit ſeines Vaters zu beſitzen, ließ ſich Tippu Saheb aufs neue beifallen, mit Aufopferung ſeiner beiden Söhne, ſich zu einem Kriege gegen die Engländer vorzubereiten; ſo geheim er auch ſeine Rüſtungen hielt, ſo entgiengen ſie doch den wachſamen Augen der lauernden Engländer nicht, die ſich bald durch ihre Spione der Sache vergewiſſerten, und ihn dann, ehe er ſeine Kriegsrüſtungen beendigt hatte, mit ihren Verbündeten, den Mahratten und dem Nizam unverſehens überfielen. *)

Ohne mich weiter bei der Geſchichte dieſes für Indien ſo unglücklichen Krieges aufzuhalten, will ich nur anmerken, daß Tippu-Saheb beſiegt wurde, und ſich dann unvorſichtiger Weiſe in ſeine feſte Hauptſtadt Seringapatnam einſchloß, welche die Feinde mit Sturm eroberten, und wo man den unglücklichen

*) Umſtändlicher iſt dieſe Geſchichte in Sonnini's mehrgedachtem hiſtoriſchen Zuſatze zu ſeiner Ausgabe von Sonnerat's Reiſe erzählt. — Die Tagsgeſchichte meldete damals, daß ein von Isle-de-France abgegangenes franzöſiſches Schiff, das dem Tippu-Saheb die Nachricht von dem für ihn beſtimmten Beiſtande überbringen ſollte, in die Hände der Engländer gefallen ſey, die ſodann den Franzoſen zuvorkamen.

Der Ueb.

Fürſten ſelbſt bey einer Batterie, die er perſönlich vertheidigen half, todt fand. *)

Alle ſeine Länder fielen nun in die Hände ſeiner Feinde. Zwei Drittel derſelben wurden zwiſchen den Engländern und ihren Bundsgenoſſen, den Mahratten und dem Nizam vertheilt, und das letzte Drittel wurde unter dem Scheine einer gerechten Schadloshaltung einem (wirklichen oder vorgeblichen) Abkömmling des von Hyder-Ali enthronten Râjah von Maſſur, einem Kinde Namens Kiſtna, **) als Lehen, unter engliſchem Schutze zugetheilt. Damit aber die liebe, gute brittiſch-oſtindiſche Handels-Kompagnie und ihre wackeren Diener die Aufſicht über den jungen Fürſten und das Land nicht umſonſt führen, ſo iſt demſelben ein jährlicher Tribut von 30 Lack (3 Mill.) Rupien aufgelegt worden, wozu dann noch 8 Lack (800,000) Rupien zur Unterhaltung der engliſchen Truppen in dem Lande gekommen ſind, welches ungefähr ſo viel beträgt, als das ganze Land jährlich aufbringen kann. ***) — Seither haben die Engländer den Theil

*) M. ſ. die Abhandlung über Tippu-Saheb und ſein Reich im IV Bde. der Sprengelſchen Bibliothek der Reiſen ꝛc.
Der Ueb.

**) Kiſtna Raigs war damals (1799) fünf Jahre alt, folglich muß er jetzt erſt 15 Jahre haben.
D. Ueb.

***) Die Engländer ſelbſt ſchätzten bei der gedachten Theilung die jährl. Einkünfte des dem jungen Râjah von Maſſur zugetheilten Landes auf 4,122,228 Rupien; wenn nun

von Máſſur, der dem Nizam zugefallen war, an ſich zu bringen gewußt, und es wird ihnen wohl nicht an Mitteln fehlen, um auf irgend einem Wege einſt noch denjenigen Theil dazu zu erhalten, der den Mahratten abgetreten worden iſt. Was aber dem jungen Fürſten von Máſſur zugetheilt wurde *), iſt ſo gut als Eigenthum der Engländer zu betrachten; denn die Häuchler haben ihn, wie ſchon aus dem Vorgeſagten erhellt, nur zum Scheine, und um ſich das Anſehen der Großmuth zu geben, auf den Tron erhoben. — Man leſe nur den über die gedachte Theilung abgeſchloſſenen Vertrag **).

So fiel das Máſſur'ſche Reich, das ein wahrhaft großer Mann gegründet hatte! Für die Franzoſen war dies ein unerſetzlicher Verluſt; denn nun möchte es ihnen wohl beinahe unmöglich ſeyn, in Indien wieder ein Mal feſten Fuß zu faſſen. — Doch darf man nicht glauben,

3,800,000 Rupien davon abgezogen werden, ſo bleiben dem Fürſten nur [illegible],228 Rupien. — Der Antheil des Landes, den die Engländer ſogleich bei der Theilung für ſich behielten, trägt jährl. 1,395,888 Rupien; der damals dem Nizam zugefallene 1,821,000 und der Mahrattiſche Antheil 791,000 Rupien ein. Der Ueb.

*) Größe = 1190 Qu. M. Haupt- und Reſidenzſtadt Máſſur (Myſore) — Seringapatnam haben die Engländer für ſich behalten. Der Ueb.

**) Der Verf. theilt hier einen Auszug aus dieſem Vertrage mit, da derſelbe aber ſchon zu ſeiner Zeit in teutſchen Zeitſchriften erſchienen iſt, ſo muß er hier wegbleiben. Der Ueb.

daß die Engländer allein im Stande waren, das Mäſſurſche Reich durch die Gewalt der Waffen zu erobern. Ihre Bundsgenoſſen und die Hülfsmittel der Liſt und Verrätherei, die ſie dazu anwandten, thaten das meiſte dabei; denn auch Seringapatnam wurde nur durch Verräther erſtürmt, und Tippu-Sayeb von einem gedungenen Meuchelmörder ums Leben gebracht; dieſe Stadt wurde dann der Plünderung, und die Weiber des gefallenen Fürſten der Schändung Preiß gegeben.

Seit dieſer Zeit iſt der Uebermuth der Engländer in Indien auf den höchſten Grad geſtiegen; denn ihr furchtbarſter Feind iſt nicht mehr! — Doch ſind noch Fürſten genug in Indien, die den übermüthigen Britten die Spitze bieten können, und da die europäiſche Kriegskunſt täglich größere Fortſchritte in dieſem Lande macht, ſo dürfen die Engländer nicht ſo ganz ruhig in ihren geraubten Ländern ſeyn. Die indiſchen Fürſten fürchten die Gewalt der Waffen dieſer Europäer nicht, wohl aber ihre Verräthereien und Beſtechungen. — Dadurch und durch die Zwietracht, die ſie unter den verſchiedenen Regenten Indiens zu erwecken und zu nähren wiſſen, haben ſie ſich bisher noch aufrecht erhalten. — Aber wie lange kann dies dauern? Früh oder ſpät müſſen die getäuſchten Fürſten ihre Augen zu ihrem eigenen und dem allgemeinen Beſten öffnen, und dann iſt es um die brittiſchen Tyrannen in Indien geſchehen!

Sie ſind verloren, wenn die Mahrattenfürſten ein Mal ſich vereinigen, um mit geſammter Macht über ſie herzufallen!

Das Land der Mahratten erſtreckt ſich vom Kap Komorin auf der Südſpitze der weſtlichen indiſchen Halbinſel bis nordwärts an die Gränzen von Oſt-Perſien; auf der Oſtſeite wird es von dem Koralik, den nördlichen Circars und dem Lande des Subah von Dekan, Nizam al Mulak begränzt; doch zieht ſich die Provinz Kattak, die auch zum Mahrattenreiche gehört, bis an den bengaliſchen Meerbuſen. *) — Die natürliche Stärke und die unerſteiglichen Gebirge dieſes weit ausgedehnten Landes ſind der angebornen Tapferkeit der Einwohner zu Hülfe gekommen, um ihre Unabhängigkeit mitten in den verſchiedenen Umwälzungen und Unruhen, die in Hinduſtan Statt hatten, zu behaupten. — Dieſelben Umſtände ſind auch die Urſachen ihrer Raubſucht und ihrer unüberwindlichen Neigung zu den Waffen. — Bei dieſem kriegeriſchen Volke ſind noch jetzt die alten orientaliſchen Sitten, und beſonders die ausgedehnteſte und pünktlichſte Gaſtfreiheit üblich. —

Vor Zeiten waren alle mahrattiſche Stämme unter

*) Dieſe Angabe von dem Umfange des Mahrattenſtaates war ſchon vormals, und iſt jetzt noch unrichtig. Der Mahrattenſtaat erſtreckt ſich bei weitem nicht bis an das Kap Komorin, er begreift nur einen Theil der Weſtſeite der obern Halbinſel, und eine Strecke von Hinduſtan zuſammen etwa 26,000 Qu. M. Die Landſchaft Kattak oder Kuttak gehört jetzt den Britten. (M. ſ. Wahl's Erdbeſchreibung von Oſtindien, S. 982).

Anm. d. Ueb.

Einem Oberhaupte vereinigt, deſſen Reſidenz zu Sitterah und deſſen Titel Sa oder Ramdradſch war; aber durch innere und äuſſere Uneinigkeiten, wurden ſie in mehrere, unter einander unabhängige Staaten zertheilt. — Ihre geſammte Kriegsmacht beſteht in 300,000 Mann Reuterei und 100,000 Mann Fußvolk.

Der heutige Name dieſes Volkes wird von der vormaligen dekanſchen Provinz Mharat oder Marhat abgeleitet. *) — Sewadſchi war der Gründer der mahrattiſchen Macht, ein Mann von unbeſchränkter Herrſchſucht, gränzenloſem Unternehmungsgeiſte, unerſchütterlicher Beharrlichkeit und Tapferkeit, und großen militäriſchen Talenten, der ſein ganzes Leben hindurch allein der Macht des Aurengzebs widerſtand. Sein Sohn und Nachfolger Schumbdjeh trat in die Fußſtapfen des Vaters, und während ſeiner Regierung wurde der Mahrattenſtaat mächtiger und ausgebreiteter. Aber ſein Sohn Sahuje, ob er ſchon Anfangs glücklich regierte und auch in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger trat, wurde am Ende nachläſſig, ſtellte acht Oberbeamte oder Staatsminiſter an, welchen er die ganze Regierung anvertraute, und welche ſodann die Obergewalt unter ſich theilten, woraus eine unglückliche Vielherrſchaft entſprang. —

Auch der Nizam (Subah von Dekan, König

*) Andere leiten ihn von Maha Radſchah (d. h. großer Fürſt oder Kaiſer), dem alten Titel des Oberhaupts der Mahratten ab. Anm. d. Red.

von Golkonda) könnte den Britten gar leicht gefährlich werden, wenn er es nicht mit ihnen hielte *), ſo wie Schemen Schach, König von Kandahar (Oſt-Perſien) ihr geſchworner Feind, vor dem ſie zittern.**) Er iſt ein tapferer Mann und kann 200,000 auserleſene Reuter und halb ſo viel Infanteriſten ins Feld ſtellen. ***)

Würde nur ein Mal ein wirckſamer Angriff auf die brittiſche Macht in Indien geſchehen, ſo dürfte man gewiß ſeyn, daß alle aſiatiſche Völker, mit welchen ſie, als mit eben ſo vielen Feinden umringt iſt, über ſie herfallen und den tyranniſchen Koloß umſtürzen würden! O er muß doch endlich fallen, und ſein Ende wird kommen mit Schrecken! — Denn die Engländer haben es durch ihr Betragen ſo weit gebracht, daß ſie keinen einzigen wahren Freund in Indien mehr haben!

*) Er iſt jezt ſogar ihr Vaſall.
Anm. d. Ueb.

**) Jezt nicht mehr; denn dieſer unglückliche Monarch iſt ſeines Thrones und ſeines Geſichts beraubt worden; er regiert zwar jezt wieder in Geſellſchaft ſeines Bruders, ſeit der Uſurpator Schach Mahmud durch die Revolution vom Jahre 1804 geſtürzt wurde; aber ſein Reich iſt jezt zerſtückelt und allen Gräueln eines Bürgerkriegs ausgeſezt. (S. d. Allg. geogr. Ephem. 1809. XXVIII. Bd. S. 294). — Hr. Haafner ſcheint mit der neueſten Geſchichte Indiens nicht vertraut zu ſeyn. Anm. d. Ueb.

***) Jezt heißt es auch hier: Fuimus Troes! —
Anm. d. Ueb.

Alles kündigt in unſeren Zeiten den nahen Sturz der auf Gräuelthaten und Intriguen gegründeten brittiſchen Herrſchaft in Indien an. Er wird geſchehen, ehe man ſich deſſen verſieht, und plötzlich wird das ganze, für ſo dauerhaft gehaltene Gebäude zuſammenſtürzen, und unter ſeinen Trümmern werden die Engländer ein Grab finden, das ſie ſich ſelbſt gegraben haben! —

Neunter Abſchnitt.

Fernere Klagen über die Engländer in Indien. — Der Gouverneur Haſtings. — Der unglückliche Fürſt Nundokomar. — Unbeſtrafte Schandthaten. — Gleiche Mönche, gleiche Kappen.

Gewiß beſteht die brittiſche Macht in Indien nicht fünfzig Jahre mehr; Alles vereinigt ſich, um ihren Untergang allmälich herbeizuführen. Es wird den Engländern in Indien ergehen, wie mit ihren Kolonien in Nordamerika; ſie werden aus dem Lande gejagt werden, ehe ſie es vermuthen.

In Indien iſt ihr Zuſtand noch mißlicher und gefährlicher, als er vormals in Amerika war. Sie haben keinen Bundsgenoſſen mehr, auf deſſen Treue ſie ſich verlaſſen könnten, wenn ſie ſelbſt in Noth gerathen. Sie ſchweben wie ein Kahn auf offenem Meere, auf allen Seiten von himmelhoch heranſtürmenden Wogen umringt, die

ihn zu verſchlingen drohen. Sie ſind in Indien von höchſt ergrimmten Völkern umgeben, die, wie der hungrige Wolf auf das Lamm, nur auf den Augenblick lauern, in welchem ſie die verhaßten Tyrannen zermalmen können!

Bekanntlich beſteht die vorzüglichſte Kriegsmacht der indiſchen Britten in Sipajen (indiſchen Soldaten), die ſie in Hinſicht des Muths und der Tapferkeit weit übertreffen; dieſe werden gewiß ein Mal vereint gegen ihre Tyrannen aufſtehen, ſo wie es ſchon einzelne Regimenter derſelben thaten, nachdem ſie ihre engliſche Offiziere ermordet hatten, u. ſ. w. Die Waffen, die man ihnen reichte, und die Kriegskunſt, die man ſie lehrte, werden dieſe Miethlinge einſt zum Verderben der Deſpoten ihres Vaterlandes gebrauchen, und das kleine, von ihnen verlaſſene Häufchen, durch Ausſchweifungen entnervter Europäer wird zerſtieben, wie Spreu im Winde!

Was den glücklichen Zuſtand ihrer Beſitzungen in Indien betrifft, wovon die Engländer ſo viel Aufhebens machen, ſo beſteht derſelbe mehr im Scheine, als in der Wirklichkeit! — Im Gegentheile, Alles neigt ſich in den brittiſchen Niederlaſſungen zum Verfalle! — Auf Alles iſt der Stämpel der Erſchlaffung und der Erſchöpfung gedrückt, und doch heißt es immer in den Berichten, Alles ſey im blühendſten Zuſtande, Jedermann zufrieden und glücklich.

Das Elend, in welchem dieſe Länder ſchmachten, und die ſchröcklichen Folgen, die über kurz oder lang daraus entſpringen müſſen, ſind den Direktoren der engliſch-

oſtindiſchen Kompagnie in Europa mehr oder weniger bekannt; ſie wiſſen gar wohl, aus welchen Quellen ihre Beamten die Schätze ſchöpfen, die ſie bei ihrer Rückkehr mit nach England ſchleppen; ſie wiſſen, wie ſehr die indiſchen Völker gedrückt und ausgeſogen werden, und wie ſehr auch die Geſellſchaft ſelbſt beſtohlen wird; aber aus Nachläſſigkeit, Unerfahrenheit, Unvermögen zu helfen, und vorzüglich um des eigenen Vortheils willen, ſieht man ſolchen Blutigeln durch die Finger, und getraut ſich nicht, ſtrenge Maasregeln gegen die ſchreienden Misbräuche anzuwenden.

Man iſt auf den Einfall gekommen, die aus Indien mit Schätzen, die ſie in wenig Jahren dort einſammelten, beladen Zurückkehrenden, über die Erwerbungsart ihres Vermögens zur Rechenſchaft zu ziehen; aber dieſe Maasregel war ganz fruchtlos und von demſelben Werthe, wie die Verordnung der vormaligen holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie, kraft welcher die Beamten derſelben, jeden Monat einen Reinigungseid ablegen mußten, daß ſie den Vortheil der Kompagnie nicht verkürzt haben. — Um die Art, wie ſie die Unterthanen behandelten und drückten, kümmerte man ſich nicht. — Und was iſt ein Eid für Leute, die, in der Abſicht ihr Glück zu machen, nach Indien gehen und ihr Gewiſſen zu Hauſe laſſen!

Was die Engländer betrifft; ſo ſind alle die kleinen und ſchwachen Mittelchen, welche ihre Regierung angewendet hat, um den Erpreſſungen und Räubereien in jenen Ländern Einhalt zu thun, oder ſie wenigſtens zu

ſie heurathete, nachdem er ihren Mann durch eine große Summe (man ſagt, 100,000 Rupien) dahin vermocht hatte, daß er ſich von ihr ſcheiden ließ. Dieſer gieng dann mit ſeinem Gelde nach Europa zurück. *)

Welch ein Aufſehen erregte nicht die Anklage gegen dieſen, himmelſchreiender Verbrechen beſchuldigten vormaligen General-Gouverneur von Indien! Welche Koſten wurden aufgewandt, welche Vorbereitungen zu dieſem Prozeſſe gemacht!

Aber der Angeklagte ſowohl, als alle Sachkenner, wußten es zum voraus, daß es hier nicht darauf abgeſehen war, den Beſchuldigten zu einer, den ihm zur Laſt gelegten Verbrechen angemeſſenen, Strafe zu ziehen, ſondern ihn lediglich um ein Paar hunderttauſend Pfund Sterlinge leichter zu machen, und der Welt durch ein bloßes Gaukelſpiel weiß zu machen, man handhabe noch Recht und Billigkeit! —

Nichts deſto weniger traten Fox, Burke, Martin und Andere, als Ankläger gegen Haſtings auf, und legten ihre Beſchuldigungen, ſieben und vierzig an der Zahl, und lauter Kapitalverbrechen, dem Parla-

*) Nach anderen glaubwürdigen Berichten kaufte Haſtings ſeine nachmalige Frau einem Herrn von Imhof von Augsburg, bei dem ſie Maitreſſe war, und der ſie mit ſich nach England genommen hatte, ab.

Anm. d. Ned.

Parlamente vor. Es waren ſolche Gräuelthaten darunter, daß bei der öffentlichen Verleſung derſelben mehrere Frauenzimmer, die ſich unter den Zuhörern befanden, vor Entſetzen in Ohnmacht fielen.

Eine Menge anderer, minder wichtiger Miſſethaten und Vergehungen gegen die beſtehenden Geſetze, gegen Tugend, Ehre, Pflicht, Menſchheit und Gaſtfreiheit, worunter mehrere waren, die jeden Privat- oder gemeinen Mann unvermeidlich auf das Schaffot gebracht hätten, übergieng man mit Stillſchweigen, weil ſie in Betracht der 47 Hauptverbrechen keine Erwähnung zu verdienen ſchienen. Dieſe Hauptverbrechen waren bloß ſolche, bei welchen die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft ſelbſt mit ins Spiel kam, und die in ganz Indien allbekannt waren. Die geheimen Schandthaten des General-Gouverneurs, ſo wie die, welche er durch ſeine Gehülfen begehen ließ, ſind in tiefe Vergeſſenheit begraben, und werden wohl nie an das Tageslicht kommen.

Burke warf dem Angeklagten vor, er ſey mit Verbrechen von der erſten Größe beladen, und ſeine Amtsführung in Bengalen ſey eine entſetzliche Maſſe von Verdorbenheit und Bosheit! —

Er ließ ſich in eine weitläufige und ausführliche Darſtellung der unzähligen geheimen und öffentlichen Diebereien, Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten ein, die durch dieſen General-Gouverneur, ſeine Agenten und andere Beamte der Kompagnie verübt worden ſind.

Er ſchilderte mit den ſtärkſten Farben die Drangſale, welche die Landeseingebornen durch Plünderungen, Hungersnoth, Raub und Mord von den Engländern erlitten haben. Er tadelte und verwünſchte den allgemein bei ſolchen Handelsgeſellſchaften üblichen Gebrauch, Glücksritter und Abentheurer, die keine Luſt haben, in Europa ihr Brod auf eine ehrliche Art zu erwerben, nach Indien zu ſchicken. Er bediente ſich dabei der Ausdrücke: „Dieſe Verfahrungsweiſe ſey „gerade dieſelbe, als wenn man eine Heerde Wölfe „und Geier losließe, um unſchuldige Geſchöpfe auf„zufreſſen!“ —

Weiter ſagte er unter andern in ſeinen Beſchuldigungen gegen Haſtings und andere Oberbeamte in Indien: „Unter dem erdichteten Vorwande, der Nabob „Aſophal-Daulah ſey noch 789,828, der Nabob von „Arkot 968,012 und der Radſchah von Tanſchaur „158,250 Pfund Sterling der Kompagnie ſchuldig, „verheerten und verbrannten ſie Städte und Dörfer, „führten einen ſchändlichen Verwüſtungskrieg, morde„ten Weiber und Kinder oder ſchleppten ſie in die „Sklaverei, und luden dadurch den Fluch, den Ab„ſcheu und die Verachtung aller gefühlvollen Seelen „auf ſich!“ —

Insbeſondere beſchuldigte er den vormaligen Gouverneur Haſtings, er hätte den meiſten Befehlen, die er von den Direktoren aus Europa erhielt, entweder nicht gehorcht, oder ihnen geradezu entgegen ge-

handelt, und ſtellte eine lange Reihe von ſolchen verkehrt ausgeführten Befehlen auf.

— Doch, wie ſollte dies möglich geweſen ſeyn? Sollten die Direktoren der Kompagnie nicht Mittel genug gehabt haben, ſich Gehorſam zu verſchaffen? — Konnten Sie nicht, wie es ja auch zuletzt geſchehen iſt, den Widerſpenſtigen zurückberufen und zur Verantwortung ziehen? — Es kann nicht anders ſeyn, als ſie müſſen ihre ſtillſchweigende Zuſtimmung zu ſeinen Unterdrückungen und ungerechten Vergrößerungen in Indien gegeben, und die Befehle, welchen er zuwider handelte, nur zum Scheine erlaſſen haben. — Dieſes erreicht auch ſchon dadurch die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß ſie dieſen angeblichen Ungehorſam ſo viele Jahre lang ungeahndet hingehen ließen, und die Erpreſſungen und Räubereien, die an den Landeseingebornen verübt wurden, und die ſie zu misbilligen vorgaben, nicht nur nicht durch Erſatz des, im Namen und für Rechnung der Kompagnie Geraubten vergüteten, ſondern auch jetzt noch immer ſolche Verbrechen ungeſtraft laſſen.

Hat man je gehört, daß die engliſch-oſtindiſche Kompagnie jemals eine, von dem Ungeheuer, dem teufliſchen Böſewicht Clive und von der ganzen Reihe ſeiner tyranniſchen Nachfolger in ihrem Namen und zu ihrem Vortheile verübten, ſchreienden Ungerechtigkeiten auf irgend eine Weiſe wieder gut gemacht, oder den Mißhandelten Entſchädigungen bewilligt habe? — Hat ſie jemals

die widerrechtlicher Weiſe durch ihre Beamte den indiſchen Fürſten geraubten Schätze und Länder wieder zurückgegeben? Hat ſie jemals die von den Ihrigen an den unglücklichen Indiern verübten Grauſamkeiten beſtraft, um wenigſtens dieſen Völkern zu beweiſen, daß ſolche Schandthaten nicht mit ihrer Bewilligung geſchehen? — Wie kann man ſie denn nun von allem Antheile an der Schuld frei ſprechen? — Würden die Engländer in Indien nur Gerechtigkeit handhaben laſſen, ſo würden ſie unfehlbar den Einwohnern ihr Joch erleichtern und ihr ganzes Zutrauen gewinnen! —

Cheitſing, Radſchah von Benares, ein Fürſt von ausgezeichneten Tugenden, ein Vater ſeines Volks, wurde von Haſtings ohne allen Schein des Rechts, unter dem unwahrſcheinlichſten Vorwande, ſeines Throns beraubt. Aus Furcht vor geheimen Dolchen, Gifte oder ſchmählicher Gefangenſchaft ſah dieſer Fürſt ſich genöthigt, mit Zurücklaſſung ſeiner Familie und ſeiner Schätze in fremde Länder zu fliehen, und als ein Verbannter unſtät von einem Orte zum andern umher zu irren. — Haſtings hatte ſchon längſt ein gieriges Auge auf die Reichthümer dieſes Fürſten geworfen, und den Entſchluß gefaßt, das Land zu erobern, um ſich ihrer bemächtigen zu können. Dieſen Raubzug führte er auch im J. 1781 aus.

Das Parlament und die Direktoren der Kompagnie ſelbſt nannten dieſe That: ſchlecht, entehrend, unverantwortlich, grauſam, höchſt unpolitiſch

und ſchändlich! — Aber die Engländer waren den-
noch erfreut über den, auf dieſe ſchändliche Weiſe erhal-
tenen Gewinn der ſchönen, herrlichen Landſchaft Bena-
res und ihrer Diamantengruben, und dachten nicht
daran, ſie ihrem rechtmäßigen Beſitzer wieder zu geben.

Die Begums oder Prinzeſſinnen von Aud wur-
den von Haſtings auf die unerhörteſte Art gemißhan-
delt, aus dem Harem gejagt, und zu Fizabad in einen
ſchmutzigen Stall geſperrt, in welchem ſie vor Mangel
beinahe umkamen. Hunger und Durſt trieb dieſe Da-
men von ſo hohem Range, einen Verſuch zu wagen,
aus ihrem Gefängniſſe zu entwiſchen; er gelang ihnen,
und nun liefen ſie ohne Schleier, halbnackt, im Ange-
ſichte alles Volks, das in ihnen die Mutter, Weiber und
Töchter ihres geliebten Fürſten Sujah ül Däulah,
des zweiten Fürſten im hindoſtaniſchen Reiche erkannte,
dem öffentlichen Markte zu, um ſich einige Lebensmittel
zu verſchaffen. Sie waren ſchon ganz entkräftet und
abgezehrt vor Hunger. Engliſche Soldaten, mit ihren Of-
fizieren an der Spitze, fiengen die Flüchtlinge wieder auf
und trieben ſie dann mit Kolbenſtößen in ihr Gefängniß
zurück. — Dies thaten Engländer, die einen hohen
Rang unter den geſitteten Nationen behaupten wollen!

Alles dieſes geſchah auf des Gouverneurs Haſtings
Befehl, der dieſe Damen beſchuldigen ließ, ſie hätten
einen Aufſtand gegen die Engländer anſtiften wollen. —
Armſelige Erdichtung, deren Ungrund Jedermann in
die Augen fiel! — Indianiſche Weiber, die in einem

Harem (Senana) beiſammen verſchloſſen ſind, können wohl Klatſchereien machen, aber keinen Aufſtand anzetteln! — Der eigentliche Beweggrund war, Haſtings, dem Unerſättlichen lüſtete nach ihren Schätzen, die ſie noch beſaßen, und unter jenem elenden Vorwande raubte er ſie ihnen. Er hielt dieſe Damen über ein Jahr lang in harter Gefangenſchaft, in welcher die meiſten von ihnen ſtarben und die übrigen, die endlich entlaſſen wurden, blieben der höchſten Dürftigkeit und dem Elende Preis gegeben.

Die Geſchichte wurde in Europa bekannt. Was thaten die Engländer, um dieſen unglücklichen Frauenzimmern Gerechtigkeit und Entſchädigung zu verſchaffen? — Nichts! — Haſtings behielt das Geraubte; denn aus den Raubklauen der Engländer iſt nichts wieder zu erhalten — und der ganzen Sache wurde nicht weiter gedacht! —

Noch trauriger iſt die Geſchichte des unſchuldigen Fürſten Nundokomar, der als ein Opfer der Bosheit und der Rachſucht des verabſcheuungswürdigen Haſtings und ſeines nicht minder fluchwürdigen Gehülfen, des Fiskal-Advokaten Elojah Impey, an dem Galgen ſein Leben hingeben mußte! — Welche Gerechtigkeit hat man der tiefgebeugten Familie des unſchuldig hingerichteten Fürſten angedeihen laſſen? — Keine! —

— Die Gewaltthätigkeiten der Beamten der brittiſchen Kompagnie in Indien waren endlich zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, und die Klagen darüber wurden von

allen Seiten ſo laut, und ſo häufig, daß man in England ſchicklicher Weiſe doch nicht länger ſo ganz gleichgültig dabei bleiben konnte. — Das Parlament beſchloß daher einen hohen Gerichtshof zu Kalkutta in Bengalen zu errichten, welcher von dem Gouverneur (Hastings) völlig unabhängig ſeyn, den Bewohnern der Landſchaften Bengalen, Bahar und Orixa Recht ſprechen und zum Schutze gegen die Bedrückungen der Kompagnie-Beamten dienen ſollte, die von demſelben im nöthigen Falle zur Verantwortung gezogen werden durften.

Zum Oberrichter und Fiskal-Advokat bei dieſem neu errichteten Gerichtshofe wurde ein Mann, Namens Elojah Impey, vormaliger Advokat zu London, ernannt, ein ſchlimmer, durchtriebener Kauz, der die Ränke, Bosheiten und Schurkereien, mit welchen er angefüllt war, ſehr künſtlich unter der Maske der Frömmigkeit zu verbergen wußte. — Unter dieſen Umſtänden konnte es nicht fehlen, die ganze Rotte königliſcher Richter und hauptſächlich der ehrenwerthe Elojah Impey vor allen, mußte bald von Haſtings erkauft, an ſeinem Gängelbande ſeyn. So ward dann dieſer den Unterdrückten zum Zufluchtsorte beſtimmte Gerichtshof eine noch gröſſere Geiſel für das Land, als der General-Gouverneur ſelbſt, mit allen ſeinen Räthen, Agenten, Beamten und Dienern der Kompagnie! —

Einen empörenden Beweis davon giebt die ſchreckliche Geſchichte des erſtgedachten Fürſten, die ich hier kurz erzählen will.

Maha Radschah (d. h. Großfürst) Nundoko-mar, von Geburt ein Prinz und, als Oberhaupt der Bra-minen, ein in Bengalen in hohem Ansehen stehender Mann, und überdies ein Mann, der ſich durch ſeine Kenntniſſe und Tugenden auszeichnete, glaubte den Vorſpiegelungen des gedachten Gerichtshofes, der durch gedruckte Placate in hinduſtaniſcher, bengaliſcher, perſiſcher und anderen Sprachen allgemein bekannt machen ließ, daß er von dem Könige und dem Parlamente von Großbritannien errichtet und hieher nach Indien geſchickt worden ſey, um der Gewalt und der Tyrannei der Kompagnie-Beamten, von welchem Range ſie ſeyen, Schranken zu ſetzen, und die Beſchwerden jedes Nothleidenden anzuhören und darauf Recht zu ſprechen. — Der gute, aber unerfahrne Nundokomar glaubte dieſen Verſicherungen und ließ ſich von der Aufforderung, alle Klagen vor die Ohren dieſer höchſten Richter zu bringen, um ſo leichter hinreißen, als er ſchon längſt eine Gelegenheit ſich gewünſcht hatte, um die Niederträchtigkeiten, welche der General-Gouverneur an ſeinen unterdrückten Landsleuten verübte, der Welt vor Augen zu legen. Er wagte es, dieſen Mächtigen bei den noch als mächtiger angegebenen Richtern gerichtlich anzuklagen, und gegen denſelben eine zahlloſe Reihe von Beſchuldigungen, verübten Uebelthaten, Morden und Unterdrückungen vorzubringen, für welche er Gerechtigkeit und Entſchädigung im Namen des geſammten hinduſtaniſchen und bengaliſchen Volkes forderte.

Der unglückliche Nundokomar! Wozu machte er

hier diesen edeln Gebrauch von seinem Muthe und seiner Standhaftigkeit? War denn Niemand vorhanden, der ihm diesen unvorſichtigen Schritt widerrathen konnte? Niemand, der ihn belehrte, dieſer königliche Oberrichter und ſeine Amtsgenoſſen ſeyen nichts als ein Haufe niederträchtiger, beſtochener Schurken, die in Haſtings Solde ſtanden? —

Die kühne ſo unerwartete Anklage dieſes Nunbokomar brachte die Richter ſowohl, als den General-Gouverneur für den erſten Augenblick in große Beſtürzung, und nun blieb damals kein anderes Mittel übrig, als die Sache auf die lange Bank zu ſchieben, welches Elojah Impey auch ſo geſchickt einzurichten wußte, daß die Sache ſchlafen blieb, ohne daß man daran dachte, daß er den Gouverneur Haſtings begünſtigte. Inzwiſchen hatten dieſe beiden ſauberen Herren ein feines Mittel ausgeſonnen, um dem Kläger ſelbſt unmittelbar zu Leibe zu gehen; ſie beſchloſſen nämlich, nach langer Berathſchlagung, ihn wegen Verfertigung eines falſchen Wechſels anklagen zu laſſen, welche That er ſchon vor vielen Jahren begangen haben ſollte. Einige erkaufte Schurken traten mit dieſer Klage vor Gericht, und da ſie dieſelbe in Gegenwart des Angeklagten wiederholt hatten, ſo wurde er auf dieſe niederträchtige, unwahrhafte und grundloſe Beſchuldigung hin in Verhaft gebracht, und man verfuhr mit aller Strenge gegen ihn. Inzwiſchen blieb natürlich ſeine früher eingereichte Klage liegen.

Falſche Eide, falſche Zeugen, kurz, alle Maſchinerien

der boshafteſten Schurkerei wurden angewandt, um den Unglücklichen zu ſtürzen. Ob er gleich ſonnenklar bewies, daß dieſe Beſchuldigung gänzlich erlogen war; ſo wußte doch Haſtings die Sache mit ſeinem verruchten Fiskal-Advokaten Impey ſo zu drehen und zu wenden, daß der unſchuldige Nundokomar von dem heilloſen Gerichtshofe zum Galgen verurtheilt wurde. — —

Gott im Himmel! — War es möglich, eine ſolche offenbare Gräuelthat an einem unſchuldigen, edeldenkenden und ſo ſehr geehrten Manne ohne Scheu zu begehen! — Doch auf dieſe und ähnliche Art ſuchte Haſtings ſeine Feinde oder die, welche ihm gefährlich zu werden ſchienen, aus dem Wege zu räumen. Gift, Dolche und falſche Zeugen ſtanden ihm immer zu Gebote! —

Ganz Bengalen wußte, und war überzeugt, daß Nundokomar völlig unſchuldig war, und nur als Schlachtopfer der Rache des beleidigten Gouverneurs fallen mußte. Dieſes abſchreckende Beiſpiel that die erwünſchte Wirkung; Niemand getraute ſich mehr, den Mund zu einer Klage zu öffnen; Alles zitterte vor dem ſcheußlichen Gerichtshofe! — Man bedenke, welch' einen Eindruck dies auf die Hinduer machen, wie ſehr es ihren Groll gegen jene Tyrannen verſtärken mußte; da nach ihren Sitten ſchon ein gemeiner Bramin eine unverletzliche Perſon iſt, die weder am Leben geſtraft, noch verſtümmelt werden darf; geſchweige denn ein Oberhaupt der Braminen, ein Abkömmling aus uraltem Fürſtenſtamme, ein Mann, der wegen ſeiner hohen Tugenden geehrt und deſſen Unſchuld anerkannt war.

Auch dieſe entſetzlichen Anklagepunkte wußte Haſtings in ſeinem nachmaligen Verhöre ſehr geſchickt von ſich abzuwälzen, das nicht ſchuldig wurde über ihn ausgeſprochen, und er ſogar noch ſpäterhin (ſeiner langen Verdienſtes wegen) zum Pair von England gemacht.

—

Dies war auch kein Wunder. Dieſer Angeklagte war Beſitzer von Millionen; er hatte ſich auf mancherlei Weiſe viele und mächtige Freunde zu verſchaffen gewußt; auch hatte er die Beſitzungen der brittiſch-oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft beträchtlich vermehrt; wie konnte dieſe ihn denn ſinken laſſen? —

Auf dieſe Weiſe ſind die armen Indier der Raubſucht der Europäer Preis gegeben! — Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß nicht ähnliche Auftritte auch bei andern europäiſchen Nationen in Indien vorfallen, und daß nicht andere Europäer an der Stelle der Engländer eben ſo handeln würden, wie dieſe. Aber ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, ſind doch die übrigen Europäer heut zu Tage in Indien minder grauſam, minder unverſchämt, weil ſie nicht ſo leicht der ihnen drohenden Strafe entgehen können, und weil ſie auch weniger Egoismus haben, als die Engländer!

Zehnter Abſchnitt.

Meine Lebensweiſe zu Madras. — Die mißlungene Seereiſe. — Frauenliebe und Frauentreue. — Abreiſe von Madras. Nachricht von Dr. Beiſſer's ferneren Schickſalen.

So verdrüßlich mir auch zu einer anderen Zeit und unter anderen Umſtänden der Aufenthalt zu Madras, gegen welche Stadt ich eine tiefgewurzelte Abneigung hatte, geweſen ſeyn würde, ſo angenehm wurde er mir jetzt durch den Umgang mit meinen Freunden, und mit meiner Freundinn. Ich brachte hier meine Zeit ſo vergnügt und ſorgenlos hin, daß ich darüber meine Reiſe nach Süden und meine projektirte Anſiedelung zu Bentapalam beinahe vergaß! —

Vormittags begleitete ich gewöhnlich den Doktor Beiſſer zu ſeinen Patienten, und wann es eine Operation gab, ſo ſtellte ich dabei ſeinen Gehülfen vor, ſo daß Jedermann mich für ſeinen Lehrling oder einen angehenden Arzt hielt. — Hiebei hatte ich täglich Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit und die erſtaunliche Sicherheit ſeiner Hand zu bewundern. Er ſtach ohne Unterſchied Jungen und Alten den Staar, ſchnitt Steine und machte allerlei eben ſo gefährliche Operationen mit dem glücklichſten Erfolge. Beſonders iſt hier der Waſſerbruch (Hydrocele) ſehr gewöhnlich. Die Engländer wiſſen kein anderes Mittel dagegen, als das Abzapfen, welches jedoch nur ein Palliatif iſt; Doktor Beiſſer öffnete hingegen das

ganze Scrotum, nahm die Tunica vaginalis heraus, und heilte die Wunde mit Honig und Eſſig in kurzer Zeit wieder zu. Auf dieſe Art ward das Uebel radikal kurirt.

Zuweilen ſpeiſte ich bei Herrn de Souza, oder bei meinem Freunde Frank, auch wohl bei dem verbannten Könige von Tibor, der mich gerne bei ſich ſah, da er eine beſondere Neigung zu mir gefaßt hatte. — Nach dem Mittageſſen eilte ich jedes Mal ſogleich zu meiner Mamia, die mich immer mit innigſter Sehnſucht erwartete, und mich mit dem freundlichſten Geſichte und der herzlichſten Freundſchaft empfieng. Meine Liebe zu ihr war durch ihren Beſitz nicht erkaltet, ſondern noch glühender geworden. Sie gab mir die herrlichſten Beweiſe ihrer liebevollen Anhänglichkeit und Treue, und täglich entdeckte ich in ihrem vortrefflichen Charaktet und Betragen neue Reize und edle Züge. — Bei ihr trank ich gewöhnlich meinen Thee, den ich ſie machen gelehrt hatte; denn die Hinduer trinken weder Thee, noch Kaffee, noch Schokolade; ſie hatte ihn immer nebſt verſchiedenem Konfekt in Bereitſchaft, wenn ich Abends um 4 Uhr, dies war die gewöhnliche Zeit, zu ihr kam.

Zuweilen giengen wir auch, ſtatt Thee zu trinken, mit einander nach Marmelong, St. Thome, Weperi oder einem andern Dorfe, in der Nähe der Stadt ſpazieren; dann aber ließ ich meine Mamia eine Meſtizen-Frauenkleidung anziehen, die ich ihr zu dem Ende

Nun war es aber Zeit, auf meine Reiſe nach dem ſüdlichen Theile der Küſte von Koromandel zu denken; denn ich hatte zu Pondichery, Trankebar und Nagapatnam dringende Geſchäfte, und an allen dieſen Orten mußte ich mich doch einige Tage aufhalten. Es waren noch etwas über vier Wochen bis zur ſchlimmen Jahrszeit. Ich konnte nun, wenn ich nicht länger zögerte, noch vor dem Eintritte derſelben meine Hin- und Herreiſe vollenden, und dann die Regenzeit über in Madras bleiben.

Es war jetzt nur die Frage: Ob ich die Reiſe zur See in einem Schiffe, oder zu Lande in einem Palankine machen ſollte? — Ich war für die erſtere Art zu reiſen jetzt geneigt, weil es um dieſe Zeit nicht an Landesfahrzeugen, einfachen und doppelten Thonis fehlte, welche die Küſtenfahrt nach Süden machten; auch iſt die Reiſe minder koſtſpielig, obgleich nicht ſehr bequem; doch geht ſie ſchnell, wenn Wind und Wetter günſtig ſind; überdies kann man bei Nacht ſegeln, wenn der Schiffer ein erfahrner und beherzter Mann iſt.

Ich entſchloß mich, die Reiſe zu Waſſer zu machen, und fand auch zufälliger Weiſe einen Naikodda, welcher eine doppelte Thoni führte, die nach Trinkonomale gieng, doch aber auch zu Pondichery anhielt und in drei Tagen abfahren ſollte. Herr Frank rieth mir, dieſe Gelegenheit zu benützen, da ich keine beſſere finden würde, indem das Fahrzeug noch neu, und der Naikodda ein erfahrener, muthiger Mann war, wel-

chem

chem mich Herr Frank, dem er verpflichtet war, beſtens empfahl; er verſprach auch, mir alle Dienſte zu erweiſen, und wir waren wegen der Ueberfahrtskoſten bald mit einander einig. Ich nahm bloß einen kleinen Koffer mit mir, in welchen ich die nöthige Wäſche und andere Reiſegeräthſchaften einpakte. Mein übriges Gepäcke ließ ich bei Dr. Beiſſer zurück. Ich kaufte die für dieſe Fahrt nöthigen Lebensmittel und andre Bedürfniſſe, und begab mich mit denſelben und meinem Kofferchen am Nachmittage vor dem zur Abreiſe beſtimmten Morgen an Bord des Fahrzeugs, um auch zu ſehen, welchen Platz der Naikodda für mich darin aufbewahrt hatte, und ich hatte alle Urſache damit zufrieden zu ſeyn.

Außer mir wären noch andere Paſſagiere in dem Fahrzeuge, nämlich einige ſchwarze portugieſiſche Weiber oder Topaſies, ein Paar muhammedaniſche Kaufleute und ein Molla oder muhammedaniſcher Prieſter. Ich war froh, dieſe Geſellſchaft anzutreffen; denn nun konnte ich mir doch die Zeit mit Schwatzen vertreiben.

Der Naikodda ſagte mir, daß er unfehlbar am folgenden Morgen gegen ſechs Uhr abſegeln würde, und bat mich daher, ſogleich an Bord zu bleiben, damit ich die Stunde der Abfahrt nicht verſäumte. — Dies hätte ich aber um keinen Preiß gethan; denn ich hatte von meiner Mamia noch nicht Abſchied genommen, und überdies hätte ich noch Verſchiedenes zu beſor-

gen. Ich verſprach jedoch zur beſtimmten Zeit an Bord zu ſeyn.

Ich hatte dem guten Mädchen zwar ſchon von meiner Abreiſe geſprochen; allein daß ſie ſo nahe ſey, wuſte ſie nicht; denn ich hatte ſie nicht zu frühe betrüben wollen. Meine Anzeige von derſelben überraſchte ſie daher gar ſehr; noch mehr aber ward die liebe Mamia betrübt, als ſie hörte, daß ich die Reiſe zur See machen wollte. Dagegen eiferte ſie ungemein; ſie wollte durchaus nicht, daß ich mich den falſchen Fluten des wilden Meeres anvertrauen ſollte, und, da ſie ſah, daß ich nicht davon abzubringen war, ſo bat, ja beſchwor ſie mich, ſie wenigſtens mitzunehmen, damit ſie nicht zu Hauſe in beſtändigem Kummer leben, und bei jedem Winde, der ſich erhöbe, um meinetwillen in Todesangſt ſchweben müßte. Sie begleitete ihre Reden mit einer Thränenflut, die mich innigſt rührte; aber ich konnte hierin nicht nachgeben; ich beruhigte ſie, ſoviel ich es vermochte, und verſprach ihr, die Rückreiſe zu Lande zu machen. Sie ſchien dadurch etwas getröſtet zu ſeyn. — Ich gab ihr hinreichend Geld, um während meiner Abweſenheit davon leben zu können, und überdies wies ich ſie an meinen Freund Frank, der ihr in jedem Nothfalle Beiſtand leiſten, ihr auch von Zeit zu Zeit Briefe oder wenigſtens Nachricht von mir geben würde.

Ich hatte abſichtlich ſie nicht mit Dr. Beiſſer oder den Herren, die bei ihm wohnten, in Bekanntſchaft bringen wollen; nicht aus Eiferſucht; denn auf ihre

Treue konnte ich mich verlaſſen; ſondern um mancherlei Angelegenheiten und Verdrüßlichkeiten auszuweichen, die auch meiner Mamia ſehr läſtig würden geweſen ſeyn.

Ich empfahl das gute Mädchen ganz insbeſondere der Sorgfalt ihrer Hauswirthin, und nahm dann den zärtlichſten Abſchied von ihr.

Nachdem ich nun noch verſchiedene Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und von Herrn Frank, ſo wie von meinen übrigen Freunden in Madras Abſchied genommen hatte, kehrte ich nach Hauſe zurück, wo Dr. Beiſſer und ſeine Freunde ſchon mit dem Abſchiedsſchmauſe auf mich warteten. — Wir brachten beinahe die ganze Nacht in Fröhlichkeit bei Tiſche und bei der Flaſche hin; ſo daß am Ende alle benebelt, und genöthigt waren, ſich zu Bette zu legen, ſtatt mich, wie ſie ſich vorgenommen hatten, insgeſammt an Bord zu begleiten. Ich hingegen hatte mich im Trinken ſehr in Acht genommen, und als die Anderen ſchlafen giengen, legte ich mich in den Kleidern auf das Bette, um meinen Dobaſch zu erwarten, der mich an das Schiff begleiten ſollte. — Ich behielt ihn bei, da ich doch in Zeit von einem Monate zurückzukehren gedachte, und ich dann nicht ſo leicht wieder einen eben ſo rechtſchaffenen und treuen Mann an ſeine Stelle hätte finden mögen; auch trug ich ihm auf, während meiner Abweſenheit täglich bei meiner Mamia die Aufwartung zu machen, ihr meine Briefe vorzuleſen, darauf zu antworten, und meine übrigen Ge-

ſchäfte zu beſorgen. Meinen guten Francisco mußte ich zurücklaſſen, weil er aufs neue von dem Fieber befallen worden war. Ich war daher genöthigt, die Reiſe ganz allein zu machen.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mein Dobaſch ſchon herbeikam, um mich abzurufen. Ich verließ nun das Haus meines Freundes Beiſſer, wo Alles noch in tiefem Schlafe lag. Als wir am Ufer ankamen, gieng gerade die Sonne auf. Der Wind, welcher die ganze Nacht hindurch ſtark wehte, hatte ſich zwar wieder gelegt; aber die Brandung gieng noch ungemein hoch. Uebrigens war es ein herrlicher lieblicher Morgen! Die Fiſcher ſtachen mit ihren Kattemarams (kleinen Floſſen von 5 an einander gebundenen Balken) ins Meer hinaus, und laut erſchallte ihr Geſang herüber zu uns von der hohen Brandung, auf welcher ſie wie Seemöven ſchwebten.

Ich hatte ſchon Abends vorher einen Chialeng *) miethen laſſen, der bei Sonnenaufgang bereit ſeyn ſollte, mich an die Thoni hinüber zu führen. Er wies mir ihn von ferne, wie er ſchon zum Abfahren bereit war.

*) Chelingue, ſchreiben die franzöſiſchen Reiſebeſchreiber, eine Art von Boot, worin man vom Lande zu den Schiffen fährt. Dieſe Boote ſind aus Bretern, von leichtem, ſehr biegſamem Holze gebaut, und nicht zuſammengenagelt, ſondern mit Schnüren zuſammengenähet, weswegen ſie leicht über die Brandungen wegſetzen. (Le Goux de Flaix. T. II. p. 44).
Anm. d. Ueb.

Zwei malabariſche Frauensperſonen ſtanden bei demſelben am Strande — welche Ueberraſchung! Es war meine Mamia mit ihrer vormaligen Daja.

Sobald Mamia mich erblickte, lief ſie auf mich zu, und rief: „Praannaath (d. h. Herr meines Lebens!) „erlauben Sie mir nur, Sie in dem Chialeng nach „dem Schiffe zu begleiten, und dann werde ich gewiß beruhigt ſeyn!“ —

Ich ſuchte ihr vergebens dieſen Vorſatz auszureden, indem ich ihr vorſtellte, daß wir alle bei der ſo hoch gehenden Brandung ganz durchnäßt werden würden. Denn wirklich war der Wellenſchlag ſchrecklich, und ich würde gewiß die Abfahrt auf einen andern Tag verſchoben haben, wenn ich nicht in Gefahr geweſen wäre, das Schiff dann ohne mich abgehen zu ſehen. — Eben um dieſer augenſcheinlichen Gefahr willen wollte das gute Mädchen durchaus mich begleiten; — „denn, ſagte ſie — da bin „ich doch im Falle eines Unglücks bei Ihnen.“ — Ich konnte ihr nicht länger widerſtehen, und der Ausgang lehrte mich, daß dieſe Nachgiebigkeit zu meinem Glücke ausſchlug! —

Ich gieng demnach mit ihr nach dem gemietheten Chialeng; aber zu meinem Erſtaunen fand ich denſelben mit Waaren beinahe ganz vollgeladen. Ich erfuhr aber bald, daß der Equipagenmeiſter Hall dieſen Kahn in Beſchlag genommen habe, um darin Waaren an Bord eines in der Nähe liegenden Schiffes zu bringen, ob man ihm gleich geſagt hatte, daß derſelbe für mich gemiethet wäre.

Ich erzürnte mich nicht wenig darüber; denn, wie ſollte man mit einem ſo ſchwer beladenen Kahne glücklich über die jetzt ſo hohe Brandung kommen? — Ich theilte meine Beſorgniß deshalb dem herbei gekommenen See-Offiziere mit, der die Waaren an Bord begleiten ſollte; dieſer ſchalt mich aber eine feige Memme. — Der Schiffer zuckte jedoch die Achſeln, als ich ihn fragte, ob er nicht Gefahr befürchtete? Er antwortete bloß: Tambrane Maharſe (d. h. Gott iſt groß!) — Ein armſeliger Troſt! —

Doch, mir blieb hier keine Wahl übrig; denn andre Kähne waren nicht zur Abfahrt bereit, und ohne mich konnte ich die Thoni nicht abſegeln laſſen, da mein Koffer, der ſchon an Bord derſelben war, meine Schriften und Rechnungen enthielt, deren Verluſt mich gänzlich zu Grunde gerichtet hätte. Ich war jedoch noch unſchlüſſig; aber der Tandel (Schiffer) rief mir zu kommen; der Engländer fluchte über mein Zögern, und ich mußte einſteigen; ich wollte jedoch meine liebe Mamia bereden, zurückzubleiben; ſtatt der Antwort ſprang ſie vor mir in den Kahn, und ich ſchämte mich, in Rückſicht der Entſchloſſenheit von einem Mädchen übertroffen zu werden, das noch nie auf dem Meere geweſen war.

Wir ſetzten uns in den Chialeng, in welchem nun, außer dem Tandel mit ſeinen ſechs Ruderern, unſrer vier waren, nämlich Mamia nebſt mir, der engliſche Seeoffizier und eine Meſtizin, welche ebenfalls auf der Thoni nach Pondichery fahren wollte.

Kaum hatten unſere Ruderer vom Lande abgeſtoßen,

ſo ſank das Hintertheil des Chialeng wegen der ſchweren Ladung bis auf eine Spanne hoch am Rande in das Waſſer. — Nun ſtieg die erſte Brandung gegen uns an und wir waren ihr ſchon nahe, als mir erſt beifiel, ein Kattemaram zu unſerm Beiſtande herbeizurufen, um uns an Bord der Thoni zu bringen. Zu ſolchen Transporten pflegt man dieſe kleinen Floſſe oft zu gebrauchen. — Es ärgerte mich, daß ich nicht früher daran gedacht hatte. Ueber dem Streite mit dem Schiffer und dem Engländer hatte ich Alles vergeſſen! — Mein Rufen würde man wegen des toſenden Geräuſches der Brandung am Strande nicht gehört haben, ich winkte daher und deutete meinem Dobaſch und der Dala durch Zeichen an, uns ein Paar von den Kattemarams, die am Strande lagen, zu Hülfe zu ſchicken, und glücklicher Weiſe wurde ich verſtanden. — Ich verſuchte inzwiſchen den Schiffer noch in Zeiten zurückzukehren; aber der Engländer widerſetzte ſich dieſem Vorhaben, und es kam zu einem hitzigen Wortwechſel zwiſchen uns. — Der Schiffer that ſein Möglichſtes, um der Brandung auszuweichen; aber der Chialeng war zu ſchwer beladen, um gut regiert werden zu können; die Brandung brach ſich zum Theil über uns, und das Fahrzeug war im Augenblicke voll Waſſer, welches auszuſchöpfen wir keine Zeit mehr hatten; denn der Chialeng fieng ſchon an zu ſinken. Der Schrecken ward allgemein und ein lautes Angſtgeſchrei erhob ſich; ſelbſt der Engländer rief, man ſolle umkehren; doch es war zu ſpät und das Fahrzeug gehorchte dem Ruder nicht mehr. — Die zweite Brandung folgte der erſten ſogleich nach, und wälzte ſich brül-

lend wie ein Berg gegen uns her, um uns zu verſchlingen. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren! — „Mamia, folge mir nach!“ rief ich, und ſprang ins Meer. Ich wußte, daß ſie vortrefflich ſchwimmen konnte, und darum war mir um ihrer willen nicht bange.

Kaum war ich im Waſſer, ſo brach ſich die Brandung über mir; ich hatte gerade noch Zeit genug gehabt, vorher Athem zu holen, ehe ſie uns überdeckte. Ich arbeitete nun mit Händen und Füßen, um über das Waſſer zu kommen; es gelang mir, und als ich den Kopf empor hob, ſah ich keinen Chialeng mehr; er war verſchwunden! Die Ruderer ſchwammen zerſtreut im Meere, und nicht weit von mir Mamia; ſobald ſie mich erblickte, ſchrie ſie laut auf vor Freude, und ruderte eiligſt zu mir herbei, ſchwamm an meiner Seite, ſprach mir Muth ein, und bot mir ſogar zu meiner Unterſtützung eine Hand an. Ich war aber dieſes Beiſtandes nicht benöthigt, da ich gut ſchwimmen konnte, und ganz leicht gekleidet war. Wir ſchwammen ſo eine Strecke weit mit einander fort, dem Ufer zu, das etwa noch 300 Schritte von uns entfernt war.

Die größte Gefahr war nun überſtanden, und wir erwarteten nur die erſte Brandung, die uns ans Ufer werfen ſollte, auch ſahen wir ſchon die Kattemarams abſtoßen, um uns zu Hülfe zu kommen; als ich mich plötzlich von einer ſchweren Laſt abwärts gezogen fühlte; ich ſah mich um — Himmel, es war die alte Meſtizin, die ſich an meinen Rock angehängt

hatte und von mir fortgeſchleppt wurde. — Ich ſuchte ſie von mir loszumachen, aber vergeblich! — Ich rief meine Mamia um Hülfe, die mich keinen Augenblick aus dem Geſichte verlor; ſie konnte nicht begreifen, warum ich nicht vorwärts komme, und glaubte ein Haiſiſch habe mich gepackt. Sie eilte ſogleich mit großem Geſchrei mir zu Hülfe; und als ſie die Urſache meiner Verlegenheit entdeckte, ſuchte ſie das alte Weib von mir loszureißen; aber es gelang ihr nicht. Die Meſtizin, die in der Todesangſt ihre Hände ſo feſt in meinen Rock geklammert hatte, ſchien in den letzten Zügen zu ſeyn; ſie hob nur noch ein Paar Mal den Kopf über das Waſſer empor, dann ſank ſie, und zog mich mit ſich in die Tiefe hinab. Ich arbeitete aus allen Kräften, um mich oben zu erhalten; aber ich vermochte es nicht; nur zuweilen konnte ich auf einen Augenblick den Kopf emporheben: ich hatte ſchon viel Waſſer verſchluckt, und wäre gewiß zu Grunde gegangen, wenn Mamia mir nicht Beiſtand geleiſtet hätte, indem ſie mich nöthigte, mich mit den Händen an ihren Schultern feſtzuhalten, und bloß mit den Füßen zu arbeiten. Aber wie lange konnte dies dauern? Wie lange konnte das zarte Mädchen zwei Menſchen ſchwimmend fortſchleppen? — Schröcklich zerarbeitete ſich das gute Geſchöpf in den Fluten, um mich zu retten, und ſchrie dabei mit gellender Stimme um Hülfe. Endlich gelang es mir, das alte Weib mit den Füßen von mir abzuſtoßen; aber dennoch konnte ich den Kopf nicht immer über dem Waſſer halten, da meine Arme von der harten Anſtrengung wie zerſchlagen waren. Zum Unglücke rollte noch eine beinahe

abgeprallte Brandung über uns hin; ich mußte viel Waſſer einſchlucken, und verlor das Bewußtſeyn. — Als ich endlich wieder zu mir ſelbſt kam, lag ich auf dem Ufer, von einer Menge Menſchen umringt, die aus dem nicht weit davon gelegenen See-Komptoir des Herrn Hall herbeigelaufen waren, als ſie mein Unglück gehört hatten. Man hatte mich hin und her gewälzt, damit ich das Seewaſſer von mir gäbe, das ich eingeſchluckt hatte, welches auch zum Theil geſchah. — Einer der Zuſchauer ließ ſeinen Palankin von dem See-Komptoir herbeikommen, um mich darin nach meiner Wohnung zu bringen. Als man mich aufhob, brach ich wieder unter großer Beängſtigung viel Seewaſſer von mir und kam dann wieder zur Beſinnung.

Ich erkannte ſogleich meinen Dobaſch unter den Umſtehenden, und meine erſte Frage an ihn, betraf Mamia. — „Sie iſt auch gerettet, mein Herr, (antwortete er) ſeyen Sie ſowohl wegen ihr, als wegen „Ihres Koffers ganz unbekümmert, ich werde für Alles „ſorgen!“ — Er wies nun die Kuli's an, wohin ſie mich bringen ſollten, und ſo kam ich wieder bei Dr. Beiſſern an, der gerade mit ſeinen Hausfreunden beim Frühſtücke ſaß. — Man denke ſich ihr Erſchrecken, als ſie mich triefend von Waſſer ohne Hut, leichenblaß und ganz entſtellt wieder zurückkommen ſahen!

Ich erzählte ihnen in wenigen Worten, was mir begegnet war. Dr. Beiſſer gab mir ſogleich Etwas ein, welches vollends das Seewaſſer, das mir ſo übel

machte, von mir trieb, und hieß mich zu Bette gehen. Ich legte mich nieder, konnte aber nicht ruhen. Der Unglücksfall, der mich ſo eben betroffen hatte, ſchwebte immer vor meiner Fantaſie, und noch ſchauderte ich bei der Rückerinnerung an die überſtandene Gefahr; ich vergoß Thränen, wann ich an die heldenmüthigen Beweiſe der Liebe dachte, welche Mamia mir in dieſem entſcheidenden Augenblicke gegeben hatte. O wie ſehnte ich mich nach ihr, die mit Gefahr ihres eigenen Lebens das meinige gerettet hatte! — Ich war wegen ihres Befindens ſehr in Unruhe, und konnte die Ankunft meines Dobaſch kaum erwarten, um nähere Nachricht von der Vortrefflichen zu erhalten.

Um 9 Uhr kam er endlich, und brachte meinen Koffer mit, den er, wie er mir berichtete, ſobald er den Palankinträgern meine Wohnung angezeigt hatte, in einem andern Chialeng ſelbſt vom Bord der Thoni abgeholt hatte, welche bereits im Begriffe war, unter Segel zu gehen.

Ich bat ihn, mir zu ſagen, wie ſich Mamia befinde, und was mit mir vorgegangen ſey, während ich ohne Beſinnung war, und wie ich ans Ufer gekommen ſey, wo ich wieder zum Leben erwachte.

„Ach, mein Herr (antwortete er), es iſt mir unmöglich, Ihnen den Schrecken auszudrücken, der mich „befiel, als ich Sie plötzlich mit der Mamſell (Ponneh) aus dem Fahrzeuge ins Waſſer ſpringen, und „Sie bald darauf von der Brandung bedeckt, ver-

„ſchwinden ſah. Ich und Einige, die bei mir ſtanden, „ſchrieen den Leuten auf dem Kattemaram, das dem „Chialeng gefolgt war, aus Leibeskräften zu, mög„lichſt zu eilen, um Ihnen Hülfe zu leiſten; ſie kamen „auch noch gerade zu rechter Zeit an, um die Mamſell „zu ergreifen, die Ihnen mit der einen Hand den Kopf „über dem Waſſer hielt, und mit der andern nur noch „kraftlos ſchwamm, und auf dem Punkte war, von Schwä„che überwältigt, zu ſinken. Sie klammerte ſich, wie „die Fiſcher erzählten, an den Kattemaram an, und „wollte nicht eher Beiſtand annehmen, als bis man „Sie herausgezogen habe. — Da Sie nun kein Le„benszeichen mehr von ſich gaben, ſo glaubte die gute „Mamſell, Sie ſeyen todt, und gerieth in die höchſte „Verzweiflung; ſie riß ſich die Haare aus, ſchlug ſich „vor die Bruſt, und ſchrie laut. Die Daja und ich „hatten alle Mühe zu verhindern, daß ſie ſich nicht auf „Sie warf. So krank, ſchwach und übel ſie ſich auch „von dem eingeſchluckten Seewaſſer befand, ſo wollte „ſie doch nicht eher nach Hauſe gehen, als bis ſie ſich „überzeugt hätte, daß Sie nicht wieder zum Leben auf„wachen würden! — Alle Umſtehende waren über die „Zuneigung erſtaunt, die ſie Ihnen bewies, und prie„ſen Sie glücklich, eine ſo liebenswürdige, edelmüthige „Perſon zu beſitzen!"

„Ach, Mutu" (ſo hieß der Dobaſch) — erwiederte ich innigſt gerührt von ſeiner Erzählung — „wie ſehr wird das gute Mädchen wegen meiner in Sor„gen ſeyn; wie ſehr wird ſie ſich ſehnen, Etwas von mir

„zu hören. Geh, eile zu ihr, ſag' ihr, daß ich mich „wieder beſſer befände; tröſte ſie, und melde ihr, daß „ich noch heute Abend ſie zu beſuchen gedenke.“ —

Doch, ſo lange zu warten, war mir völlig unmöglich. Zwar hatte ich heftigen Kopfſchmerz, und war nicht frei vom Fieber; dennoch hatte ich weder Ruhe noch Raſt; die Sehnſucht trieb mich zu Mamia, und ehe mein Dobaſch wieder mit der Antwort zurückkommen konnte, ließ ich mich ſchon in Dr. Beiſſer's Palankin, der gerade einen Krankenbeſuch machte, und mich gewiß nicht fortgelaſſen haben würde, wenn er zu Hauſe geweſen wäre, bis in die Nähe von Mamia's Wohnung tragen; ſchickte dann denſelben zurück, und trat unerwartet bei meiner Geliebten ein, die mit einem Tuche um den Kopf auf einer Matte ſaß, und noch mit meinem Dobaſch von mir ſprach.

Sobald ſie mich erblickte, flog ſie wie ein Pfeil auf mich zu, und fiel ohnmächtig in meine Arme. Ich ſelbſt war ſo ſehr von dieſem neuen Beweiſe ihrer zärtlichen Liebe gerührt, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Mit Hülfe der Hauswirthin, die gerade gegenwärtig war, ſetzte ich ſie wieder auf ihre Matte, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, ſetzte mich zu ihr, und beſpritzte ihr das Geſicht mit Waſſer. Sie kam wieder zu ſich, blickte mich eine Weile ſcharf an, ohne ein Wort zu ſprechen, legte ihren Kopf auf meine Achſel und weinte bitterlich; wir weinten mit ihr. Als wir uns von dieſer erſten Hinreißung des Gefühls wie-

der erholt hatten, umarmte ich ſie, und ergoß mein dankerfülltes Herz in ihren liebevollen Buſen. Ich drückte ihr meine heißen Empfindungen innigſter Dankbarkeit für die Rettung meines Lebens *) aus und ſchwur ihr ewige Liebe.

Sie erwiederte, ſie habe nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und ich ſetze mehr Werth auf dieſe That als ihr gebüre; denn ſie ſey ja ohnehin entſchloſſen, nicht ohne mich zu leben, und würde ſich mit mir haben verbrennen laſſen, wenn ich umgekommen wäre. — Ich war überzeugt, daß dies wirklich ihr Ernſt ſey.

Um das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken, erkundigte ich mich, wie ſie ſich jetzt befinde, und ob ſie auch habe Seewaſſer verſchlucken müſſen. Sie erzählte mir darauf, ſie ſey ſo ſchwach geweſen, daß ſie nur mit Hülfe der Daja und noch einer andern Frau ihre Wohnung habe erreichen können; man habe dann ſogleich einen hinduiſchen Arzt herbeigeholt, der ihr ein Brechmittel eingeben, damit ſie das viele Seewaſſer wieder von ſich gäbe, das ſie eingeſchluckt hatte; es ſey aber auch etwas

*) Meine Mamia und ich waren die einzigen Geretteten von den vier Paſſagieren am Borde des Chialengs; denn außer der alten Meſtizinn, die mich beinahe in die Tiefe hinab gezogen hätte, war auch der trotzige Engländer ertrunken; die Leichen beider wurden, wie ich nachmals erfuhr, noch denſelben Tag von den Wellen ans Ufer geworfen.

D. Verf.

Blut mit dem Waſſer abgegangen, und ſeither empfinde ſie ein Stechen unter der rechten Bruſt und heftigen Kopfſchmerz; auch wären ihre Arme wie gelähmt!

Dies war kein Wunder. Mehr als zehen Minuten lang hatte ſie mich über dem Waſſer erhalten! — Ich konnte kaum begreifen, wie ein junges, zartes, feingebautes Mädchen eine ſolche Anſtrengung ſo lange ausdauern konnte! Nur die Angſt, die Furcht mich zu verlieren, und die Hoffnung, die wieder in ihr auflebte, als ſie den Kattemaram herannahen ſah, ſo ſagte ſie mir ſelbſt, gaben ihr neue Kräfte, zu ihrer und meiner Rettung.

Ich rieth ihr, ſich jetzt zur Ruhe niederzulegen; denn dieſe würde ihre beſte Arznei ſeyn, auch bat ich ſie, ſich alle traurige Gedanken aus dem Sinne zu ſchlagen, und verſprach ihr, ſie am folgenden Tage zu beſuchen, und noch heute Abend mich durch meinen Dobaſch nach ihrem Befinden erkundigen zu laſſen.

Somit kehrte ich nun zu Dr. Beiſſer zurück, der über mein unvorſichtiges Ausgehen nicht wenig ſchmälte; doch hatte es keine ſchlimmen Folgen für mich; am andern Tage war ich beinahe ganz wieder hergeſtellt; auch Mamia befand ſich, wie ſie ſagte, wieder viel beſſer.

Mit der Seereiſe längs der Küſte war es nun für mich gethan; nicht als ob jener bloße Zufall mich davon

abgeſchreckt hätte, ſondern weil Mamia mich kniefällig bat, die Reiſe zu Lande zu machen. Auch ſollte ich Geſellſchaft auf dieſer Reiſe haben; denn Herr Cockrel, Kaufmann von Isle=de=France, einer von den Herren, die bei Dr. Beiſſer logirten, mußte ebenfalls nach Pondichery, und war ſehr vergnügt, dieſe Reiſe nicht allein machen zu dürfen.

Wir trafen nun alle nöthigen Vorkehrungen zu dieſer Reiſe. Ich hatte meinen eigenen Palankin; Herr Cockrel miethete einen. Jeder von uns nahm eilf Kulis in Dienſte, achte zum Palankintragen, zwei zum Tragen des Kleiderkoffers, und einen, der Vorräthe von Wein u. ſ. w. trug.

Mamia war, dem äußerlichen Anſcheine nach, wieder hergeſtellt; nur fühlte ſie einige Beſchwerlichkeit beim Athemholen, und zuweilen einiges Stechen unter der Bruſt. Ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit hatten ſie aber gänzlich verlaſſen. Zwar ſchien ſie in meiner Gegenwart heiter zu ſeyn; aber der Zwang, den ſie ſich dabei anthat, war ſichtbar; beſonders je näher der Abſchiedstag herannahte. Oft ſtahl ſich eine große Thräne aus ihrem ſchönen Auge, und ihre tiefe Melankolie ward immer düſtrer. Ich that mein Möglichſtes, um ſie zu beruhigen; aber vergebens! — „Ich ſehe Sie nicht mehr!“ ſprach ſie laut ſchluchzend beim zärtlichſten Abſchiede, und ich ward innigſt erſchüttert! —

Um eilf Uhr Morgens zogen wir von Madras ab. Dr. Beiſſer und ſeine zwei noch bei ihm wohnenden Freunde

Freunde begleiteten uns bis zur Stadt hinaus, und nahmen dann herzlichen Abſchied, in der Hoffnung, daß wir einander in wenigen Wochen wieder ſehen würden. — Ach, wie ſehr ward dieſe Hoffnung vereitelt! Ich ſahe den guten Beiſſer, der ein eben ſo luſtiger, ſorgloſer Geſellſchafter, edelmüthiger Freund und gutartiger Epikuräer, als geſchickter, mitleidiger Arzt war, nicht wieder! — Sein Schickſal endete ſchrecklich! *) —

Wie hoch ehre ich noch jetzt das Andenken dieſes edeln Mannes! Wie viel habe ich ihm nicht zu danken! Wie großmüthig behandelte er mich! Bei fünf Monate lang wohnte ich mit meinem Francisco bei demſel-

*) Zehen Jahre nach meinem letzten Abſchiede von Dr. Beiſſer zu Madras (im J. 1784) traf ich auf dem Kaffeehauſe zum Paradiesvogel in Amſterdam den Kapt. Cartain, der mit mir zu Madras bei Dr. Beiſſer logiert hatte. Durch dieſen erfuhr ich, daß unſer gemeinſchaftlicher Freund nach Frankreich zurückgekehrt ſey, im Revolutionskriege Militärdienſte genommen habe, gegenwärtig Commandant von Nantes, und derſelbe ſey, der dieſe Stadt ſo tapfer gegen die Rojaliſten vertheidigt habe. Kapt. Cartain war im Begriffe zu ihm zu reiſen, um durch ihn angeſtellt zu werden. Ich gab ihm einen Brief mit. Beiſſer antwortete mir aufs freundſchaftlichſte und lud mich mit Frau und Kindern zu ſich ein; ich wurde aber inzwiſchen krank, und als ich wieder genas, und bereit war, zu meinem lieben Vetter zu reiſen, erhielt ich die traurige, mich niederdonnernde Nachricht (im J. 1794) General (dies war er worden) Beiſſer ſey guillotinirt worden!!! — Der Verf.

ben, und würde herrlich bewirthet, ohne daß ich Etwas bezahlen durfte; ja er nahm nicht ein Mal eine Belohnung für die an mir ſo glücklich vollbrachte Kur von mir an; im Gegentheile machte er mir ſehr anſehnliche Geſchenke, und gab mir noch bei meiner Abreiſe zum Andenken einen ſehr ſchönen Ring mit einem Brillanten von hohem Werthe. —

Der gute Mann mochte damals etwa dreißig Jahre alt ſeyn, und hatte eine majeſtätiſche Geſtalt. —

Eilfter Abſchnitt.

Abreiſe von Madras. — St. Thome. — Maripakom. — Der Betel. — Tripalur. — Etwas über die Schultri's.

Von Madras, welche Stadt ich nun verließ, führt eine ſchöne, ununterbrochene Allee von hohen, ſchattenreichen Bäumen bis nach St. Thome. — Wir hatten noch keine Viertelſtunde Wegs auf dieſer Straße zurückgelegt, als mein wieder geneſener Francisco hinterdrein gelaufen kam, und mir in hinduſtanſcher Sprache zurief: „Ekkhaneh Bibi Saheb!“ (d. h. Sehen Sie hier die Mamſell!) — Ich ſchaute hierauf zum Palankin heraus, und erblickte die gute Mamia mit der Da-

ja an dem Gemäuer eines verfallenen Hauſes, wo ſie meiner warteten. Ich erſchrak, und wollte ihr Anfangs nur noch aus dem Palankin einen zärtlichen Abſchied zurufen; denn ich befürchtete eine neue Jammerſcene; aber ſie ſtreckte die Arme ſo ſehnſuchtsvoll nach mir aus, daß ich das gute Kind, das mir vielleicht noch Etwas zu ſagen hatte, nicht ungetröſtet verlaſſen konnte. Ich ließ ſtille halten, ſtieg aus, und befahl meinen Trägern etwas weiter hin auf mich zu warten. Nun eilte ich in ihre offenen Arme. Sie bat mich tauſend Mal mit Thränen wegen dieſes Aufenthalts in meiner Reiſe um Verzeihung, und geſtand mir, die Unruhe hätte ſie zu dieſem Schritte genöthigt, in die ſie verſetzt worden wäre, da ſie geglaubt hätte, ich ſey mißvergnügt über ihre allzu weit getriebene Melankolie von ihr geſchieden. — Ich beruhigte ſie aufs beſte darüber. Sie bat mich, ſo ſchnell, als es ſeyn könnte, zu ihr zurückzukehren. Ich verſprach ihr mein Möglichſtes dabei zu thun, da ich ſelbſt mich ſo ſehr ſehnte, wieder in ihre Arme zu eilen. Noch beſchwor ſie mich, doch ja äußerſt vorſichtig bei dem Uebergange über die Flüſſe zu ſeyn, wenn mich auf der Rückreiſe die Regenzeit ereilen ſollte, und entzückt von dieſer liebevollen Fürſorge verſprach ich es ihr. — Wir nahmen nun den zärtlichſten Abſchied von einander, und ich eilte zu meinem Palankin, in welchem ich meinen Reiſegefährten bald wieder einholte.

Bald darauf kamen wir nach Maliapur oder St. Thome, welches vormals eine anſehnliche Stadt war, jetzt aber nur noch ein Dorf iſt. Dieſer Ort iſt wegen ei-

ner kleinen Kirche berühmt, die auf dem Gipfel eines Berges oder vielmehr Hügels, **Monte** genannt, ſteht, und in welcher der Apoſtel **Thomas** begraben liegen ſoll. Dies iſt einer der vorzüglichſten Wallfahrtsorte der Katholiken in **Indien**. Sie ſtrömen als Pilger aus allen Gegenden dahin. — Eine Treppe von 96 großen und breiten Stufen führt zwar den Hügel hinan; aber die meiſten Pilger kriechen auf den nakten Knieen hinauf. *)

Von St. **Thome** aus führte uns der Weg durch eine weite, ſparſam bewohnte Ebene, in welcher wir hier und da Schutthaufen von verwüſteten und abgebrannten Dörfern ſahen.

Abends ungefähr um 6 Uhr kamen wir zu **Markapakom** an, wo wir zwar zwei **Schultri's** fanden, aber ſie waren beide ſo alt und verfallen, daß wir lieber unſer Nachtlager an einem ſchönen, ausgemauerten Teiche nahmen.

Dieſes Dorf hat ſeinen Namen von den vielen Arekapalmwäldchen erhalten, die es umgeben; auch iſt es wegen ſeiner zahlreichen und großen Betelgärten bei

*) Dieſen Wallfahrtsberg und die angeblich daſelbſt geſchehenen Wunder habe ich, eben ſo wie den, einige Meilen davon entfernten, heidniſchen Wunderberg **Tirukiſchtna-Kondam**, auf welchem ein Hinduertempel ſteht, in meiner erſten Reiſe (von **Madras** nach **Ceilan**) weitläufig beſchrieben. **Der Verf.**

rühmt, die aber in dem leidigen Kriege zwiſchen Hyder-Ali und den Engländern zerſtört wurden; überhaupt war dieſes ehemals ſo blühende und volkreiche Dorf ſehr tief herabgeſunken; es zählte in den zerſtreuten armſeligen Hütten, die es jetzt hatte, nur noch etwa fünfzig Familien unglücklicher Menſchen, die ſich von dem Ertrage der Arekapalmen kümmerlich nähren.

Die Betelblätter *) ſind ein allgemeines, tägliches, unentbehrliches Bedürfniß aller Bewohner Indien's, die Europäer ausgenommen. Jedermann käuet daſelbſt Betel, von dem Fürſten bis zum Bettler herab; ja es wird für eine Unreinlichkeit und Ungezogenheit gehalten, wenn man, ohne Betel im Munde zu haben, unter Menſchen kömmt oder mit ihnen ſpricht, beſonders wenn es Vornehmere ſind. — Kein Geſchenk wird Jemand ohne Betelblätter und Arekanüſſe gemacht. Sogar das Nazare oder Geſchenke, das man einem Fürſten oder Großen bei der erſten Audienz überreicht, muß immer mit Betelblättern bedeckt ſeyn.

Bei Beſuchen und Schmauſereien von jeder Art macht der Betel einen Hauptartikel aus; man läßt ihn mit allem Zugehöre, Arekanüſſen, Kalk u. ſ. w. auf einem Präſentirteller herumgeben. Jeder legt ſich dann ſeinen Betel zum Käuen ſelbſt zuſammen, indem er etwas Kalk und Arekanuß darein thut. Es iſt nicht Sitte,

*) Die Betelpflanze, ein rebenähnliches Gewächs iſt eine Art Pfeffer (Piper Betle), die in Indien häufig gebaut wird. Anm. des Ueb.

daß Einer dieſes für den Andern thut, und ihn auf dieſe Weiſe bedient, thut es aber ein Frauenzimmer für einen Mann, ſo bedeutet es eine Liebeserklärung. —

So wie man in Europa Tabaksdoſen bei ſich trägt, ſo führt man in Indien Betelbüchſen mit ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß Reiche und Vornehme, beſonders Frauenzimmer, ſich dieſe letztere von einem Sklaven oder einer Sklavin nachtragen laſſen.

Wenn z. B. eine Meſtizin oder Chriſtenfrau in Indien zur Kirche geht, ſo begleitet ſie ein Sklav und eine Sklavin. Erſterer hält im Gehen einen Sonnenſchirm über die Dame, und die andere trägt ihr in ihrem beſten Putze unter dem Arme die Betelbüchſe, in der einen Hand das Spucknäpfchen und in der andern das Gebet- oder Geſangbuch nach. *) — Der Sklave muß mit dem Sonnenſchirme vor der Kirchthür bis zu Ende des Gottesdienſtes ſtehen bleiben, um ſeine Gebieterin zu erwarten; die Sklavinn geht aber mit dieſer in die Kirche, und ſetzt ſich auf die Erde zu ihren Füßen nieder, um ihr von Zeit zu Zeit das Spucknäpfchen oder die Betelbüchſe zu reichen.

Auf ſolche Betelbüchſen (Arkienjos genannt) wendet man in Indien ſehr viel; denn es wird ein großer Luxus damit getrieben; ſo wie bei uns mit den Tabatieren, und wohl noch mehr; es ſind flache, viereckige

*) Die Abbildung eines ſolchen Kirchgangs hat unſer Verf. dieſer Beſchreibung beigefügt. D. Ueb.

Käſtchen von koſtbarem Holze oder von Elfenbein, oder von Schildkrötenſchale, ſchwer mit maſſivem Gold oder Silber beſchlagen. Sie enthalten Alles, was zum Betelkäuen gehört, welches hauptſächlich in etwas Kalk und Arekanüſſen beſteht, das in ein Betelblatt gewickelt und in den Mund geſchoben wird.

Der beigemiſchte Kalk treibt auf den Speichel, der von dieſem Käuen roth gefärbt wird; und darum gehört ein Spucknäpfchen dazu, worein man auch den genugſam zerkäuten Betel ausſpeit.

Die Betelblätter haben verſchiedene medizinische Eigenſchaften; ſie ſtärken den Magen und das Zahnfleiſch, und verhindern das Ausfallen und das Verderben der Zähne; doch werden ſie durch das allzu häufige Betelkäuen mit der Zeit ſchwarz, indem der Kalk die Glaſur derſelben wegfrißt. — Von einer geſunden Perſon gekäute Betelblätter reinigen die Wunde, auf welche man ſie legt. — Dieſe Blätter haben einen aromatiſchen Geſchmack und äußern eine zuſammenziehende Kraft.

Die Betelpflanze iſt ſehr zärtlich, kann keinen ſcharfen oder kalten Wind, noch allzu große Hitze ertragen und bedarf daher vieler Pflege und Sorge, beſonders Beſchirmung. Man muß ſie täglich zwei Mal und wo möglich mit Salpeterwaſſer begießen, wodurch ihr Wachsthum ſehr befördert wird.

Da nun die Blätter dieſer Pflanze ſo allgemein gebraucht werden; ſo iſt leicht zu ſchließen, daß ſie

auch häufig gebaut werden muß, und man findet daher in Indien nicht leicht ein Dorf, das nicht einige Betelgärten hätte. — Die Engländer haben auch dieſen Umſtand zu ihrem Vortheile zu benützen gewußt, indem ſie da, wo ſie Herren ſind, eine Auflage auf den Bau des Betels gemacht haben, die für die Landleute ſehr drückend iſt.

In dem nördlichen Indien und in andern Gegenden, wo kein Betel wächſt, und wo doch Leute leben, die an das Betelkäuen gewöhnt ſind, da bedient man ſich der Blätter einer ähnlichen Pflanze, Sieriboa genannt.*)

Mit Tagesanbruch zogen wir von Maripakom ab; zu Paliaram, ungefähr drei Stunden weiterhin, frühſtückten wir, und zu Tripalur, wo wir Halt machten, ſpeisten wir zu Mittag.

Dieſes letztere, vormals ſo ſchöne und große Dorf, das ſeines Tempels wegen berühmt iſt, der alljährlich von Tauſenden frommer Pilger beſucht wurde, liegt in einer entzückend ſchönen Gegend. Die meiſten Einwohner dieſes nun, ſo wie die übrigen Dörfer, durch welche wir auf dieſer Reiſe kamen, beinahe ganz verlaſſenen Dorfes waren Weber und Maler, und man fabrizirte hier mehrere Sorten von Kattun, als Salempuris, Serras, Schnupftücher u. ſ. w. Seit dem letzten Kriege iſt dieſe Gewerbſamkeit zertrümmert! —

*) Siriblatt oder Malamiripfeffer (Piper Malamiris)? — Anm. d. Red.

Ich erſtaunte, und konnte die vormals ſo ſchöne und fruchtbare Koromandelküſte kaum wieder erkennen! Ueberall ſah ich nichts, als die Fußtapfen der gräulichſten Verwüſtung. Die Felder lagen ungebaut, die Dörfer unbewohnt. Selbſt die wenigen noch vorhandenen Einwohner trugen den Stämpel des Elendes an ſich und litten beinahe an Allem Mangel.

Wir mußten dies zu unſerm eigenen Verdruſſe erfahren; denn Reiß war beinahe nicht zu bekommen; die armen Einwohner behalfen ſich mit verſchiedenen Hülſenfrüchten. — Hühner, Enten und anderes Geflügel, Milch, Butter, Eier und dergleichen fanden wir zwar in einigen wenigen Dörfern, doch waren dieſe Lebensmittel ſehr ſelten und daher auch ſehr theuer. —

Ueberhaupt hatte dieſe paradieſiſche Gegend ihre ganze Geſtalt verändert, und wird ſich auch unter dem Drucke der Engländer nicht ſo bald wieder erholen!

In der Mitte des gedachten Dorfes Tripalur liegt ein hoher Hügel, und auf dem Gipfel deſſelben der berühmte Tempel, bei welchem man eine ungemein reizende, maleriſche Ausſicht über eine weitausgedehnte, ebene, von Flüſſen und Bächen durchſchnittene und mit unzählichen Gebüſchen und Baumgruppen beſäete Landſchaft genießt. —

Der Tempel iſt ein großes, ſchönes antikes Gebäude, dem Gowinda*) geweiht; dieſe Gottheit wird

*) Gowinda iſt der Name, unter welchem Kiſchtna oder

aber jetzt nicht mehr, darin verehrt; denn der Tempel iſt durch die Truppen der Engländer und des Hyder=Ali entheiligt worden. — Da er offen ſtand, ſo trat ich mit Herren Cockrel aus Neugierde in denſelben. Er lag voll Pferdemiſt und anderen Unflätereien; man hatte Feuer darin angezündet; wir fanden auch ein Menſchengerippe darin. Dem Götzenbilde waren die Arme abgeſchlagen und das Geſicht geſchunden. Eine Menge Fledermäuſe, die ſich ihren Aufenthalt in dieſem düſtern Tempel gewählt hatten — denn alle hinduiſche Tempel werden nur durch Lampen erleuchtet — ſchwirrten von dem Scheine der Lichter, die wir mitgebracht hatten, aufgeſchröckt, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und flatterten auf uns zu. Da wir befürchteten, es möchten noch andere, gefährlichere Thiere in dieſem entweihten Tempel verborgen ſeyn, ſo eilten wir, ihn ſogleich wieder zu verlaſſen.

Der Teer oder Proceſſions=(Götter=) Wagen, welcher zu dieſem Tempel gehörte, ſtand unten an einem Hügel, und war ſeines ganzen Obertheils beraubt, den die Soldaten ohne Zweifel abgeriſſen, und zerſplittert haben, um ihren Reiß dabei zu kochen.

Wir nahmen unſer Mittagseſſen unter einem groſſen Tamarindenbaume zu uns; aber die Mahlzeit war

Kriſchna, der verkörperte Wiſchnu, Kühhirt war. — Der Verf. — (Das hierauf verfertigte Gedicht Gita=Gowinda iſt auch ins Teutſche überſetzt worden. M. ſ. Klaproth's Aſiat. Magazin, II. Bd. S. 294. —)

Anm. d. Ueb.

nicht glänzend, und Herr Cockrell, der nicht an die frugale hinduiſche Koſt gewöhnt war, würde gewiß ſehr unzufrieden damit geweſen ſeyn, wenn er ſich nicht zu Madras mit Zwieback, Käſe und Wein reichlich verſehen gehabt hätte.

Es waren bis drei Schultri's in dem Dorfe; aber Hyder-Ali-Khans Truppen hatten ſie in dem letzten Kriege unbrauchbar gemacht.

Dies war auch der Fall mit den meiſten Herbergen, die wir auf dieſer Reiſe trafen, und insbeſondere mit denjenigen der anſehnlicheren Dörfer auf dieſer Straße. Ueberall ward das Eſtrich derſelben aufgewühlt, indem man wähnte, die Hinduer hätten daſelbſt ihre Schätze und Koſtbarkeiten vergraben! — Ein großes Unglück für die armen Reiſenden, die in der Regenzeit durch dieſen Landſtrich ziehen, wo dann ein großer Theil des Landes von den ausgetretenen Strömen überſchwemmt iſt, die Stürme den Wanderer umheulen und die Donner ihn umbrüllen! —

Von dieſen indiſchen Herbergen oder Schultri's will ich nun noch Einiges überhaupt ſprechen.

Die indiſchen Schultri's ſind den Karawanſerajs, und Manſals der Türken und Perſer ſehr ähnlich;*) denn es ſind öffentliche Gebäude zum Beſten

*) Die türkiſchen und perſiſchen Karawanſerajs ſind beſonders darin von den indiſchen Schultri's verſchieden, daß ſie Ställe für die Laſtthiere haben, und daß gewöhn-

der Reiſenden, die jedoch hier nichts, als Dach und Fach finden. Die Erbauer derſelben ſind gewöhnlich fromme, reiche Leute oder Fürſten, welche dieſelben als Denkmäler ihrer Wohlthätigkeit ſtiften. —

Es giebt ſehr mancherlei Arten dieſer Herbergen, große und kleine, ſchöne und gemeine. Einige derſelben ſind bloß von Thon gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Doch die meiſten ſind von Backſteinen aufgeführt, und haben Ziegeldächer. Auch giebt es deren noch mehrere aus den alten Zeiten, die ganz aus künſtlich zuſammengefügten Felſenſtücken erbaut und ſehr anſehnliche Gebäude ſind. Man findet ſogar einige, die mit allen ihren Gemächern und Säulengängen in einen einzigen Felſen gehauen und über und über mit Götterfiguren und Sinnbildern verzieret ſind. Jahrhunderte ſtehen dieſe Gebäude ſchon, und können noch Jahrhunderte ausdauern.

Solche Herbergen oder Raſthäuſer haben nach ihrer Geſtalt und Größe auch verſchiedene Namen, wie z. B. Maram, Trivaſel, Schultri u. ſ. w. — Der gewöhnlichſte Name Schultri (Chauderie, eigentlich Tſchotori) iſt ſamskritaniſch und bedeutet ein Viereck, von tſchoto, vier; weil dieſe Gebäude immer viereckig ſind.

Die ſchönſten und größten Schultri's findet man in dem ſüdlichen Theile der Küſte Koromandel in Hin-

lich auch Aufwärter darin zu treffen ſind. (M. ſ. Olivier's Reiſe). Anm. d. Ueb.

duſtan und Bengalen. Auf den Küſten von Oriſſa und Bahar ſind ſie ſchon ſeltener und auch ſchlechter; doch findet man deren noch hie und da, beſonders an Orten, die ihrer Heiligkeit wegen berühmt ſind, welche zu den Schultri's vom erſten Range gehören und ſchon in alten Zeiten erbauet wurden.

Längs der ganzen Küſte ſowohl, als im Innern des Landes iſt beinahe kein Dorf zu finden, das nicht ſeine Schultri hat, und die meiſten haben deren zwei bis drei. Da, wo die Dörfer etwas weit aus einander liegen, trifft man auch ſolche Herbergen, die einzeln an der Heerſtraße ſtehen, oder an und in Wäldern erbauet ſind.

Ein reicher Hinduer glaubt ſein Geld nicht beſſer anlegen und keine wohlthätigere Handlung verrichten zu können, als wenn er ein ſolches Gebäude gründet. Thut er es nicht bei ſeinen Lebzeiten, ſo geſchieht es durch Vermächtniß in ſeinem letzten Willen, den ſeine Erben in dieſem Punkte genau vollziehen, und nie darüber murren, daß ihre Erbſchaft dadurch geſchmälert wird; es iſt ihnen einen Schatz werth; denn eine ſolche Stiftung wird bei den Hinduern für äußerſt rühmlich und verdienſtlich gehalten; der Name des Erbauers einer Schultri wird mit Ehren auf die ſpäte Nachwelt fortgepflanzt; ja die Hinduer ſind nach ihrem Glauben überzeugt, daß durch eine ſolche Stiftung alle Sünden des Stifters gänzlich getilgt ſeyen, und daß jeder dankerfüllte Segenswunſch eines Reiſenden, der

in dieſer Herberge ein Obdach findet, noch der Seele des verſtorbenen Erbauers in jener Welt zu gut komme.

Bei ſolchen Schultri's findet man beinahe immer, in der Entfernung von einigen Schritten von denſelben, ein kleines Häuschen, in welchem ein Bramin, oder ein Joghie oder wohl auch ein Büßender wohnet, der ſich's zum Geſchäfte macht, die Herberge rein zu halten, und die Reiſenden und Pilger zu bedienen, ihre Laſtthiere zu tränken, u. ſ. w. Denn die Hindu er halten jeden Beiſtand, den man einem Reiſenden leiſtet, fur ein Gott gefälliges und ſehr verdienſtliches Werk. — Hierin ſind die Begriffe der Hinduer gar ſehr von denen unſerer meiſten europäiſchen Gaſtwirthe verſchieden! *) —

Ueberhaupt herrſcht Gaſtfreiheit in Indien, und die Anſtalten mit den freien Herbergen erſetzen durch mancherlei leicht begreifliche Vortheile den Mangel der Bequemlichkeiten, die man für theuern Preis in unſern Gaſthöfen findet.

Meſtizen und eingeborne Chriſten, ſeltener Europäer, bedienen ſich auch der in Wäldern oder ſonſt reizend gelegenen Schultri's ſtatt der Luſthäuſer, die ſie in zahlreichen Geſellſchaften beſuchen, und wo ſie ſich

*) Die weiteren deklamatoriſchen Herzensergießungen unſers Verf. über die Gebrechen des europäiſchen Gaſtwirthsweſens u. ſ. w. ſind hier, als überflüſſig, weggelaſſen worden. D. Ueb.

einen, auch wohl einige Tage lang mit Spielen, Singen und Tanzen beluſtigen.

Noch muß ich hiebei anmerken, daß man in Indien bei ſolchen und anderen Anläſſen nicht Urſache hat, wie bei uns, ſich über die Unart des müſſigen Pöbels zu ärgern, der Alles angafft, überall ſtehen bleibt, und ſo oft als naſeweiſer Zuſchauer den Fremden läſtig fällt.

Zwölfter Abſchnitt.

Talajür. — Maweliewarom.

Es war um 3 Uhr Nachmittags, als wir wieder von Tripalur abzogen, und kurz vor Sonnen-Untergang erreichten wir das Fiſcherdörfchen Talajurz es liegt am Meere und hat, was ſeine Hütten betrifft, und worüber ſich ſehr zu wundern iſt, in dem letzten Kriege nichts gelitten; aber die Einwohner waren alle umgekommen; nicht ein einziger war dem Schwerte oder dem Hungertode entgangen. Die wenigen Fiſcher, die jetzt das Dorf bewohnten, waren aus einem andern, einige Meilen weiter gegen Norden gelegenen, in demſelben Kriege abgebrannten Dorfe hieher gezogen.

Dies Alles erzählte mir einer von dieſen Unglückli- chen, als ich am Strande ſaß und dem Spiele der Wogen zuſah. Er ſprach mit Vorliebe von ſeinem Dorfe, ſeiner Hütte, ſeinem Fiſcherfloßchen und ſeinen Netzen; Alles hatte er damals verloren. Seine Frau und Kinder waren Hungers geſtorben, und nur Er allein war übrig geblieben! Er fieng an, laut zu weinen. —

Innigſt gerührt und mit düſtern Gedanken ange- füllt, kehrte ich, als die Sonne untergegangen war, zu unſerm Lagerplatze zurück.

Am folgenden Morgen zogen wir mit Tagesanbruch weiter, und bald nachher erblickten wir in der Ferne die Gebirge von Maveliewarom oder Mawelipuram, und um zwei Uhr Nachmittags kamen wir in das Thal ſelbſt, und bald befanden wir uns in der Mitte dieſer Menge von Wundern der Vorzeit. —

Es iſt ein ſehr überraſchender Anblick für den Fremd- ling, der zum erſten Male hieher kömmt! Möge er auch von der tiefſten Geringachtung für die Hinduer eingenommen ſeyn; wann er Maveliewarom ſieht, ſo wird er bekennen müſſen, daß dieſes Volk in den vorigen Zeiten eine hohe Stufe der Kultur muß erſtie- gen, und daß Künſte und Wiſſenſchaften bei demſelben müſſen geblüht haben; denn was man von alten Bau- trümmern und Ueberreſten architektoniſcher Denkmäler ſowohl hier, als in andern Gegenden Indiens zer- ſtreut findet, übertrifft Alles dieſer Art, was ſonſt

noch

noch irgendwo von antiken Gebäuden vorhanden iſt, ſelbſt die berühmten ägyptiſchen Pyramiden, u. ſ. w.

In dieſem öden Thale fanden wir jetzt eine unbeſchreibliche Menge Vögel von mancherlei Arten, wie ich noch nirgends in ſo großer Zahl beiſammen geſehen hatte. Von jedem Hügel wiederhallte das Girren der Turteltauben, die hier in unzählbaren Haufen in den Felſenlöchern und Ritzen der Ruinen ungeſtört geniſtet hatten. —

Da Hr. Cockrel, mein Reiſegefährte, heftigen Kopfſchmerz hatte, ſo rieth ich ihm bis nach dem Mittageſſen in der Schultri zu bleiben, und erſt nachher ſeine Neugierde mit mir an dieſem merkwürdigen Orte zu befriedigen. — Inzwiſchen ſtieg ich auf eine Anhöhe, ſetzte mich auf dem Gipfel derſelben nieder und überblickte den hehren, großen Schauplatz der Thaten grauer Vorzeit um mich her, in welche ferne Epoche meine Einbildungskraft mich zurückverſetzte. Hier thronte einſt der mächtige Judiſchter*). — Bei dem Anblicke dieſer gewaltigen Ruinen, vormals prachtvoller Gebäude, verſank ich in tiefes Nachdenken über den gewaltſamen Wechſel der Dinge. Hier ſtand einſt eine große, berühmte, volkreiche Haupt- und Reſidenzſtadt mit zwanzig Thoren und hundert Palläſten. Was iſt aus ihr

*) Judiſchter, ein in der indiſchen Urgeſchichte berühmter Fürſt, einer der fünf Söhne von Pand, des Helden des Gedichts Mahabharath. D. Verf.

und ihren zahlreichen Einwohnern geworden? — Nur Schutthaufen und Trümmer zeugen noch von ihrer vormaligen Pracht. An ihre Stelle iſt ein armſeliges Dörfchen getreten, wo einige arme Braminen in elenden Strohhütten wohnen!

Todesſtille herrſcht jetzt auf der Stelle der einſt ſo lebhaften, prachtvollen Stadt; das Geräuſch iſt verſtummt, die Tempel ſtehen zerfallen und verlaſſen, von undurchdringlichem Geſtrüppe umwachſen; die Mauern ſind mit Moos bedeckt, und mit Schlingpflanzen umwunden; der Wind heult durch die öden Hallen, und Schlangen, Eidechſen und anderes Ungeziefer haben jetzt dieſe Götterwohnungen bezogen. — Alle Herrlichkeiten ſind verſchwunden! —

Nach dem Mittageſſen gieng ich nun, wie wir uns vorgenommen hatten, mit meinem Reiſegeſellſchafter zur näheren Beſichtigung der Ruinen aus. — Ich war während meines Aufenthalts zu Sadras, das nur anderthalb Meilen davon entfernt iſt, öfters zu Mäveliewarom geweſen, hatte mich zuweilen einen ganzen Tag daſelbſt aufgehalten, und hatte alles Merkwürdige beſehen, unterſucht und abgezeichnet; aber jedes Mal, wann ich wieder dahin kam, fand ich neuen Genuß, neuen Stoff zur Bewunderung, und auch dieſes Mal ſchien mir alles wieder neu.

Welchen Eindruck muß nicht ein ſolcher Haufe halbverfallener uralter Gebäude machen, die in Geſtalt und Bauart ganz von den heutigen verſchieden ſind!

Ungeheure Steinmaſſen ſind hier aufgehäuft, tiefe unterirdiſche Gewölbe ausgegraben, die jetzt den Eulen und Fledermäuſen zur Wohnung dienen; ganze Felſen sind ausgehöhlt und in Säulenhallen gehauen. — Gewiß findet man auf der ganzen Erde nirgends auf einem verhältnißmäßig ſo kleinen Raume ſo viele Gebäude beiſammen, die alle in Felſen ausgehauen ſind, als zu Maveliewarom. Alle Anhöhen ſind mit Tempeln, Pyramiden, Schultri's und dergleichen Gebäuden bedeckt, und in ihrem Innern ausgehöhlt; Alles aus demſelben Geſteine.

Ungeheure Felsmaſſen liegen hie und da herum zerſtreut, als ob ſie durch ein Erdbeben wären von den Gebirgen losgeriſſen worden; andre ſcheinen abſichtlich dahin gebracht worden zu ſeyn, um zu irgend einem Baue zu dienen; man findet welche darunter, in die allerlei Bilder gehauen ſind.

Beſonders merkwürdig ſind ſieben alte Tempel, die ſich von dem Meeresufer an in einer geraden Linie, einer hinter dem andern, über eine Meile weit gleich einer Klippenreihe in das Meer hinaus erſtrecken. Ueber die zwei erſten rollen die Meereswogen ungehindert weg, und nur bei ſehr niedriger Ebbe werden ihre Spitzen ſichtbar; die anderen erheben ſich, immer einer höher als der andere, über das Waſſer, je näher ſie am Strande ſtehen; mit fürchterlichem Getöſe bricht ſich die Brandung an denſelben. Der erſte oder nächſte dieſer Tempel ſteht noch gerade auf dem Trocknen an

dem äußerſten Rande des Meeres, ſo daß bei hohem Waſſer die Wellen an demſelben anſchlagen. Bei ſehr niedrigem Waſſer heben ſich die Gipfel noch mehrerer anderer verfallener Gebäude über das Waſſer, ſo daß dieſer Theil der Küſte den Schiffen ſehr gefährlich iſt. Auch ſind die ſieben Pagoden von Mavelie-warom den Seefahrern genugſam bekannt und furchtbar, und finden ſich ſelbſt auf den Seecharten angezeigt. —

Eine ausführliche Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten von Maveliewarom kann hier keinen Raum finden. Ich muß mich daher begnügen nur Einiges davon zu berühren.

Nicht weit vom Ufer ſteht ein mittelmäßiger Berg, der den Seeleuten zum Merkmale dient, und alle Aufmerkſamkeit des wißbegierigen Beobachters verdient. Wenn man ſich dieſem Berge von der Nordſeite nähert, findet man eine ſolche Menge von alten Denkmälern und Ruinen, daß man bei dem erſten Anblicke glaubt, in eine verſteinerte Stadt zu kommen. — An dem Fuße dieſes Hügels, am Meere, ſteht eine ſehr ſchöne Pagode, die mit allen ihren Pfeilern und Zierrathen, aus einem einzigen Felſen ausgehauen iſt. In derſelben ſieht man rings umher eine Menge Bilder von mehr als Lebensgröße in ihren Niſchen, die ebenſo, wie das Rieſenbild eines Mannes, der eine Biſchofsmütze auf dem Kopfe hat, an Händen und Füßen gefeſſelt iſt, und in einer Art von Sarge liegt, welcher mitten in der Kirche ſteht, aus demſelben Geſteine ausgehauen ſind. —

Hie und da ſieht man große Felſenſtücke liegen, von welchen manche wohl 15 Fuß hoch und vier Mal ſo lang ſind; ſie ſind auf der einen Seite allein mit mancherlei Bildern in halb erhobener Arbeit von mehr als gewöhnlicher Lebensgröße angefüllt, welche in allerlei Geſtalten dargeſtellt ſind. Wozu dieſelben dienen ſollten, kann ich nicht ſagen.

Weiter hinaufwärts findet man einen großen, geräumigen, tief in den Berg hinein gehenden Saal mit drei Reihen Säulen; Alles aus Einem Stücke gehauen. — Dieſe Grotte iſt nach Art der heutigen Schultri's angelegt, und ſcheint auch dazu gedient zu haben. — Auf der entgegengeſetzten Seite des Eingangs ſteht eine Reihe von Statuen, die ebenſo, wie die vorderſten Pfeiler, von der ſcharfen Seeluft ſehr zernagt ſind. — Weiter verdienen die breiten, bequemen Stufen bemerkt zu werden, die auf vier verſchiedenen Seiten in den Berg gehauen ſind, und bis nahe an ſeinen Gipfel hinaufführen.

Auf der Weſtſeite, halben Wegs von dem Berge, kommt man zu einem Tempel, der auch aus einem einzigen Felſen gehauen iſt, und deſſen Wände mit ſchön geſchnittenen Bildern bedeckt ſind, die noch ſehr wenig von dem Zahne der Zeit gelitten haben, weil ſie der Seeluft nicht ausgeſetzt ſind. — Von dieſem Tempel ſteigt man auf verſchiedenen Treppen zu dem Gipfel des Berges hinan, auf welchem man eine Menge zerbrochener Säulen und Bilder findet, welche

den ganzen Rücken des Hügels bedecken, und unwiderſprechlich beweiſen, daß ehemals hier ungemein groſſe Palläſte und andere Gebäude geſtanden haben müſſen.

Wenn man von da auf der Südſeite, auf ausgehauenen Stufen den Berg hinabſteigt, ſo kömmt man wieder zu einer andern, tief in den Berg hinein ausgehauenen Grotte, die von einer Menge Säulen geſtützt wird. Nach den Altären, die man darin findet und der groſſen Menge Statuen von Göttern und Göttinnen zu urtheilen, die ſie enthält, ſcheint ſie vormals zu gottesdienſtlichem Gebrauche beſtimmt geweſen zu ſeyn. — Man bemerkt unter dieſen Götzenbildern die Rieſengeſtalt eines Wiſchnu, der auf einer Art von Bette liegt. Sein Kopfkiſſen iſt eine geringelte Schlange. — Dieſes ganze Bild iſt, ſo wie die übrigen alle, aus dem Felſen gehauen, mit welchem es noch durch ſein Untertheil zuſammen hängt.

So wie in dieſem, eben ſo findet man in den übrigen Bergen oder Hügeln, welche dieſes Thal bilden, eine Menge ſolcher Tempel, Denkmäler und Ruinen; ſo auch tief in die Felſen ausgegrabene Grotten und Säle, deren einige einen weiten, mit Bildern verzierten Eingang haben. — Vermuthlich müßten in dieſen unterirdiſchen Gemächern noch mancherlei Inſchriften, vielleicht auch wichtige Handſchriften zu finden ſeyn; aber ihr Zugang iſt wegen der Schlangen und andern giftigen Thiere, die hier hauſen, allzu gefährlich. Auch ich wurde dadurch abgeſchröckt, als ich von Sadras

aus mehrmals in der Abſicht hieher kam, ſolche Nachforſchungen zu wagen.

So bewunderswürdig alle hier erwähnte architektoniſche Kunſtwerke auch ſind, ſo werden ſie doch von mehreren anderen noch übertroffen, die man aus der Ferne auf mehreren Hügeln ſich erheben ſieht, welchen man ſich aber wegen der ſteilen Anhöhen, des dicht verwachsnen Gebüſches und der hier hauſenden giftigen und reißenden Thiere nicht ohne augenſcheinliche Gefahr nähern kann.

Auf dem zackigen Rücken eines ſolchen ſteilen, und jetzt ganz unzugänglichen, hohen Felſen ſteht ein Tempel, der, allem Anſcheine nach, noch ganz unbeſchädigt iſt. Die Braminen verſichern, daß man inwendig in dieſem Felſen, auf darin ausgehauenen Stufen bequem auf den Gipfel gelangen könne; doch ſeit undenklichen Zeiten habe dies Niemand mehr gewagt.

Ganz außerhalb des Dorfes, auf der Südſeite, ſtehen fünf Tempel von verſchiedener Geſtalt und Größe, jeder nur einige Schritte von dem andern; ſie ſind alle aus demſelben Felſen gehauen, und daher beſtehen alle fünf, jeder nur aus Einem Stücke. — Das Dach des mittlern und größten dieſer fünf Tempel iſt rund gewölbt, und hat einen großen Riß, der, wie man ſagt, durch einen Donnerſchlag entſtanden ſeyn ſoll. Alle dieſe fünf Tempel ſind mit Sinnbildern und Götzenfiguren angefüllt, die, ſo wie die Säulen, welche die Decke tragen, zu demſelben Felſen gehören, aus

welchem Alles mit dem Meiſel gehauen iſt. — Man findet dabei auch Abbildungen von Elephanten, Löwen und andern Thieren, von mehr als Lebensgröße, die alle in Stücke von dem nämlichen Felſen ausgehauen ſind.

Ueberhaupt ſind die meiſten Tempel, die man hier, zum Theil verfallen findet, aus Einem Felſen gehauen; doch giebt es auch mehrere Gebäude, die aus ſchwarzen, nicht mit Kalk oder Mörtel, ſondern bloß durch ihre Schwere mit einander verbundenen, Felſenquadern aufgeführt ſind.

Man erſtaunt, welch ungeheure Felſenmaſſen auf eine Höhe von 100 und mehr Fuß zu ſolchen Bauten gebracht worden ſind, und man muß der alten hinduiſchen Baukunſt volle Ehre wiederfahren laſſen!

Die Inſchriften, die man hier findet, hat noch kein hinduiſcher Pundit (Gelehrter) entziffern können; denn die Charaktere ſind gänzlich von dem Samſkrit, dem Nagari, dem Grindam und anderen alten indiſchen Schriftarten verſchieden.

Die alte Stadt, die einſt hier ſtand, muß von ſehr beträchtlichem Umfange geweſen ſeyn; denn man rechnet und findet, daß nicht nur das ganze Thal, das etwa 3 (holl.) Meilen im Umfange hat, dazu gehörte, ſondern ſie ſich auch zwei Mal ſo weit gegen Oſten an das Meer hin erſtreckte, wo jetzt die Wellen ihre Trümmer bedecken.

Wann, und wie dieſe große Stadt zu Grunde gegangen iſt, ob durch Krieg oder Natur, iſt unbekannt. — Ihr hohes Alterthum verliert ſich in dem undurchdringlichen Dunkel der grauen Vorwelt. *) Man weiß von ihrem Urſprunge eben ſo wenig Gewiſſes anzugeben, als von ihrem Untergange. — Bloß in dem berühmten Heldengedichte Mahabharath findet man einige dunkle Erwähnung von derſelben, wobei ihre Entfernung von der Mündung des Ganges, und Judiſchter, als ihr Beherrſcher angegeben iſt. Vermuthlich war derſelbe auch ihr Stifter, der ihr, ſeinem Freunde und Beſchützer Kiſchna zu Ehren, den Namen Mahapillieparam, d. h. Stadt des großen Tigers gab; denn Pillie bedeutet in der Nagariſprache einen Tiger. **) Andre meinen, dieſe Stadt habe ihren Namen erhalten von dem ſamskritaniſchen Worte Mavalie, welches einen Pfau bedeutet; noch Andere leiten dieſen Namen von dem Könige oder Radſchah Bali ab, welche Meinung aber ganz unwahrſcheinlich iſt; denn dieſer Fürſt hat zu Ajudhia, dem heutigen Aud regiert.

Ueberhaupt ruht dichte Finſterniß auf der Geſchichte und dem Urſprunge aller ſolcher Denkmäler und Ueberreſte der Vorzeit, die man in beinahe allen Thei-

*) Man vermuthet, daß Maveliewarom, die Stadt Maliarpha bei Ptolemäus, und andern alten Schriftſtellern geweſen ſey. D. Ueb.

**) Wilchna wird in ſeiner Verwandlung als Kiſchna in der Samſkritſprache Mahalhaz, d. h. großer Tiger genannt. D. Verf.

len von Indien zerſtreut findet. Was man darüber ſagt, iſt entweder höchſt unbefriedigend, oder beruht bloß auf Fabeln.

Deſſen ungeachtet ſind dieſe Trümmer die ſchönſten Beweiſe von der hohen Kunſt und ſchönen Blüte der Kultur jener früheſten Zeitalter, aus welchen ſolche Denkmäler ſich herſchreiben, von deren Entſtehung nicht einmal mehr eine Tradition vorhanden iſt.

Die Zeit, ja ſelbſt die Alles vernichtende Hand der Menſchen hat ſeit vielen Jahrhunderten dieſe herrlichen Denkmäler nicht ganz zerſtören können, die gewiß noch eben ſo viele Jahrhunderte ausdauern werden; beſonders aber werden die unterirdiſchen Gewölbe und Säle, die dem Zahne der Zeit und der Zerſtörungsluſt der Menſchen trotzen, nur mit der Welt untergehen.

Es fieng ſchon an dunkel zu werden, als wir unſer Umherwandern zwiſchen den Ruinen und unſer Klettern auf die Felſen endigten. Gewiß eine ganze Woche würde nicht hinreichen, um alle Merkwürdigkeiten dieſes Ortes gehörig zu beſichtigen.

Die Schultri, in welcher wir uns gelagert hatten, lag nebſt einigen anderen außerhalb des Dorfes, und war, ſo wie die übrigen, ganz leer von Reiſenden, außer uns. Ueberhaupt übernachteten die Reiſenden nicht zu Maveliewarom, aus Furcht vor den Tigern, Schakals und Hyänen, die hier in den undurchdringlichen Gebüſchen, in den Ruinen und Felsgeklüften zahlreich hauſen.

Da jedoch unſre Kuli's keine Luſt bezeugten, dieſen Ort ſo ſchnell zu verlaſſen, um die Reiſe fortzuſetzen; da wir hätten im Dunkeln fortwandern müſſen, weil wir nicht mit Fackeln verſehen waren, und erſt gegen Mitternacht in Sadras angekommen wären, wo ich auch einige Geſchäfte abzuthun hatte, wozu es nöthig war den Tag abzuwarten; ſo beſchloß ich, Trotz der drohenden Gefahren von den wilden Thieren, hier zu übernachten. — Die Braminen riethen uns, auf unſerer Hut zu ſeyn, indem es ſchon geſchehen ſey, daß Tiger Reiſende aus der Schultri herausgeholt hätten; ja es ſey noch nicht vor langer Zeit einer von den Dorfbewohnern von einem ſolchen Raubthiere zerriſſen worden.

Wir beſchloſſen daher, abwechſelnd Wache zu halten. Ich befahl zwei große Feuer vor demjenigen Theile der Schultri anzuzünden, den wir einnahmen, und Holz genug herbeizuſchaffen, um dieſelben die Nacht hindurch unterhalten zu können. — Die Kuli's hatten ſich ihrer Gewohnheit zu Folge ſogleich nach dem Nachteſſen ſchlafen gelegt; mein Reiſegefährte blieb noch bei einer Bole Punſch bis 11 Uhr bei mir auf; dann legte er ſich auch zur Ruhe; denn ich hatte die erſte Wache bis 2 Uhr nach Mitternacht. Ein Paar Kuli's leiſteten mir Geſellſchaft. Nachdem ich meine Flinte mit einer Kugel geladen hatte, ſteckte ich eine Cigarre an, und ſetzte mich auf die Stufen der Schultri.

Eine rabenſchwarze Nacht bedeckte das ganze Thal, und durch dieſelbe flimmerte kein anderes Licht, als der Schein der Leuchtwürmchen, die ſich in den Gebüſchen aufhielten. Die Todesſtille, die rund umher in der ganzen Gegend herrſchte, wurde nur durch das ſchauerliche Geheul der Schakals unterbrochen, die truppweiſe einander von den Hügeln herab antworteten. Auch die Nachteulen, die jetzt ihre Felſenhöhlen verlaſſen hatten, ließen ihr Gekreiſch dazwiſchen hören.

Es war eine ſchauerliche Nacht, die mich in düſtres Nachdenken verſenkte. *) Aus demſelben weckte mich plötzlich das Gebrüll eines Tigers, begleitet von dem Geheule einiger Schakals, das wieder von anderen beantwortet wurde. Das Geſchrei ſchien nicht zwanzig Schritte von uns entfernt zu ſeyn, und kam von der andern Seite der Schultri her. — Die beiden Kuli's, die mit mir wachten, waren eingeſchlafen, während ich in tiefes Nachdenken verſunken war. Das Gebrüll ſchröckte ſie auf; ja ſelbſt Herr Cockrel wurde davon aufgeweckt, und ſprang ängſtlich aus ſeinem Palankine.

Ich ergriff haſtig mein Gewehr, die beiden Kuli's nahmen Feuerbrände in die Hände, und ſo eilten wir auf die Seite der Schultri, von woher der Schall

*) Hr. Haafner theilt uns hier wieder ſeine Gedancken über Vergänglichkeit und Kriegsübel mit, die wir aber des Raums wegen weglaſſen, ſo gut ſie auch gedacht und geſagt ſind. D. Ueb.

gekommen war. Wir ſahen nichts; da aber einige Schritte davon ein Gebüſche war, ſo mochten die Raubthiere wohl darin verborgen ſeyn; um auf uns zu lauern. Ich ſchoß in das Gebüſche, um ſie daraus zu vertreiben. — Der Schuß weckte nun alle Kuli's auf, die nicht wußten, was das bedeute. Ich beruhigte ſie, und ſie legten ſich dann wieder ſchlafen. Doch Herr Cockrel und ich beſchloſſen aufzubleiben und zu wachen. Es war um ein Uhr, und wir brachten nun den Reſt der Nacht mit Rauchen und Schwatzen hin.

Wir hörten und ſahen nun weiter nichts mehr. Dies hatten wir unſeren Feuern und dem guten Rathe der Braminen zu danken. Wie leicht wäre nicht ein Unglück geſchehen geweſen!

Sobald der Tag anbrach, weckte ich meinen Francisco, um Kaffee zu kochen. Um 8 Uhr zogen wir dann unſere Straße weiter.

Dreizehnter Abſchnitt.

Ankunft zu Sadraspatnam und Wiederabreiſe von da. — Trialchery. — Die Schultri Lingie-Chitty. — Alamparwa. — Onor.

Es mag um eilf Uhr geweſen ſeyn, als wir in der Wellakaren-Schultri, eine Viertelſtunde von Sadras, anlangten. — Ich fand ſie in einen Steinhaufen verwandelt; doch das Wäldchen ſtand noch, das dazu gehörte, war aber ganz verwildert! Ach, wie ſo manche vergnügte Stunde hatte ich ehemals hier zugebracht! —

Ein Bedienter des Grafen von Byland, welcher nun Direktor des wieder errichteten holländiſchen Komtoirs zu Sadras war, wartete hier auf mich.

Nämlich in dem Kriege vom J. 1780 war Sadras, ſowohl das Dorf, als das Kaſtell, zerſtört worden; die Holländer wurden als Kriegsgefangene nach Madras gebracht, und die übrigen Einwohner waren alle, ohne Ausnahme, weggewandert. Nun gieng vollends Alles zu Grunde, und dieſe holländiſche Niederlaſſung war nun in einen Sammelplatz wilder Thiere verwandelt. — So fand ich dieſen Ort im J. 1784 auf meiner Reiſe von Madras nach Ceilan, und erkannte ihn kaum wieder! —

Das ganze Land war verwüſtet, und es war nicht glaublich, daß hier ſo leicht eine Handels-Niederlaſſung wieder aufblühen könne. Dennoch hatten die Direktoren der holländiſch-oſtindiſchen Handels-Geſellſchaft den Entſchluß gefaßt, das Unmögliche möglich zu machen, und Sadras wieder zu beſetzen, und zu einer Handelsloge einzurichten. Mit der Ausführung dieſes Entwurfs wurde der Herr Graf von Byland beauftragt, und mit der nöthigen Dienerſchaft, und einer Anzahl Sipajen an Ort und Stelle geſchickt. Hier befand er ſich nun in der größten Verlegenheit, in einer öden, nur mit Trümmern angefüllten Wildniß, unbekannt mit dem Handel, den die Kompagnie vormals hier trieb, ohne Anleitung, ohne Muſter, ohne ältere Bücher und Schriften vorzufinden; ja es war nicht ein Mal mehr ein einziger Menſch vorhanden, der ihm Anweiſung oder guten Rath ertheilt hätte, und ſo wußte er ſich nun gar nicht zu helfen.

Kapitän Huau war vor mir von Madras abgegangen, um nach Ceilan zu reiſen. Zu Sadras hatte er den Grafen angetroffen, den er ſchon vormals gut kannte, und dieſem erzählte er, wie er mit mir von Maſulipatnam nach Madras gereiſet ſey, und ſagte ihm dabei, daß ich ehedem drei Jahre lang die Bücher der Komtoirs zu Sadras geführt, und dabei zugleich die Stelle eines Sekretärs verſehen habe. Der Graf, der ſich nun weiter nach mir erkundigt, und meinen Aufenthalt bei Dr.

Beiſſer erfahren hatte, ſchrieb ſogleich an mich, und erſuchte mich auf das dringendſte, zu ihm zu kommen, um ihm die nöthige Anweiſung wegen des vormaligen Handels- und Geſchäftsgangs zu Sadras zu geben. Ich antwortete ihm, daß ich in Kurzem eine Reiſe nach dem ſüdlichen Theile der Küſte machen, und ihn dann beſuchen würde. In einem zweiten Briefe bat er mich, ihm den Tag meiner Abreiſe von Madras zu melden. Dieſem zu Folge hatte er nun einen hinduiſchen Auſpaſſer zu der Wellekaren-Schultri poſtirt, damit ich ja nicht, ohne bei ihm einzuſprechen, vorbeiziehen möchte.

Die Empfindungen, die mich überſtürmten, als ich in das unglückliche Sadras eintrat, laſſen ſich nicht ausdrücken. Wie ſehr war hier Alles verändert! Hier, wo ehemals Ruhe, Wohlſtand, Glückſeligkeit herrſchten, war nun eine beinahe menſchenleere Wildniß! Alles war vernichtet! — Kaum erkannte ich noch die vormals ſo reizende, paradieſiſche Gegend, wo ich einſt ſo vergnügt gelebt hatte!

Der ſchöne, prächtige Alabaum, *) der an dem Eingange von Sadras ſtand, war noch vorhanden, und jetzt noch größer und ſchattenreicher, als vormals; aber

*) Der indianiſche Feigenbaum (Ficus indica), wovon S. 198 im erſten Theile dieſer Reiſe nachzuſehen.

D. Ueb.

aber nun verſammelten ſich keine muntere Geſellſchaften in den Abendſtunden mehr um ihn her! Dieſer ehemalige allgemeine Verſammlungsplatz der Alten und Jungen war nun verlaſſen! — —

Wir traten bei dem Grafen ab, der uns auf das herzlichſte und freundſchaftlichſte empfieng. Er hatte das dem vormaligen Direktor de Neys gehörige Haus, außerhalb dem Kaſtelle, das beinahe ganz verfallen war, ſo weit möglich wieder herſtellen laſſen, um es einiger Maßen bewohnbar zu machen. — Die übrigen Kompagnie-Diener waren: ein Equipagen-Aufſeher, ein Paar Schreiber und ungefähr dreißig Sipajen, die in den am wenigſten beſchädigten Häuſern und Hütten des Orts wohnten. Uebrigens hatten ſich bisher, obgleich das Komtoir ſchon ſeit geraumer Zeit wieder errichtet war, noch ſehr wenig hinduiſche Familien hier angeſiedelt; die meiſten neuen Einwohner beſtanden aus ledigen Leuten, die man noch mit Geld und anderen Nothwendigkeiten unterſtützen mußte, um ſie in den Stand zu ſetzen, ſich zu ernähren. Der Graf hatte auch einen katholiſchen Prieſter aus Goa, der ſich zu St. Thome befand, zu bereden gewußt, ſich zu Sadras niederzulaſſen, und die Kirche, die auch viel gelitten hat, wieder zu eröffnen. Es iſt aber gar nicht glaublich, daß dieſer Ort, der auch vormals nur ein Dorf war, ſobald wieder bevölkert ſeyn werde; und an Handel iſt gar nicht mehr zu denken. Denn, wie werden vermögende Kaufleute ſich hier niederlaſſen, ſo lange ſie nicht durch ein Ka-

ſtell oder eine hinreichende Beſatzung geſchützt ſind? — Wo ſollen Zitzweber in hinlänglicher Zahl in dieſem entvölkerten Lande gefunden werden? — Und die tyranniſchen Engländer, werden dieſe nicht, bei ihrer jetzigen Uebermacht in Indien, alle Hülfsmittel aufbieten, um ihre Nebenbuhler im Handel zu Grunde zu richten? —

Meine Ankunft ward bald in dem ganzen Orte ruchtbar, und einige von den alten Einwohnern, die aus Liebe zu ihrem Geburtsorte wieder dahin zurückgekehrt waren, Männer und Weiber kamen herbei, und ſtellten ſich in einem Trüppchen in einiger Entfernung vor das Haus des Grafen, mit (nach hinduiſcher Sitte) in einander geſchlagenen Armen. Sie nickten mir mit freundlichen Geſichtern zu, und hörten nicht auf, mir ihre Salams zuzuſenden. Ich trat zu ihnen hin, und ſchüttelte ihnen treuherzig die Hände. Sie bewillkommten mich mit herzlichſter Freude, und wir ſprachen nun mit einander, wie man leicht denken kann, von dem vormaligen blühenden Zuſtande dieſes Ortes. Ach, das waren ſchmerzliche Erinnerungen! —

Sobald ich mich von meinem freundſchaftlichen Wirthe ſchicklich losreißen konnte, gieng ich allein aus, um das unglückliche Sabras nochmals zu beſehen, das zwar ſehr verwüſtet war, aber für mich ſeine Reize nicht verloren hatte. — Ich beſah auch die Schutthaufen des Kaſtells, konnte aber nicht in das

Innere eindringen, weil Alles mit Unkraut und Dorngebüſchen verwachſen war, und außer anderem Ungeziefer auch viele Brillenſchlangen darin hauſeten.

Wir blieben drei Tage bei dem Grafen, der uns herzlich gern drei Monate und noch länger bei ſich behalten hätte; auch überhäufte er uns mit Höflichkeiten. Ich verfaßte in dieſer Zeit für ihn eine ſchriftliche, ausführliche Anweiſung, wie er ſich in allen vorfallenden Gelegenheiten auf ſeinem Poſten zu benehmen habe, nebſt einem Berichte über die Art und Weiſe, wie vormals die Geſchäfte und Angelegenheiten der Kompagnie geführt wurden, ab; ich richtete ihm ſeine Bücher ein, durchſah und verbeſſerte ſeine ſechsmonatliche Rechnung, und theilte ihm überhaupt, ſo viel ich es vermochte, alle nöthige Belehrung mit.

Vor der Abreiſe brachten wir noch eine fröhliche Nacht mit einander hin. Hätten es meine und meines Reiſegefährten Angelegenheiten erlaubt; ſo wäre ich gern noch einige Tage hier geblieben; denn mein Herz hieng noch ſehr an Sadras; ja ich würde mit Freuden den Vorſchlag des Grafen angenommen haben, der mir die Stelle ſeines Sekretärs und Buchhalters mit einem anſehnlichen Gehalte, freier Tafel und anderen Vortheilen anbot; wenn es nur mit meinen anderen Planen verträglich geweſen wäre.

Nirgends hatte es mir in Indien ſo wohl gefallen, als zu Sadras, für welchen Ort ich eine beſondere Vorliebe hatte, und daher auch am Mor-

gen meiner Abreiſe, noch vor Tages Anbruche aufſtand, um den geliebten Ort nochmals zu durchwandeln. Ich beſah alle Plätze wieder, die mich ehemals intereſſirt hatten, den Teich, in welchem ich Morgens und Abends, ſo wie mehrere hundert Menſchen zu baden pflegte; er war jetzt mit Schilf und Unflat bedeckt; das Haus, das ich vormals bewohnte, nun ein Schutthaufe, ſo wie die Häuſer meiner alten Freunde. Ich vergaß mich ganz über den Gedanken von dieſer ſchröcklichen Veränderung, ſo daß mein Reiſegeſellſchafter mich aufſuchen laſſen mußte, um mir anzuzeigen, daß es Zeit ſey, abzureiſen.

Wir nahmen herzlichen Abſchied von dem Grafen von Byland, ſtiegen in unſre Palankins, und ich verließ Sadras mit gepreßtem Herzen.

Wir kamen zuerſt nach Arialſchery, welches Dorf ungefähr eine Meile ſüdwärts von Sadras liegt, und der Kompagnie gehört. Daſelbſt war vormals ein berühmter Steinbruch, wo viele feinere Steinarten zu Fließen oder Steinplatten u. ſ. w. gehauen und geſchliffen wurden. Zu jener Zeit war dieſer Ort groß und ſeine Einwohner lebten in einem gewiſſen Wohlſtande; jetzt aber war derſelbe nicht mehr kennbar. Das ganze Dorf beſtand nur noch aus wenigen elenden Strohhütten, und war bloß noch von Leuten bewohnt, die aus anderen Gegenden herbeigelaufen oder durch Geſchenke und Verſprechungen herbeigelockt waren.

Unſre Kuli's hielten hier ſtille, um zu trinken, und zu frühſtücken; inzwiſchen hatte ich Gelegenheit, mit dem Manigar oder Dorfshäuptling zu ſprechen, den ich befragte, ob wieder Leute in dem Dorfe wären, welche das Steinhauen und Steinſchleifen verſtänden, und ob man das Werk wieder angefangen habe, oder anzufangen bereit ſey? — Er zuckte die Achſeln, und aus Allem, was er ſagte, konnte ich deutlich ſchließen, daß man dieſe Arbeit nicht ſobald wieder beginnen würde, und daß wenig Hoffnung zur gänzlichen Wiederherſtellung des vormaligen Wohlſtands dieſes Dorfes vorhanden wäre.

Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir in der Schultri-Lingie-Chitty an, welche eine der größten öffentlichen Herbergen auf der ganzen Küſte iſt; denn es können wohl tauſend Menſchen ſich gemächlich darin lagern. — Vor dem unglückſeligen Kriege vom J. 1780 war ich einige Male hieher gekommen, und fand dieſe Schultri ſo ſehr angefüllt mit Menſchen, daß ich kaum noch Raum für mich darin hatte; jetzt aber waren höchſtens zehen bis zwölf Reiſende darin. — So ſehr iſt jetzt dies ſchöne Land entvölkert! — Die Schultri ſelbſt hatte auch ſehr viel von den Durchzügen der Truppen des Hyder-Ali und der Engländer gelitten. Vormals wurde hier auch armen, dürftigen Reiſenden Reißwaſſer und Reiß ausgetheilt. Dies fand nun nicht mehr Statt.

Es war ſchon ſpät, als wir zu Alamparweh

ankamen, das vormals eines der größten und ſchönſten Dörfer auf der Koromandelküſte, ein wahres irdiſches Paradies war, und das ich nun beinahe ganz verödet fand. — Wir mußten hier abermals Feuer anzünden, um uns vor den wilden Thieren zu ſchützen; denn wir hörten das anhaltende Geheul der Schakals und konnten auch deutlich das Gebrüll eines Tigers unterſcheiden. Vermuthlich kamen dieſe wilden Thiere aus den nicht weit davon gelegenen, mit Geſträuche und Krüppelholz bewachſenen Dünen herbei, um ihre Nahrung in dem Dorfe zu ſuchen. — Ueberhaupt hatte ſich ſeit dem letzten Kriege die Zahl der wilden und reißenden Thiere in dem ſüdlichen Theile der Koromandelküſte ungeheuer vermehrt, indem ſie durch die unzähligen Leichen, womit das ganze Land überdeckt war, aus den Gebirgen Gaut oder Gingi herbei gelockt wurden.

Mit Tagesanbruche zogen wir weiter durch das Dorf, das ehemals um dieſe Zeit ſchon ſo lebhaft war, worin man aber jetzt kaum einige Menſchenſtimmen hörte.

Um zehen Uhr kamen wir an den Palaar (d. h. Milchfluß), der in den Gebirgen von Gingi entſpringt, von welchen er in der Regenzeit mit ſchröcklichem Ungeſtüm herabſtürzt, und durch Bergſtröme verſtärkt, aus ſeinem Bette tritt, Bäume, Hütten, Alles was ihm in dem Wege iſt, mit ſich fortreißt, und das Land umher überſchwemmt, ſo daß man oft mehrere

Tage warten muß, ehe man über denſelben kommen kann. Jetzt aber war er völlig ausgetrocknet.

Kurz vor Sonnenuntergang langten wir in dem Dorfe Onur an, wo wir übernachteten. Aber der Name dieſes Dorfes raubte mir die Nachtruhe; denn er rief mir die Stadt Onur, im Königreiche Māſſur (Myſore) zwiſchen Panian und Bombay gelegen, ins Gedächtniß, und erinnerte mich an die Gräuelthaten, welche die Engländer daſelbſt verübten, als ſie im J. 1782 unter Oberſt Matthews dieſe Stadt belagerten, die wegen ihrer Schwäche nur zwei Tage lang Widerſtand leiſten konnte, und dann kapituliren mußte. Die Kapitulation, in welcher das Leben und Eigenthum der Beſatzung und der Einwohner geſichert wurde, war unterzeichnet, und man öffnete den Siegern die Thore; als aber die Engländer einzogen, achteten ſie nicht weiter auf das gegebene Wort, ſondern mordeten mit kaltem Blute ohne Unterſchied Beſatzung und Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, über zehntauſend an der Zahl. Die ganze Stadt ſchwamm im Blute! *) —

*) Ich erinnerte mich dabei an die noch empörendere Schandthat, welche die Engländer um dieſelbe Zeit und unter demſelben Befehlshaber in der feſten Stadt Omanpur in der Landſchaft Bednur oder Kanara verübten, welche Stadt ſie mit Sturm eroberten, indem ſie nicht nur die 1800 Mann ſtarke Beſatzung mordeten, ſondern auch etwa 400 junge Weiber und Mädchen, die ſich in eine Pagode

Vierzehnter Abſchnitt.

Kanſchemeer. — Ankunft zu Pondichery. — Herr Choiſelle. — Schlimme Nachrichten. — Mamia. — Der letzte Dienſt. — Abreiſe. — Beſchluß.

Dieſe Rückerinnerungen marterten mich ſo ſehr, daß ich erſt gegen Morgen einſchlafen konnte; doch wurde ich bald wieder aufgeweckt, weil der Kaffee fertig war. Um 7 Uhr reiſeten wir von Onur ab, und ich war froh, ein Dorf zu verlaſſen, in welchem ich eine ſo ſchlimme Nacht gehabt hatte; ach, ich wußte damals nicht, daß ich bald noch eine ſchröcklichere Zeit in dieſem Dorfe verleben würde!

Gegen Mittag kamen wir nach Kanſchemeer, einem ſchönen Dorfe, das ſich noch in gutem Zuſtande befand. In der Schultri, die auch nicht viel gelitten hatte, trafen wir einige Kaſchi-Kauris und Sipajen. — Hier hatten die Engländer, ehe ſie das Fort St. David erhielten, eine Faktorei, die aber nachher wieder aufgehoben wurde.

Kanſchemeer liegt 3 (holl.) Meilen von Pondichery, und hier fängt der natürliche Damm,

geflüchtet hatten, alles ihres Schmucks beraubten, ſie auf das Viehiſchſte ſchändeten, und dann mit ihren Bajonetten durchbohrten! D. Verf.

Röthſand genannt, an, weil er aus grobem rothen Sande beſteht; die Franzoſen nennen dieſen Damm, der bis nach Wilnur ſüdwärts geht, Côteau. Die Malabaren nennen denſelben Perembeh, nach einem gleichnamigen Dorfe, das einen großen, ſehr ſchönen, ausgemauerten Badeteich hat. — Auf dieſem Damme hatten die Franzoſen, als ihre Angelegenheiten in Indien noch in ihrer Blüte ſtanden, hübſche Luſthäuſer, die aber von den Engländern im J. 1761 meiſt zerſtört wurden, ſo wie dieſelben auch damals Pondichery, die ſchönſte Stadt in ganz Indien, in einen Steinhaufen verwandelten.

Die Gegend um Pondichery iſt entzückend ſchön; vor dem letzten Kriege war ſie zehen Meilen in die Runde mit Dörfern überſäet; doch die meiſten derſelben waren jetzt zerſtört, und die noch vorhandenen kaum zur Hälfte bewohnt.

Es war um 7 Uhr Abends, als wir zu Pondichery anlangten, und bei Herrn Joly einkehrten, bei welchem ich ſchon von Madras aus zwei Zimmer für uns beſtellt hatte. Vormals hatte ich immer bei einem Herrn Telemaque geherbergt, der aber, wie ich erfahren, inzwiſchen geſtorben war.

Bei meiner Ankunft fand ich ſchon einen Brief für mich, welchen Mamia am Tage nach meiner Abreiſe, zu Madras auf die Poſt gelegt hatte. — —

Hier möchte es doch wohl nicht unnöthig ſeyn,

etwas von dem Poſtweſen in Indien zu erzählen, das von dem europäiſchen ſo ſehr verſchieden iſt; denn es giebt dort weder fahrende noch reitende Poſten, ſondern laufende, nämlich Poſtboten zu Fuße, welche die Felleiſen mit den Briefen von Ort zu Ort befördern, und Tappals oder Dhaak genannt werden. In allen beträchtlichen Städten, wie z. B. Kalkutta, Madras, Pondichery, Tanſchaur, Nagapatnam u. ſ. w., ſind Poſtkomtoire, von welchen jeden Abend die Briefe durch Poſtboten nach allen Theilen von Indien abgehen. Es ſind aber dieſer Poſtboten immer zwei beiſammen; der eine derſelben trägt das Brieffelleiſen, und der andere ein kleines Trommelchen, das einen ſehr hellen, lauten Schall giebt, und worauf er immerfort ſchlägt, theils um Schlangen und wilde Thiere, die ſich im Wege finden könnten, zu verjagen, theils um die Ankunft der Poſt zu verkündigen. Von zwei zu zwei Meilen ſind kleine Hütten an der Poſtſtraße aufgerichtet, worin die Poſtboten wohnen, die, ſo wie ſie das Trommelchen hören, heraustreten, das Felleiſen aufnehmen, das ihnen der Ankommende vor die Füße wirft — denn es anders zu übergeben, erlaubt der Aberglaube nicht — und ſogleich laufen die neuen Poſtboten eilends damit auf die nächſte Station, und ſo geht es dann weiter fort, bis zum nächſten Poſtkomtoir.

Der Brief von Mamia war mit innigſten Bezeugungen der Liebe, und mit Bitten um baldige Rückkehr angefüllt.

Kaum war ich drei Tage zu Pondichery, als ich von einem Fieber befallen wurde, das mich neun Tage im Bette hielt. Mein Arzt war Herr Choiſelle, ein franzöſiſcher Miſſionar, der lieber durch ſeine Kenntniſſe in der Heilkunde Menſchenelend linderte, als herumſchweifte, um blinde Heiden zu bekehren. Von reichen Leuten nahm er nur eine geringe Mühevergeltung und die Bezahlung ſeiner Arzeneien an; von den Armen aber gar nichts. — Gott belohne ihn dafür! —

Dieſer gute Mann hatte die hinduiſche Heilkunde ſtudiert, und verordnete ſeinen Patienten nur inländiſche Vegetabilien. Er verſtand die Landesſprache vollkommen, beſaß ſehr viele Kenntniſſe, war ſehr glücklich in ſeinen Kuren, und hatte daher einen außerordentlichen Zulauf. Wir waren alte Bekannte; denn er hatte mich während meines frühern Aufenthalts zu Sadras von einer langwierigen, ſchweren Krankheit geheilt; er half mir auch jetzt wieder.

In der Zwiſchenzeit hatte mir Mamia wieder geſchrieben, und mir gemeldet, daß ſie Bruſtſchmerzen leide und einen heftigen Huſten habe; ſie beſchwor mich dabei, baldigſt zu ihr zurückzukehren.

Ich antwortete ihr, ohne ihr jedoch Etwas von meiner Krankheit zu ſagen, weil ich ſie nicht ängſtigen wollte, daß meine Geſchäfte mir nicht erlaubten, ſo ſchnell als ich wünſchte, wieder zurückzukehren; wof-

über ſie ſich aber gar nicht beunruhigen ſolle, und zugleich trug ich meinem Dobaſch auf, den beſten Arzt zu meiner kranken Mamia herbeizuholen, und keine Koſten zu ihrer Wiederherſtellung zu ſparen.

Ich eilte nun, meine Geſchäfte zu Pondichery möglichſt ſchnell zu beendigen, und war im Begriffe nach Trankebar abzureiſen, als ich am Tage vor demjenigen, den ich zu meiner Abreiſe beſtimmt hatte, bei meiner Nachhauſekunft von einem meiner Freunde, bei welchem ich geſpeiſet hatte, einen Brief von Madras vorfand. — Er war nicht, wie ich Anfangs glaubte, von meiner Geliebten, ſondern von meinem Dobaſch. Dieſer meldete mir, Mamia ſey mit der alten Daja plötzlich verſchwunden, ohne daß er eine Spur von ihr habe auffinden können. Er fügte die Nachricht bei, daß Mamia ſeit meiner Abreiſe immer kränklich geweſen ſey, und Blut ausgeworfen habe; auch habe ſie einen Gunekaren (Wahrſager) wegen ihres künftigen Schickſals um Rath gefragt; dieſer habe ihr nicht viel Gutes geweiſſagt, und beſonders ihre baldige Trennung von ihrem Geliebten prophezeit, und ſeit dieſem Augenblicke ſey ſie immer traurig und niedergeſchlagen geweſen, ſo ſehr man ſich auch bemüht habe, ſie aufzuheitern. Das Sonderbarſte war, daß ſie ihre beſten Kleider und alle ihre Juwelen in ihrer Wohnung zurückgelaſſen hatte. Er ſchloß ſeinen Brief mit der Bitte, ich möchte noch einige Tage in Pondichery verweilen, um zu erwarten, ob er inzwiſchen nichts erforſchen könne, was er mir dann ſogleich melden würde.

Ich weiß nicht, warum dieſer Brief mich nicht ſehr erſchröckte. Ich war mehr erſtaunt, als betrübt über die Nachricht von Mamia's Flucht, da ich überzeugt war, daß ſie mich nicht verlaſſen werde, und dachte nicht anders als daß ſie mit der Daja insgeheim eine Wallfahrt nach einem benachbarten Tempel unternommen habe; doch ärgerte es mich, daß ſie mir nichts davon geſchrieben hatte.

Ich beſchloß jedoch, der Bitte meines Dobaſch Gehör zu geben, und noch einige Tage zu Pondichery zu verweilen, um weitere Nachrichten abzuwarten.

Am zweiten Tage Abends, ungefähr um 7 Uhr, als wir gerade bei dem Abendeſſen waren, wurde mir gemeldet, es warte an der Thür ein Hinduer auf mich, der nach mir mit Namen gefragt habe, und mich zu ſprechen wünſche.

Ich gieng ſogleich hinaus, und fand einen Malabaren, der mir, als er mich nach meinem Namen gefragt hatte, erzählte: Er ſey der Sohn einer Dewebaſchie und wohne zu Onur; geſtern habe er zufälliger Weiſe eine junge Tänzerin, die ſehr krank und von der Reiſe ermüdet war, mit ihrer alten Mutter in der Schultri angetroffen, und von ihrem Zuſtande gerührt, habe er beide, weil ſie von der nämlichen Klaſſe waren, wie ſeine Mutter, zu derſelben in ſein Haus aufgenommen. Die alte Frau habe ihn abgeſchickt,

mich eiligſt abzuholen, indem der Arzt des Dorfes erklärt habe, das Mädchen werde nicht drei Tage mehr leben, und doch wollte ſie mich noch ſprechen.'

Ach, das war meine Mamia! Ich ſtand Anfangs ſprachlos und betäubt von der Schreckensnachricht da; doch bald faßte ich mich wieder, und ſogleich ließ ich Kuli's beſtellen, die in Zeit von einer Stunde bereit ſeyn ſollten, mich nach Onur zu tragen, und Fackeln einkaufen. Dem Boten, es war ein Juntri (Muſikant), der mich wieder zurückbegleiten ſollte, gab ich ein Paar Rupien, damit er inzwiſchen zu Nacht eſſen könne, und dem Herrn Cockrel, der über meine ſchnelle Abreiſe ſehr erſtaunt war, ſagte ich, ein Eilbote habe mir die Weiſung gebracht, aufs ſchleunigſte nach Trankebar zu kommen, wo ich mich meiner Geſchäfte wegen einige Tage aufhalten müſſe.

Noch vor neun Uhr war ich ſchon auf der Reiſe — man denke ſich, welche düſtre Gedanken mich dieſe Nacht hindurch beſchäftigten! — und am folgenden Morgen um 7 Uhr war ich zu Onur. Ich ließ meinen Palankin und meine Kuli's in der Schultri, und gieng mit dem Juntri nach ſeinem Hauſe, wo wir uns hinter den Pagger (die mannshohe Lehmmauer, mit welcher die Häuſer der Hinduer umgeben ſind) ſtellten, um zu warten, bis Jemand herauskäme. Bald erſchien die Daja, ich rief ihr leiſe zu; ſie eilte auf mich hin, fiel zu meinen Füßen nieder, und weinte laut um ihre todtkranke Tochter. Ich machte ihr bittre

Vorwürfe darüber, daß ſie das kranke Mädchen habe eine ſolche Reiſe machen laſſen; aber ſie betheuerte mir, Mamia habe ſich nicht von dem Vorſatze abbringen laſſen, mich ſelbſt aufzuſuchen, um mich noch ein Mal zu ſehen, und würde eher den Weg allein gemacht haben. Sie erzählte mir dabei, was ſie auf dieſer Reiſe ausgeſtanden hätten, und wie Mamia immer kränker geworden, und jetzt dem Tode nahe ſey.

Ich ward äußerſt beſtürzt über dieſe Kunde, und bis zu Thränen gerührt; doch hoffte ich, meine Geliebte werde noch gerettet werden können, da ich nicht anders dachte, als die Krankheit rühre größten Theils von den Mühſeligkeiten der Fußreiſe her.

Ich trat zu ihr ein, ſobald ſie erwacht war; denn ſie hatte geſchlafen, als ich ankam; ſie ſtieß einen lauten Freudenſchrei aus, als ſie mich erblickte, und nun fiel die zärtlichſte Scene zwiſchen uns vor. *)

Ach, das gute Mädchen war ſehr krank, und nun entdeckte ich erſt, daß ihre Krankheit von den Anſtrengungen herrührte, denen ſie ſich unterzogen hatte, um mich zu Madras aus den Fluten zu retten; denn als ſie ſich mit der einen Hand feſt an das Kattemaram anklammerte, und mit der andern mich em-

*) Der Verf. hat dieſe Scene ſo vollſtändig ausgemalt, daß ſie in dieſer Ueberſetzung unmöglich Raum finden konnte.
Der Ueb.

vorhielt, hatte ſie einige Stöße unter die rechte Bruſt von einem Querholze des ſchwankenden Floſſes erhalten, und daraus war dann eine Lungenentzündung entſtanden.

Wie ſehr erſchrak ich! — Doch gab ich die Hoffnung noch nicht auf. Ich ließ zu dem Waitium von Onur noch den von Kanſchemeer herbeiholen, und verſprach beiden die anſehnlichſte Belohnung, wenn ſie meine theure Mamia retten könnten. — Ach, hier war keine Rettung mehr möglich, da ſich ihr Krankheitszuſtand durch die Mühſeligkeiten der Reiſe allzu ſehr verſchlimmert hatte! — Sie entſchlief am nachfolgenden Abende in meinen Armen!

Meine Betrübniß über dieſen ſchmerzlichen Todesfall will ich hier nicht ſchildern. Auch die Daja war ganz untröſtlich.

Ich ließ der Verſtorbenen ein ehrenvolles Leichenbegängniß halten. Zu dem Ende wurde der Waidigher (ein Bramin, der die Leichenceremonien beſorgt) zu mir gerufen, und ich ſagte zu ihm:

„Sami *), mir hat Jomradſch (der Gott des Todes) eine liebenswürdige, treue Gefährtin geraubt; es iſt daher billig, daß ich ihr Andenken ehre. Ich will

*) D. h. Herr; ein Titel, der den Braminen und auch den Untergöttern gegeben wird. D. Verf.

will, daß ihr Leichenbegängniß mit allen gewöhnlichen Ceremonien gehalten werde. Ihre Leiche ſoll in meinem Palankin auf den Smeshaan (Verbrennungsplatz) getragen, der Scheiterhaufen ſoll von Mangaholz *) errichtet werden, und ich ſelbſt werde ihn (ſo hatte es Mamia von mir verlangt) anzünden!"

Ich erkundigte mich, wie hoch ſich die Koſten belaufen würden? Der Bramin ſchlug ſie zu 15 Pagoden an; ich gab ihm 20, mit der Bedingung, keine hiebei gebräuchliche Ceremonie, kein Gebet und kein Opfer zu verſäumen. Er verſprach mir's, und auf den Abend ſollte Alles in Bereitſchaft ſeyn.

Dieſen ganzen Tag brachte ich in düſtrer Melancholie, theils in der Schultri, theils in dem dazu gehörigen Wäldchen zu. — Gegen Abend wurde mir angezeigt, daß nun Alles bereit wäre, um die Leiche auf den Verbrennungsplatz (Smeshaan oder auch Tſchobolet) zu bringen. —

Mit wankenden Schritten gieng ich nach der Woh-

*) Wie bei allen Vornehmen; für gemeine Leute wird nur gewöhnliches Holz und gedörrter Kuhmiſt dazu genommen.
D. Verf.

nung der Dewedaſchie, wo man ſchon auf mich wartete. Man brachte die entſeelte Mamia heraus; ich nahm ſie, und legte ſie ſelbſt ganz ſanft in den Palankin. Meine Thränen tropften auf ihr Geſicht herab. — Nun wurden die Fackeln angezündet; die Wettians (Leichenträger) nahmen den Palankin auf, und trugen ihn fort; das ſtille Dorf wiederhallte von den Trauertönen der Tarehs *) und in dieſelben ſtimmte das Jammergeſchrei der Daja, die dem Zuge folgte.

Als wir auf dem Verbrennungsplatze angekommen und die gewöhnlichen Ceremonien beendigt waren, nahm ich die Leiche mit Hülfe eines Wettians aus dem Palankine und legte ſie ſachte auf den Holzſtoß, und nachdem Alles zubereitet war, ließ ich mir eine brennende Fackel geben, zündete damit, den Rücken gegen den Scheiterhaufen gekehrt — denn ſo iſt es Sitte, um die Trauer auszudrücken — denſelben an, und ſo überlieferte ich meine entſeelte Mamia den Flammen. — Ohne rückwärts zu ſehen, kehrte ich mit blutendem Herzen in die Schultri zurück.

Ich hatte den Wettians befohlen, mich herbei-

*) Eine Art Poſaune, die nur bei Leichenbegängniſſen geblaſen wird. D. Verf.

zurufen, wann die Leiche ganz vom Feuer verzehrt ſeyn würde; dies thaten ſie auch nach ein Paar Stunden, und nun ließ ich durch die Wettians einen großen, runden, hinduiſchen Waſſerkrug mit engem Halſe, Kalang genannt, mit den noch nicht ganz verbraunten Gebeinen meiner theuern Mamia anfüllen; welchen Krug ich dann auf einem nahe liegenden Hügel unter dem Schatten einiger Palmen vergrub.

Es war ſchon ſpät, als ich alle dieſe heiligen Pflichten mit ſchwerem Herzen erfüllt hatte; den übrigen Theil der Nacht brachte ich ſchlaflos in tiefer Melancholie und in banger Erwartung des kommende Tages hin.

Kaum war derſelbe angebrochen, als die Daja zu mir kam, um Abſchied von mir zu nehmen, und dann nach Madras zurückzukehren; denn nun war ihr der Aufenthalt an dieſem Orte verhaßt. Ich gab ihr einen Brief an meinen Dobaſch mit, welchem ich darin befahl, ihr alle von Mamia zurückgelaſſene Kleider und Juwelen einzuhändigen, die ich ihr als Andenken an Mamia und als Belohnung ihrer mütterlichen Liebe für dieſelbe, hiermit ſchenkte. Ihr Abſchied von mir war äußerſt rührend; ſie warf ſich mir zu Füßen, zerfloß in Thränen und wehklagte laut um

ihre Mamia. — Schwerlich hat ſie ſie lange überlebt!

Nachdem die Daja abgezogen war, gieng ich zu der Dewedaſchie, welche meine Mamia ſo menſchenfreundlich und gutherzig in ihre geringe Wohnung aufgenommen und ſie verpflegt hatte, um ihr herzlichſt dafür zu danken. Das Geſchenk, das ich ihr dabei überreichte, übertraf bei weitem ihre Erwartung.

Da ich meine Kuli's, weil ich vorausſah, daß ich einige Tage zu Onor würde verweilen müſſen, nach Pondichery zurückgeſchickt hatte, und da nun mein Palankin, weil eine Leiche darin gelegen hatte, nach hinduiſcher Meinung, nur noch von Trägern der unterſten Klaſſe getragen werden konnte, ſo mußte ich hier Pariahs-Kuli's zu meiner Rückreiſe annehmen, und nun verließ ich das für mich ſo traurig gewordene Onor.

Beinahe das ganze Dorf hatte dem Trauergepränge meiner Mamia beigewohnt, und war Zeuge von den aufrichtigen Beweiſen meiner Liebe zu der Verſtorbenen geweſen, welche um ſo mehr Eindruck machten, da man ſo Etwas von Europäern nicht gewohnt war. — Als ich nun abreiſte, umringten viele

Weiber und Mädchen meinen Palankin; Andere ſtanden unter ihren Hausthüren, um mich vorbeiziehen zu ſehen; alle grüßten mich herzlich und ſchienen mir Troſt zu wünſchen. — O gewiß wird das Andenken der guten Mamia und des Weißen, der ſie hier ſo feierlich verbrennen ließ, noch lange bei dieſen guten Leuten leben!

Unter unausſprechlichen Wehgefühlen verließ ich dieſes Dorf. Alle meine ſchönen Plane der Zukunft, meine Entwürfe, in Indien auf dem Lande den Reſt meines Lebens in ſüßer Ruhe hinzubringen, waren nun zertrümmert!

Mit ſolchen und anderen finſteren Gedanken beſchäftigte ich mich auf meiner Rückreiſe nach Pondichery, wo ich krank an Leib und Seele anlangte; meinen Kummer aber theilte ich meinem Reiſegefährten, Herrn Cockrel nicht mit.

Mein Lebensplan erhielt nun eine ganz andere Richtung; denn nun befand ich mich wieder ganz allein auf der weiten Welt!

Ich eilte, meine Geſchäftsreiſe nach Trankebar und Nagapatnam noch vor dem Eintritte der ſchlimmen Jahrszeit zu vollbringen, und durch Beſchäftigung

gelang es mir, meinen Trübſinn ein wenig aufzuheitern.

Ich kehrte ſodann nach Pondichery zurück, um mit Herrn Cockrel, der in Zeit von einem Monate abzureiſen beſchloſſen hatte, nach Isle de France überzufahren, und eine Küſte zu verlaſſen, auf welcher ich in mehreren Jahren, ſeit ich von Sadras abgegangen war, nichts als Verdruß und Unglück gehabt hatte!

AUG -7 1928